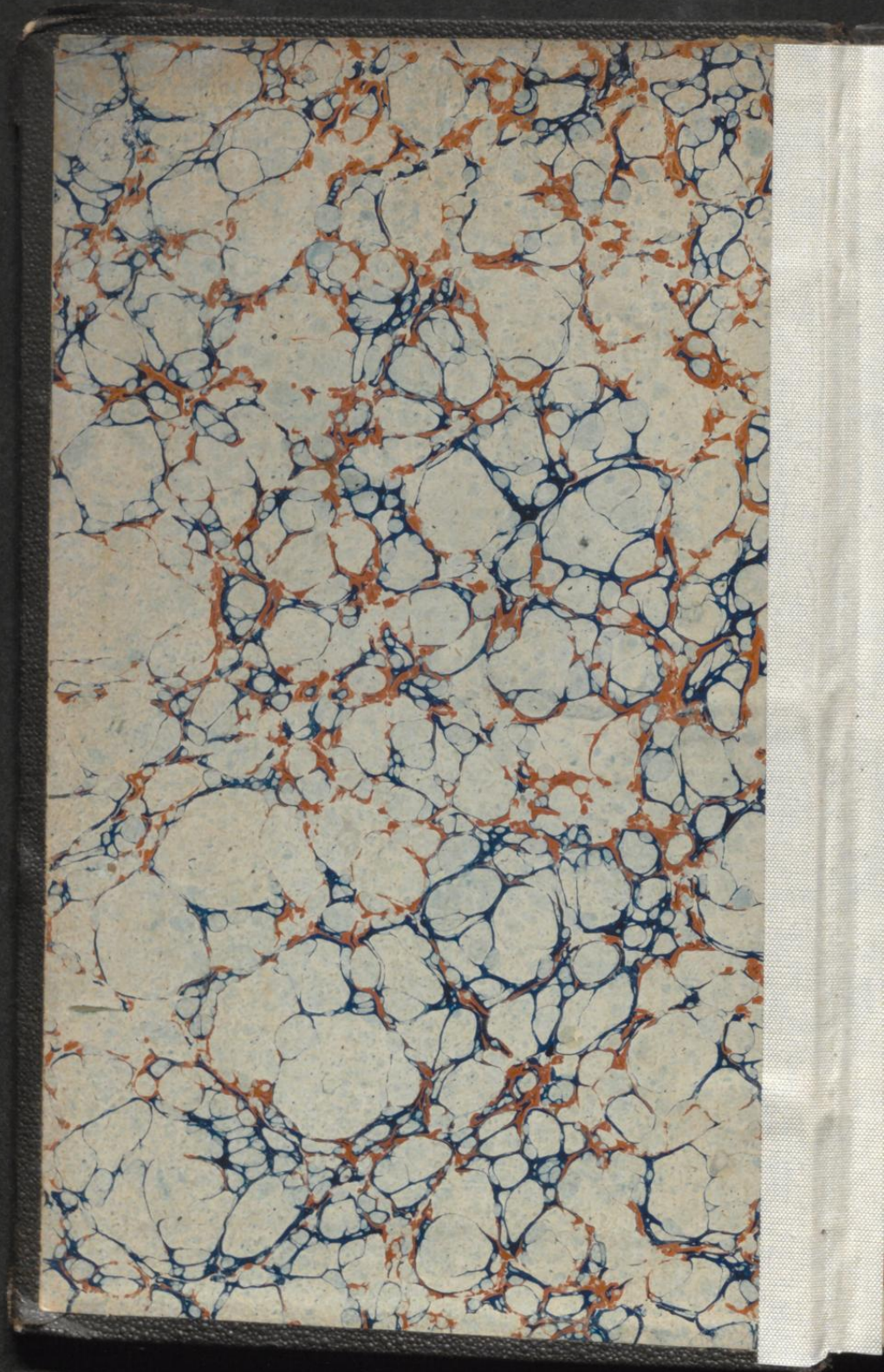


Wiener Stadt-Bibliothek.

55925 A

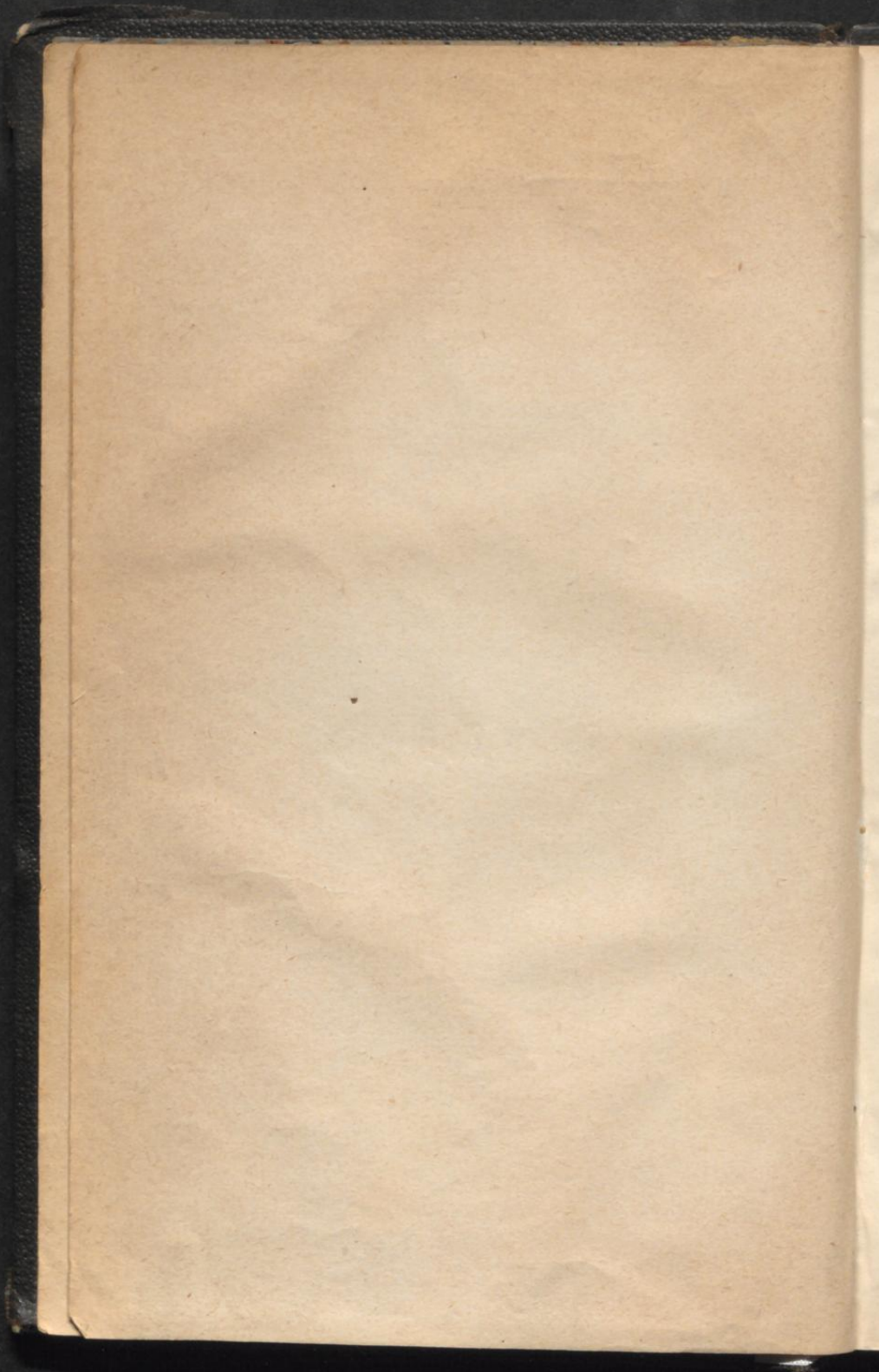




a 55925.

~~200~~

A.



# Frauenehre.

Roman aus dem modernen socialen Leben.

---

Von

**Franziska Essenther,**

Beiräthin des Central-Frauen-Comité's des Allgemeinen Vereines für Volkserziehung  
und Verbesserung des Frauenlofes in Wien und Stuttgart.

---

Erscheint in 3 Bänden.

---

**I. Band.**

---

Wien 1873.

Commissions-Berlag von Leo & Comp.

# Erkenntnis

Erkenntnis des Menschen nach dem höchsten Gesetze

von

Motto: „Befähigte Menschen sind nicht zur Unterwürfigkeit geboren; die Natur hat ihnen einen Freibrief ausgestellt, der sie berechtigt, die Bahnen selbstständigen Wirkens und Schaffens zu betreten.“  
P. A. Korn: Die Bestimmung des Weibes nach den Gesetzen der Natur.

J. N. 84148



Wien 1873

Verlag von F. v. Schönböck

## Vorwort.

Die Sitte, „Vorworte“ zu schreiben, ist nunmehr eine veraltete, und zwar mit Recht, denn ein Buch soll für sich selber sprechen. Wenn an dieser Stelle dennoch von dieser veralteten Sitte Gebrauch gemacht wird, so geschieht es aus dem Grunde, weil das vorliegende Werk den Zweck hat, für die Gleichberechtigung der Frauen zu plaidiren und der Charakter der Romandichtung, für den eine Tendenz irgend welcher Art ohnehin so leicht zur gefährlichen Klippe wird, es nicht gestattet, einen so nüchternen Blick auf die Grundidee des Buches zu werfen, als es in diesem kurzen „Vorwort“ möglich ist. —

Die Gleichberechtigung der Frau ist für uns größten Theils eine, noch verhältnißmäßig neue Theorie und sie erleidet meist dieselben Angriffe, wie alle neu aufgestellten Theorien, d. h. man hegt in Bezug auf deren praktische Tüchtigkeit und Durchführbarkeit die mannigfachsten, thatsächlich leider nur mangelhaft zu widerlegenden Zweifel und, unter dem Einfluß des Althergebrachten stehend, macht man sich nicht selten die paradoxesten Vorstellungen von der so oft mißverstandenen und gemißbrauchten „Frauen-Emancipation“. —

Gewiß können praktische Beispiele, wie z. B. die zahnärztliche Praxis der Frau Dr. Hirschfeld in Berlin u. A., der Idee der

Gleichberechtigung der Frauen viel wirksamere Verbreitung verschaffen, als alle theoretischen, wenn auch noch so schlagenden Argumentationen.

Leider verfügen wir noch nicht über eine so große Anzahl derartiger Beispiele, um das Wesen einer edlen, nützlichen und naturgemäßen Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechtes in klaren und sicheren Zügen praktisch darlegen zu können; vielleicht kann jedoch auch eine Dichtung, welche das Wesen, das Leben, den Entwicklungsgang einer edlen Frauennatur unter dem herrschenden Einfluß der oben erwähnten Idee schildert, in ähnlichem Sinne wirken, in so fern eben die Dichtung das reale Leben wiederzuspiegeln vermag. —

Hiezu ist das vorliegende Buch ein bescheidener Versuch.

#### Die Verfasserin.

n,  
n.  
H  
d  
n  
n  
n  
n  
te  
l=

Erstes Buch.

---

Im Vaterhause.

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

Das Buch ist von

Der Verlagsanstalt

Verlagsgesellschaft

## Inhalt.

---

	Seite
I. In der Familie. . . . .	3
II. Verwirklichte Hoffnungen. . . . .	18
III. Im Hause des Hofrathes. . . . .	30
IV. Vater und Tochter. . . . .	49
V. Auf der Landparthie. . . . .	58
VI. Zu Hause. . . . .	76
VII. Eine gute Parthie. . . . .	92
VIII. Folgen. . . . .	109
IX. Emil von Waldheim. . . . .	120
X. Auch in einer Familie. . . . .	134
XI. Junge Mädchen. . . . .	148
XII. Scheiden. . . . .	167

Inhalt.

I. Von der Familie	1
II. Systematischer Aufhang	12
III. Die Gattung der Gattung	30
IV. Gattung und Art	46
V. Die Gattung der Gattung	63
VI. Die Gattung	76
VII. Die Gattung der Gattung	90
VIII. Die Gattung	107
IX. Die Gattung der Gattung	120
X. Die Gattung der Gattung	131
XI. Die Gattung der Gattung	144
XII. Die Gattung	167

Erstes Capitel.  
In der Familie.

„Emilie, Du bist unweiblich!“

„Emil, Du bist unmännlich!“

Es waren zwei noch sehr junge Wesen, die sich diesen be-  
deutsamen Vorwurf gegenseitig zuschleuderten, und sie schienen noch  
kaum jenes Lebensstadium der Reife erreicht zu haben, um die er-  
wähnten Eigenschaften vollkommen entfalten zu können. Und doch  
ließ die hohe Intelligenz und das belebte geist- und verständnißvolle  
Mienenspiel in den schönen, jugendlich frischen Gesichtern vermuthen,  
daß sich die Streitenden der Tragweite der eben ausgesprochenen  
Worte vollkommen bewußt waren. — Die Aehnlichkeit in den feinen,  
charakteristischen Zügen der Beiden, die gleichförmige körperliche Ent-  
wicklung der beiden jugendlich kräftigen Gestalten bezeichnete den  
Jüngling und das Mädchen sogleich als Zwillingsschwister. Das  
junge Mädchen trug jedoch entschieden mehr geistige Ueberlegenheit  
und selbstbewußte Ruhe in ihrem ganzen Wesen zur Schau, als der  
sichtlich höchst aufgeregte Bruder, besonders wie sie sich jetzt gleich-  
müthig auf das Tischchen vor ihr stützte und Emil unerschüttert  
seinen Vorwurf zurückgab.

Auf dem Tischchen lag aufgeschlagen ein stattlicher Quart-  
band, dessen Blätter anatomische Abbildungen zeigten. Der junge  
Mann stand vor ihr, geärgert und gereizt und seine Augen  
blitzten.

„Emilie, Du bist unweiblich!“

„Emil, Du bist unmännlich!“

„Ei, Fräulein Schwester ist sehr schlagfertig. Ich entspreche  
also Deinem männlichen Ideale nicht. — Hm, ich könnte Dir ein  
ähnliches Bekenntniß ablegen. Indessen dürfte ich wohl erfahren,

inwiefern sich bei mir in Deinen Augen der Mangel an männlichen Eigenschaften bemerklich macht. Du weißt, ich bin empfindlich in diesem Punkte, und mag mir solche Dinge nicht sagen lassen, selbst nicht von einem Mädchen, von einer Schwester, obgleich deren Competenz zu solchen Aussprüchen auch noch nicht über allen Zweifel erhaben ist."

"Aber Emil," schaltete die Schwester ein; "Du vergißt, daß Du mir denselben Vorwurf, und zwar zuerst, machtest, und daß er mich nothwendigerweise eben so verletzen mußte."

"Du verdienst ihn aber, Emilie, das mußt Du selbst wissen und erkennen, wenn Du das Wesen und Leben anderer Mädchen betrachtest," rief Emil aufgeregt. „Uebrigens hast Du mich durch Dein, meinen Wünschen gerade zuwiderlaufendes, herausforderndes Betragen besonders gereizt und dann habe ich auch ein unbestreitbares Recht, als Dein Bruder, Dein unweibliches Wesen und Streben zu zügeln. Du aber hast keine Berechtigung, mir meinen Vorwurf mit haarer Münze zurückzugeben, denn," schloß er gewichtig, „das Thun des Mannes liegt außerhalb des engen weiblichen Lebenskreises und entzieht sich daher weiblicher Beurtheilung."

Emilie lachte hell und heiter. „Emil," sagte sie schelmisch, „ich rathe Dir wohlmeinend, gib es doch auf, mit solchen Argumenten gegen mich anzukämpfen. Ich habe bisher im Lernen, im Studium, in der Arbeit gleichen Schritt mit Dir gehalten, bin Dir sogar gegen Deinen Willen zum Theil in Deinen medicinischen Studien gefolgt und Du kannst daher dies Feld Deiner Thätigkeit meiner Beurtheilung ebensowenig entziehen als meinem „entsetzlichen Ehrgeiz“. Was ich daher allein nicht beurtheilen kann, sind Deine langen Tabakspfeifen, Dein Katzenjammer sammt Ursache u. s. w. Betrachtest Du dies als die Hauptsache Deiner neuen studentischen Laufbahn?"

"Mädchen," rief Emil, und sein hübsches Gesicht wurde tiefroth vor Zorn und Aerger, „ich habe Dir verboten und aus guten Gründen verboten, Dich meiner Bücher und Collegienhefte zu bedienen, weil ich Deiner nutzlosen, unpassenden Gelehrtensucht steuern will. Und jetzt rühmst Du dich ihrer noch und willst mich mit

dem Hinweis darauf moralisch niederschmettern. Aber Worte sind einmal der Weiber Lieblingswaffen.“ Er bemühte sich sichtlich, diese Worte mit möglichst viel Ueberlegenheit vorzubringen.

„Meine Worte waren aber sehr wohl erwogen und sehr ernst gemeint,“ sagte Emilie jetzt ruhig und fest, „und Du wirst mir wohl erlauben auch ein Wort über den Dir gemachten Vorwurf der Unmännlichkeit zu sagen.“

„Du bist allerdings noch sehr jung, aber dennoch gereift genug, um ausgesprochene Anlagen zu jenen Eigenschaften zeigen zu können, welche den Mann als solchen besonders zieren. Hierzu rechne ich erstens die Beharrlichkeit und Entschiedenheit, die logische Consequenz in der Erstrebung eines als richtig erkannten Zieles, besonders aber die Hingebung an den erwählten Beruf, eventuell die Vorbereitung zu demselben, die Treue den Pflichten gegenüber, welche man im Staat und in der Gesellschaft übernommen, die innerliche Freiheit und Unabhängigkeit von seinen eigenen individuellen Anschauungen und Neigungen bei der Ausübung der Berufspflicht. Die zweite der erwähnten Eigenschaften aber ist die, daß der Mann nie und in keiner Lage sein Recht als Stärkerer demjenigen Geschlechte, welches stets als das schwächere gegolten, und es factisch auch war, gegenüber mißbrauche.“

„Und die Nutzenwendung auf mich,“ frug Emil etwas unsicher gemacht, als Emilie schwieg.

„Soll ich Dir sie erst ausführen?“ sprach das junge Mädchen ernst; „es fehlt Dir an Charakter und sittlichem Ernst in Hinsicht Deiner Pflichten und Deiner Grundsätze. Schon Dein langes Schwanken zwischen zwei so verschiedenen Berufszweigen, wie der ärztliche und der militärische, bethätigte diesen Mangel und bewies, daß Du Dich bei der Wahl Deines künftigen Berufes mehr von äußeren Nebendingen, als von innerer Hingebung leiten ließeßt. — Nun hast Du Dich für das medicinische Fach entschieden, aber anstatt mit Ernst und Eifer an Deine Studien zu gehen, glaubst Du Deine werdende Männlichkeit dadurch bethätigen zu müssen, indem Du auf Kosten jener alle die oberflächlichen, ja thörichten Sitten und Vergnügungen mitmachst, die den „flotten Burschen“ kenn-

zeichnen und sowie der Ernst des Studiums an Dich herantritt, Dein Bedauern äußerst, Dich doch nicht lieber der Manege zugewandt zu haben. Und da dies Gebahren Niemandem, am wenigsten aber mir, einen imponirenden Begriff von Deinem männlichen Charakter beibringen kann, so suchst Du dies durch ein übermüthiges Hervorheben und Geltendmachen Deiner vorgeblichen Privilegien als Mann, durch Berufung auf Dein angebliches Selbstbestimmungsrecht u. s. w. zu erzwingen. Und hier komme ich zu der zweiten, Dir mangelnden Eigenschaft als rechter Mann. Du willst Dich von mir, dem Mädchen, in einem consequenten und bestimmten geistigen Streben nicht übertreffen lassen und suchst mir daher mein so geartetes Streben zu verkümmern und zwar thust Du dies mit einer, in diesem Punkte allerdings musterhaften Consequenz. Du bestreitest meine Berechtigung zu lernen und vorwärts zu streben und nimmst mir einfach die Bücher weg, die ich besser zu benützen weiß als Du, die aber zufällig Dein Eigenthum sind, weil Du Student der Medicin heißt. Heißt dies nicht, das Recht des Stärkeren mißbrauchen? Und nun sage, was von Deinem männlichen Charakter zu hoffen ist“, schloß sie mit tiefem Ernst.

Der junge Mann hatte mit wachsendem Unmuth diese Strafpredigt angehört. Er rief jetzt zornig und ziemlich aus der Fassung gebracht: „Was Du über die Art und Weise sagst, in welcher ich meine Studienzzeit anwende, so muß ich Dir nur nachdrücklich wiederholen: das verstehst Du nicht, kannst es nicht verstehen und ich verbitte mir derlei Kritiken. Wahrhaftig, Emilie, das geht Dich, als Mädchen, ganz und gar nichts an!“

„Das geht Dich gar nichts an — wach' ein Argument“, warf die Schwester ein und ein feines Lächeln spielte um ihren frischen Mund.

Emil aber fuhr indessen fort: „Der Grund, aus welchem ich Dir angeblich in Deinen sogenannten Studien opponiren soll, aber ist die thörichteste Mädchengrille, die je ausgedenkt wurde, nicht werth, darauf zu antworten. — Ich werde mit mir und meinem Beruf schon fertig werden; — glaube indessen meinethwegen, was Deiner Blaustrumpfteilheit schmeichelt! — Ich werde darum nicht

aufhören, Deine unnütze Gelehrtensucht zu bekämpfen, in der Du eine ebenso unsinnige Consequenz zeigst, als sie mir fehlen soll. Ich möchte nur wissen, was thöricht ist, ein imaginäres Ziel mit solcher Wuth verfolgen, oder einen vernünftigen Zweck mit dem halben Kraftaufwand. Ich werde daher alle meine brüderliche Autorität gebrauchen, um Dich von dem ersteren abzuhalten."

„Lieber Emil“, sagte Emilie, „wie hoch ich Deine brüderliche und männliche Autorität schätzen werde, hängt ganz allein von Dir ab. Aber weder diese noch irgend eine andere Macht soll mich abhalten, mich so auszubilden und zu vervollkommen, wie es mir die Erkenntniß meiner höheren Pflicht gegen mich selbst und mein innerer Beruf gebieten. Und wer mir unter diesen Umständen die Berechtigung dazu abspricht, der redet aus Vorurtheil und Unverstand oder gar aus Dünkel.“

„Emilie“, rief der junge Mann, immer zorniger werdend, „ich verlange ein für allemal von Dir, daß Du nachgiebiger und fügsamer gegen mich wirst, und diesen meisternden Ton einstellst. Du bist ein Mädchen und es ist Deine Pflicht, Dich unterzuordnen!“

„Gern Emil“, erwiderte das junge Mädchen, ernst werdend, „wenn Du mir durch überlegene Eigenschaften imponiren wirst. Aber nur weil Du dem männlichen und ich dem weiblichen Geschlechte angehörst, erkenne ich Deine Autorität ebensowenig, wie die irgend eines beliebigen andern Mannes an. Du kennst mich genug, um den Ernst meiner Grundsätze beurtheilen zu können.“ —

„Ja, ich kenne sie“, fiel Emil in höchster Aufregung ein. „Du hast sie mir gegenüber eifrig genug bethätigt. Du legst es geflissentlich darauf an, mein Selbstgefühl zu kränken, Dich über mich zu erheben, mich zu beherrschen und zu verdunkeln. Du trittst meine brüderlichen Rechte mit Füßen und verdrängst mich von dem mir gebührenden Plaze in der Familie. Und deswegen, ebenso wie wegen Deines Eigensinnes, mit dem Du, von Papa leider unterstützt, auf Deinem unpassenden Bestreben beharrst, nenne ich Dich nochmals unweiblich!“ —

Emil wollte, sich vor den Vertheidigungsargumenten der

Schwester, die bei seinen Worten immer ernster geworden, nicht recht sicher fühlend, rasch den Rückzug antreten, als er durch den Eintritt zweier Personen hieran verhindert wurde.

Es waren Major von Waldheim und Professor Dr. Herrmann, der Vater und der Oheim des Geschwisterpaares. Der Major war eine angenehme imponirende Erscheinung von hoher Gestalt, und charaktervolle Energie verrathenden Zügen. Obgleich im höheren Mannesalter stehend, war sein Haar doch kaum ergraut, und seine Haltung jugendlich straff, sein ganzes Wesen frisch und heiter, man möchte sagen elastisch.

Sein Charakter und seine inneren Eigenschaften hielten auch, was seine einnehmende und vertrauenerweckende Außenseite versprach. Ein freier vorurtheilsloser, ja manchmal kühner Denker, verband er mit einer gesunden und freien Weltanschauung die energischste Thatkraft. Gedanke und That trugen bei ihm jene seltene Einheit, welche nichts Halbtes, Verkümmertes aufkommen läßt. Unbeirrt hielt er an dem fest, was er einmal als richtig erkannt, wenn ihm die Verhältnisse auch noch so entmuthigende Hindernisse entgegenstellten, wenn er auch im Laufe der Dinge seine Principien nicht zur Geltung kommen sah. Nie vermochten Mißerfolge ihn zu entmuthigen, aber die unverkümmerbare Freude am Erfolge, an dem Durchbringen seiner Pläne und Principien, welcher Art sie auch waren, das feste unerschütterliche Vertrauen zu dem Rechten und Guten bildete recht eigentlich die menschlich schöne Seite, das milde Element seines Charakters. Denn sein Charakter trug in seinen Grundzügen etwas Schroffes, Rücksichtsloses an sich, was ihm übrigens in seinem Handeln und Thun zu statten kam, ja ihn zu dem machte, was er war, einem unerbittlichen Gegner des Vorurtheiles, des Abgelebten, des Untauglichen, wenn dieses nur durch altes Herkommen seine Daseinsberechtigung hatte, zu einem Reformator der Gesellschaft, so weit seine Macht als Einzelner reichte, zu einem thätigen Widersacher der allmächtigen Sitte, welche dem gesunden vernünftigen Urtheil des Einzelnen gegenüber mit souveräner Gewalt herrscht. Waldheim's Laufbahn als Officier hatte seine Principien und Eigenthümlichkeiten vielfach in Bewegung gebracht. Er

hatte während seiner Dienstzeit mit manchem Vorurtheil, mit mancher einseitigen hergebrachten Anschauung zu kämpfen; denn ganz abgesehen von den conservativen Elementen, denen der moderne Wehrstand oft zur Stütze und Zuflucht dient, duldet die Disciplin und die militärische Uniformität schwer eigenartige Persönlichkeiten, die sich als solche geltend machen, ja gewissermaßen wird das Aufgehen der Individualität in dem Ganzen verlangt. Doch auch hier hatte der Major sich durch keinerlei Conflict entmuthigen lassen, sondern harrte in dem einmal erwählten Berufe unerschütterlich aus, gestützt von dem freudigen Bewußtsein, in demselben manches Nützliche gewirkt zu haben. — Seine Stellung als Officier und sein langjähriger Aufenthalt in der Residenz versetzte ihn mitten in die gesellschaftlichen Verhältnisse der Hauptstadt, in denen das moderne Culturleben mit seinen Licht- und Schattenseiten gipfelt. Hier war der weiteste Spielraum für sein Urtheil und für seine Thatkraft, um sich vielseitig kundzugeben. Besonders entfaltete sich die Richtung seines Wesens, als er nach einer kurzen und glücklichen Ehe seine schöne lebenswürdige Frau durch den Tod verlor.

Der Besitz dieser Frau hatte den wohlthätigsten und tiefgehendsten Einfluß auf ihn ausgeübt; denn sie vereinigte die schönsten weiblichen Eigenschaften, Zartheit der Gefühle, warme Hingebung, wahre selbstlose Liebe mit einer seltenen Energie, dem freudigsten Muth eines liebenden Weibes, der segenvollsten Thatkraft. Als der Krieg ausbrach und ihr Gatte nach dem Kampfplatze eilte, lieferte sie den schönsten Beweis musterhafter Treue und idealer Pflichterfüllung, indem sie ihm bis an die Grenze des Schlachtfeldes folgte, um im Falle er als Verwundeter ihrer Hilfe bedürfte, sogleich in seiner Nähe zu sein. Wirklich hatte ihr das Schicksal diese schwere Prüfung nicht erspart; denn ihr Gatte trug in der Campagne eine zwar nicht lebensgefährliche, aber tiefe und langsam heilende Wunde davon. Während sie ihre Kleinen in sicherer Obhut bei ihren Verwandten wußte, ertrug sie, mit ihrer treuen Pflege unermüdet an seiner Seite ausdauernd, wochenlang das Elend eines Feldlazarethes, bis sie den Theuren in die Heimat geleiten konnte, wo er unter ihrer beständigen Sorgfalt langsam genaß.

Das Schicksal schien ihr indeß nur vorbehalten zu haben, diesen äußersten Beweis der Gattenliebe zu liefern, und ihrem Gatten in jenen ernstesten Stunden seines Lebens beizustehen. Die großen Anstrengungen hatten ihre Lebenskräfte untergraben, und als ihre treue Pflege entbehrlich wurde, brach sie selbst zusammen, und eine verzehrende Krankheit machte diesem segensreichen Frauenleben ein frühes Ende. Dem Gatten blieb nichts übrig als die Erinnerung, die sich zu einem weiblichen Ideal gestaltete, und ihm später bei der Erziehung seiner Tochter unablässig vor Augen schwebte. Durch seine Stellung und Berufsthätigkeit von der Möglichkeit, seinem Verluste nachzuhängen, ausgeschlossen, stand er nun allein mit zwei ganz jungen Kindern, einem Zwillingspaar. Das Schicksal hatte ihm nicht vergönnt, sein Glück durch das Hingeben an ein einzelnes geliebtes Wesen dauernd zu begründen. Aber die kurze Zeit, welche er dieses Glück genossen, hatte tief auf ihn gewirkt, und das fast unbewußte Bedürfniß, sich hinzugeben, in ihm erhöht. Jetzt concentrirte sich dieses Bedürfniß besonders in dem durch Denken und Erwägen der menschlichen Verhältnisse und ihres Geeignetheits für den Zweck menschlicher Glückseligkeit und Entwicklung, mit dem sich der warme Drang verband, wohlthätig in dieselben einzugreifen.

Ein geistreicher deutscher Schriftsteller sagt: es sei ein zwar allgemeiner, aber nichtsdestoweniger ein Irrthum, daß Personen von klarem vorherrschendem Verstande des Gemüthes entbehrten, im Gegentheil sei ohne solchen kein fruchtbarer wahrer Gefühlsreichtum zu denken. So übte auch Major von Waldheim thätige Menschenliebe, wenn auch nicht als Spender materieller Wohlthaten, sondern als Denker. Er lebte nie müßig in der Empfindung, er liebte und dachte zugleich, er widmete dem Gegenstande seiner Hingebung Herz und Geist zugleich.

Nach dem Tode seiner Frau füllte er die in ihm entstandene Leere durch das thätige Interesse aus, was er an dem Leben und der Entwicklung der Menschen nahm. Die socialen Uebel unserer Tage weckten die ganze Energie seines Denkens. Die Unnatur, das Scheinwesen und die verkehrte Bildung der höheren Stände, die

Nothheit, die Bedrückung, das Elend der Niederen, Alles wirkte lebhaft in seinem Inneren nach.

Die Erkenntniß, wie machtlos der Einzelne solchen festgewurzelten Verhältnissen gegenüber ist, diese Erkenntniß, hinter welche sich so Viele in müßiger Ergebung flüchten, hielt ihn nicht ab, im Einzelnen, in Vereinen und selbstständig so viel als möglich nach seiner Ueberzeugung zu handeln, und Bildung, Fortschritt, Reform zu fördern. Das Heranwachsen seiner Kinder aber concentrirte bald sein ganzes Streben auf dem Gebiete der Erziehung. Die Heranbildung der mütterlosen Kleinen lag allein in seiner Hand, und nahm sein ganzes Vermögen in Anspruch. Hier das Höchste zu leisten, trieb ihn nicht nur die Vaterliebe, sondern auch das Bewußtsein, in seinen Kindern der menschlichen Gesellschaft wahrhaft nützliche Mitglieder zu erziehen, und als Einzelner wenigstens das auszuführen, was er für die Allgemeinheit als recht und heilsam erkannte.

Ein großes Uebel aber glaubte er in der Erziehung der Frauen, wie sie die Zeit zur Schau trug und der aus dieser Erziehung entspringenden Stellung derselben zu sehen, und darum war es besonders die Heranbildung seiner Tochter, welche nun ein hervorragender Gegenstand seines Denkens und Strebens wurde. In seiner Tochter wollte er sich das Ideal verwirklichen, wie es ihm vorschwebte, das Ideal eines wahrhaft gebildeten, praktischen, selbstständigen Weibes.

Emilie blühte zur Jungfrau heran und entsprach seinen Hoffnungen als Vater und Staatsbürger, wie nur ein Gebilde der Wirklichkeit dem Ideale entsprechen kann. Die glücklichsten Anlagen des Geistes und Charakters hatten sich hier mit einer systematischen, auf die selbstständige Herausbildung des Letzteren gerichteten Erziehung vereinigt und Emilie war ein Mädchen geworden von selbstständigem Charakter, klarbewußtem Streben, brennendem, nachhaltigem Wissenstrieb und festgegliederter Bildung. Emil, der Sohn, stand seiner Schwester keineswegs an geistiger Begabung, wohl aber an Festigkeit des Charakters bedeutend nach. Besonders zeigte er große Neigung, landläufige Anschauungen und Grundsätze

anzunehmen, in denen er sich sicherer fühlte, als im selbstständigen Denken und Handeln. Neigungen und Wünsche hatten Emil frühzeitig zum Militärstand hingezogen, als er jedoch das Gymnasium absolvirt hatte, erschien ihm das ihm durch den Onkel, den Professor, nähergerückte Studentenleben so verlockend, daß er in dessen Fußstapfen zu treten und Medicin zu studiren beschloß, obgleich er späterhin sich auch hierbei, besonders bei den Büchern und Collegien, nicht zufrieden fühlte.

Professor Dr. Herrmann, der friedliche Mann der Wissenschaft, der so unwissentlich die Zwietracht zwischen die Geschwister gesäet, war weit mehr Theoretiker, Forscher, mit einem Worte, Fachgelehrter als praktischer Arzt.

Er war einer jener Männer der Wissenschaft, welche sich gleichsam mit derselben identificiren und der Mensch fast in dem Gelehrten aufgeht, d. h. die Wissenschaft hatte jenen veredelnden und vergeistigenden Einfluß auf ihn ausgeübt, daß in ihren Interessen zwar seine menschlichen Schwächen und egoistischen Wünsche sich verloren, sie aber in ihm gleichsam eine fühlende Seele angenommen hatte.

Professor Herrmann war unvermählt, sein Herz gehörte durch die humanste der Wissenschaften der ganzen Menschheit. Für Alles, was dieselbe nicht anging, hatte er nur das oberflächliche Interesse des Wohlwollens. Außer mit seinen Collegen und Fachgenossen, lebte er fast nur mit seinen Verwandten, dem Major v. Waldheim und dessen Kindern in näheren Beziehungen. Mit Pünktlichkeit stattete er stets seine Besuche ab und freute sich besonders an dem Interesse, welches beide Kinder an ihm und seinem Wirkungskreise nahmen. In letzter Zeit waren seine Besuche häufiger, sein Verkehr mit der Familie immer vertraulicher geworden, und dies bewies auch die stürmische, freudige und herzliche Begrüßung, welche ihm heute besonders von seiner Nichte Emilie zu Theil wurde.

„Was habt Ihr denn, meine lieben Kinder?“ frug er, da Emil noch immer etwas befangen bei Seite stand.

„Ach, wir haben einen ernstest Streit gehabt,“ sagte Emilie bedeutsam, „einen so ernstest, daß wir ihn mit Worten gar nicht

fortführen können;“ sie sah ihren Bruder mit ernstem Vorwurf an.

„Es ist mit Emilie gar nicht mehr auszuhalten,“ sprudelte Emil heftig hervor; „sie bedient sich meiner Bücher wider meinen Wunsch und Willen und dann pocht sie auf ihre Ueberlegenheit, indem sie mich beherrschen und beschämen will. Ich weiß sehr wohl, daß Papa und Onkel diese Bestrebungen unterstützen. Ich aber will und werde es nicht thun.“

„Wieder der alte Streit, Emil,“ sagte der Major lächelnd.

„Und wieder der alte Vorwurf, der wegen meiner Unweislichkeit,“ sprach Emilie sanft. Sie wandte sich plötzlich zu Emil und reichte ihm die Hand. „Wir wollen Frieden schließen, Emil, und die Austragung unseres Zwiespaltes der Zukunft überlassen. Ich hoffe und erwarte von Dir, daß Du den kränkenden Vorwurf, den Du mir gemacht, zurücknehmen und sühnen wirst.“

„Emil, die Nachgiebigkeit Deiner Schwester ist das schlagendste Argument gegen Dich,“ sagte der Vater zu dem betroffenen und verstummenden jungen Manne und der Onkel rief lächelnd: „Emil, Emil, Du hast gewiß Deine Studien diese Tage recht vernachlässigt, da Du Dich über den Fleiß und Eifer Deiner Schwester so ärgerst.“

„Er hat seinen Jugendgespielen, den Lieutenant Rotte, wieder gefunden,“ fiel der Major ein „und da ist er wieder Militär, reitet und spielt. Schweige, mein Sohn, Du kannst Dich nicht vertheidigen, Du lieferst den Gegenbeweis für einen den Frauen oft gemachten Vorwurf, nämlich daß besonders diese von ihren persönlichen Interessen zu sehr beherrscht seien, um ernst und eifrig der Wissenschaft zu dienen.“

„O, nein Papa!“ vertheidigte sich Emil, „meine Vorliebe für Pferde ist kein kleinliches Interesse. Es ist dies eine edle, jedes Mannes würdige Leidenschaft, es ist die Unterwerfung einer Naturkraft. Ich würde diese Neigung nicht unterdrücken, und wenn ich eine ernste, bindende und ausschließende Berufspflicht hätte, wie der Onkel.“

„Solche Passionen mein Sohn,“ erwiderte der Major, „können ebenso kleinlich werden, als z. B. die Putz- und Mode-

sucht der Frauen, wenn sie nicht in den gehörigen Grenzen bleiben. Und ich fürchte, Du selbst bist am Wege ein Beispiel davon zu werden, wenn Du für Deine Liebhabereien eine solche Sophistik geltend machst.“

„Auch hast Du noch keinen richtigen Begriff von dem Ernste der Wissenschaft, mein lieber Nefte,“ nahm der Professor das Wort. „Du ahnst nicht, welche selbstlose Hingebung diese oft verlangt, um günstige Resultate zu erzielen. Ueberhaupt kann ich nicht oft genug wiederholen, wie unrecht und unwürdig ich es erachte, irgend ein Wissen ohne wahren inneren Beruf zu ergreifen. Daß die Wissenschaft dem Broterwerb oder anderen egoistischen Zwecken dient, ist war ein unvermeidliches Uebel unserer Tage; aber sie sollte wenigstens nie nur wegen jenen ausgeübt werden.“

„Dieselbe Anschauung,“ sagte Emilie bescheiden, „habe ich längst von jedem Berufe überhaupt. Ich finde es sehr traurig, daß man den Beruf oftmals als eine äußerliche, selbstsüchtigen Endzwecken dienende Pflicht betrachtet, welche man bei jeder Gelegenheit abschüttelt. Welchen Beruf man haben möge, man übernimmt mit ihm eine Verpflichtung gegen die Gesellschaft und in diesem Sinne fällt er mit unserer reinen Menschlichkeit zusammen. Wir sollen uns daher in demselben als in unserem wahren Lebens-Element betrachten.“

„Aber wie verträgt sich diese Anschauung,“ hob hier Emil, der sich verdrießlich in eine Sophaecke gesetzt hatte, an, „mit Deinem eigenen Thun, da Du Dich z. B. fortwährend in eine geistige Sphäre zu versetzen suchst, welche Deinen weiblichen Berufspflichten so fern liegt?“

Emilie lachte und ihr schönes Gesichtchen nahm einen reizenden Ausdruck von sorglosem Uebermuth an.

„Emil,“ rief sie, „Du sprichst fort mit so großer Selbstgefälligkeit von der Vernachlässigung meiner weiblichen Pflichten. Damit Du ferner nicht so leichtsinnig Argumente gegen mich schleuderst, will ich Dir zu Ehren „meine weiblichen Pflichten“ wirklich einmal vernachlässigen. Du sollst hartes Fleisch, angebrannte Suppe und jenen sauren Kohl, den Du sehr verabscheust, zu essen bekommen,

Tag für Tag! Ich will Dir nie mehr Deine Wäsche ordnen, Dir nie Deine verlegten Sachen suchen u. s. w., damit Du mir keine grundlosen Vorwürfe zu machen brauchst.“

„D, Du willst mich nur nicht verstehen,“ rief der Bruder eifrig, „ich meinte, Du müßtest lernen gehorchen und Dich beschränken.“

„Das bringst Du nicht fertig, armer Emil!“ lächelte das junge Mädchen und ihre Augen blitzten.

„Ich verzweifle daran, ich gestehe es Dir,“ gab der junge Mann mit einem Anflug von humoristischer Resignation zu „aber geschenkt wird es Dir darum nicht! Einmal wirst Du doch heiraten und Dein Gatte . . .“

„Guter Emil,“ unterbrach ihn Emilie lachend, „einen Alkürten in diesem Sinne hoffst Du? Das ist eine kühne Combination!“

„Wie, meine Kleine, willst Du meinem Beispiel folgen und Dich der Wissenschaft zu Liebe dem Cölibat ergeben?“ rief der Onkel lächelnd.

„Daran dachte ich noch nicht, Onkelchen,“ sagte das junge Mädchen natürlich, „ich lerne nur, weil es meinem Wesen entspricht und weil ich bisher Alles, was ich lernte, gut brauchen konnte, was das Verdienst meines Papa ist.“

„Aber wozu fängt Emilie an, sich mit Anthropologie, ja sogar mit Anatomie wichtig zu machen,“ warf Emil ärgerlich ein, „das kann sie nicht brauchen, das schießt sich nicht einmal für ein Mädchen!“

„Aber es interessirt mich,“ rief Emilie und sah fragend zu Onkel und Vater hin,

„Warum sollten die Frauen nicht den Bau, die Organisation des menschlichen Körpers kennen lernen, mein Sohn?“ sprach der Major streng. „Was sollte sich hier nicht schicken! Ja, kommt dies nicht besonders den Frauen zu, da unser physisches Wohl hervorragend in ihren Händen liegt. Du discutirst mit Gemeinplätzen, Emil!“

Dieser schwieg und der Professor rief vergnügt, Emilie auf

die Wange klopfend: „Das ist ja prächtig von Dir, Emilchen, daß Du auch für mein Fach Interesse hast. Willst Du mich zum Lehrer?“

„O ich bin stolz darauf, wenn Du es wirklich sein willst,“ rief die Angeredete, in scherzhaftem Triumph auf Emil blickend, „weder Du, Onkel, noch Papa legten und legen mir je ein Hinderniß in den Weg, wenn ich den Trieb hatte, irgend etwas zu erlernen, ebensowenig wie unserem Emil.“ Es lag ein wenig Malice in dem letzten Ausspruch und alle verstanden sie, denn es war nur zu bekannt, daß es bei dem jungen Emil keine solchen „Triebe“ zu verlegen gab.

Emil fuhr, noch immer tiefen Unmuth auf dem hübschen Gesichte, mit den Fingern durch seine braunen gelockten Haare. Jetzt sagte er halb mißmuthig, halb ergeben mit einem tiefen Seufzer:

„Ja, Emilie hat mich immer überragt.“

Allgemeine Heiterkeit folgte, denn zufällig war Emilie ungefähr zwei Zoll größer als der Bruder, so daß derselbe dieses Mißgeschick nur mit dem größten Groll und Schmerz ertrug. Von Kindheit an hatte ihn daselbe verfolgt, ja es ist sogar der traurige Umstand zu constatiren, daß er bei den Kraftübungen der Geschwister häufig totale Niederlagen erlitt.

„Warum bist Du nicht Soldat geworden?“, rief Emilie heiter, „da wärst Du doch vor meinem Ehrgeiz sicher gewesen. So stehe ich Dir für nichts!“

„Du wirst doch nicht Doctor oder gar Professor werden wollen?“ fiel Emil entrüstet ein.

Das junge Mädchen sprang auf, ihr schönes Gesicht strahlte von Geist und Lebenslust und ihre kräftige elastische Gestalt richtete sich stolz auf. In entschiedenem Tone rief sie: „Dessen sei gewiß: ich will und werde etwas thun, etwas Tüchtiges werden und schaffen in der Welt, obgleich ich nur ein Mädchen bin. Ich werfe Dir den Fehdehandschuh hin, und frei und selbstständig will ich sein und bleiben, mehr als Du, Emil, merke wohl, denn ich weiß, was ich will.“ Und wieder scherzend fuhr sie fort: „Ich gehe zwar jetzt in

die Küche, um das Abendessen vorzubereiten, aber das thue ich nur Euch zu Liebe und Du, Emil, darfst Dir nicht einbilden, aus Gehorsam gegenüber Deinen Weiblichkeitsgesetzen. Ich werde noch Gnade vor Recht ergehen lassen und mit einer Deiner Lieblings-speisen Dich für den Aerger entschädigen, den ich Dir heute bereitet. Und Dich, lieber Onkel, lade ich feierlich zu diesem Versöhnungsmahle ein. Wenn ich im Tempel des häuslichen Herdes meine Pflicht-opfer darbringe, wird man mir vielleicht in dem der Wissenschaft milder gesonnen sein.“

Sie flog davon, während ihr Onkel und Vater mit wohlgefälligem Lächeln nachblickten.

„Emilie,“ rief ihr Emil zwischen Ernst und Scherz nach, „ich nehme Deinen Fehdehandschuh auf, wenigstens im Namen meines Geschlechtes. Gelingt es nicht mir, so wird sich doch ein Mann finden, der meine Absichten mit Dir ausführt. Jener Mann, von dem die Bibel sagt: „Und er soll Dein Herr sein!“

Emilie war an der Thüre stehen geblieben, jetzt verschwand sie mit übermüthigem Lachen.

Im Nebenzimmer angekommen, blieb sie eine Weile sinnend stehen. Der sorglos heitere Ausdruck in ihrem Antlitz verschwand und machte einem träumerischen Ernst Platz. Unwillkürlich kam diese Wandlung über sie, ein Insielbstversenken als natürliche Rückwirkung ihrer lauten Heiterkeit. Ihre Augen starrten in's Leere, aber im Geiste schweiften sie hinüber in das geheimnißvoll verhüllte Reich der Zukunft. — Ein ahnungsvoller Schauer durchbebt ihre sonnigklare Seele. Schwebte ihr irgend ein bestimmtes Bild vor in dem Nebel der Zukunft? Das junge Mädchen war sich dessen wohl selbst nicht bewußt.

Zweites Capitel.

**Verwirklichte Hoffnungen.**

Es war eine hübsche, comfortable Garçonwohnung, in dem „Westend“ der Stadt gelegen, in ihrer Einrichtung sogar hie und da an Luxus streifend. Die Wohnung des Garçon ist nicht recht eigentlich fein zu Hause, es ist nur der Ort, wo sein Bett steht und seine Sachen aufbewahrt werden. Also jener Duft von Häuslichkeit wie man sagen möchte, fehlte zwar der erwähnten Wohnung, aber sie schien recht geeignet, Zeugniß für die behagliche Lebensstellung und die feine Geschmacksrichtung des Inhabers abzulegen, und ihm dieselbe jederzeit bewußt zu machen. Diese Annahme bestätigte auch die gewählte selbstbewußte, fast vornehme Erscheinung dieses Inhabers, der an einem Schreibtische in der Nähe des Fensters saß. Auch der Schreibtisch zeigte eine frauenhafte Eleganz und Ordnung und wenig von dem staubigen, oft so unerquicklichen Durcheinander eines Arbeitstisches.

Auf dem Tische lag gegenwärtig auch kein parfümirtes Briefpapier, sondern eine augenscheinlich größere schriftliche Arbeit. Aber diese schien ebensowenig im Stande, den jungen Mann zu fesseln, als irgend etwas anderes seiner Umgebung. Er war dem Anschein nach in weit abschweifendes Sinnen versunken, und stützte den Kopf in die linke Hand, um zu dem lichten Nachhimmel aufzublicken.

Indessen schienen seine Gedanken recht erfreulicher Art, denn er pfliff leise vor sich hin, lächelte und dann sprang er munter auf, und machte einige rasche Gänge durch das Zimmer.

Gleich darauf ertappte er sich vor dem Spiegel, in dem er seine elegante Gestalt, sein hübsches angenehmes Gesicht betrachtete. — Fast erschrocken wandte er sich ab und rief energisch:

„Jetzt ernstlich zur Arbeit oder ich werde noch zum Gecken.“

Aber er sollte diesmal nicht über seiner Arbeit bleiben, und jetzt kam die Störung von außen.

Hastig wurde an die Thüre geklopft, die sich, ohne daß das

übliche Herein abgewartet wurde, öffnete. Ein junger Mann stürzte mit lebhaften Geberden herein.

Seine etwas lässige ungewöhnliche Tracht, sein exaltirtes Wesen, seine charakteristischen Züge und blitzenden Augen bildeten zusammen jene physiognomischen Zeichen, an denen man gewöhnlich Dichter oder Künstler zu erkennen pflegt. Der Ankömmling fiel dem jungen Hausherrn, der vom Schreibtisch aufgesprungen war, fast an den Hals. „Ich komme, Dir Glück zu wünschen zu dem erreichten Ziele Deines Ehrgeizes, da Du schon einmal aus Actenbündeln die Leiter zum Emporsteiigen bautest. — Also Glück zu, Herr Ministerialsecretär — prosaischer Bureauensch.“

Der so beglückwünschte Freund drückte mit freudigem Lächeln die dargebotene Hand, und lehnte nur schwach diese Metapher ab. Eine große und frohe Befriedigung malte sich in seinem ganzen Wesen. „Woher weißt Du schon?“ fragte er, noch immer die Hand des Anderen voll Herzlichkeit schüttelnd, „meine Ernennung kann noch nicht bekannt sein.“ — „Unser Redacteur,“ lautete die rasche Antwort, „empfang eben in meinem Beisein die betreffende Notiz direct aus dem Ministerium. Ich ließ mein Feuilleton, über welches ich eben mit ihm disputirte — Gott, dieser Grünes wird immer schwieriger, immer vorsichtig officiell loyaler — also ich überließ mein Feuilleton seinem unbarmherzigen Rothstift und eilte zu Dir, um mir das seltene Schauspiel, einen Glücklichen zu sehen, keine Minute entgehen zu lassen. Und daß Du gegenwärtig ein solcher bist, wußte ich, lieber Freund, ich kannte Dein heißes Streben nach dieser Secretärstelle.“

„Dank, Dank, für Deine Theilnahme, Freund,“ sagte der Secretär, indem er dem von dem raschen Gange und hastigen Sprechen Athemlosen nach dem Sopha zog. „Ich gestehe Dir auch gern, daß mich meine Beförderung sehr, sehr glücklich macht. Meine Stellung im Bureau des Hofraths v. Röder war zwar im Ganzen eine günstige, aber sie ließ mich dennoch oft die unbedeutende Position eines Subaltern-Beamten fühlen, obgleich der Hofrath eben kein herrischer Chef war, und mir auch zur Erreichung meines Zieles reichliche Unterstützung gewährte. — Aber Du wirst einsehen,

wie ganz anders nun im Bureau des Ministers meine Lage wird. Ich bin den obersten Triebfedern im Staate nahegerückt, und meine Thätigkeit ist daher wichtig, bedeutsam und höchst ehrenvoll, meine Zukunft durch die Verbindung mit einer Persönlichkeit, wie der Minister auf das befriedigendste gesichert — mein Einkommen reichlich und sicher. — Ja, ich habe mit dieser Stellung erreicht, was ich auf meinem Berufswege nur jetzt erreichen kann — und ich kann sagen — Alberti, ich bin glücklich.“ Er war heftig erregt aufgesprungen. — „Du kannst nicht wissen, wie ich diese Stelle wünschte, und darum hast Du Grund, mir Glück zu wünschen, ja wünsche mir Glück, Alberti.“ Er faßte die Hand des jungen Journalisten, der ihn theilnehmend, aber fast verwundert betrachtete.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Du so ehrgeizig seiest, Konrad,“ sagte er dann, „und dem befriedigten Ehrgeize muß ich Deine ungewöhnliche Erregung doch zuschreiben. Aber Du hast Recht; was ist der Ehrgeiz anderes, als das Streben, sich über die Menge zu erheben.“

„Ja, theurer Freund, in diesem Sinne bin ich allerdings ehrgeizig,“ rief Konrad warm, „ich fühle mich glücklich, eine angesehenere, gesicherte, hervorragende Stellung erreicht zu haben, von der aus mir so Manches zugänglich ist.“ — Ein sinnendes Lächeln, ein wahrer Sonnenschein des Glückes glitt über seine Züge. Wieder ruhten die Augen des Freundes aufmerksam auf ihm. — Es trat eine Pause ein.

„Denke Dir,“ begann Konrad wieder, „auf welche schmeichelhafte Weise ich meine Ernennung erfuhr. — Der Hofrath theilte mir heute Morgens zu meiner Ueberraschung mit, der Minister wolle mich sprechen. — Zur festgesetzten Stunde begab ich mich ohne eine bestimmte Ahnung zur Audienz. Se. Excellenz empfing mich sehr freundlich und überreichte mir mit anerkennenden Ausdrücken selbst das Decret. Er hob hervor, daß er besonders meine stylistische Gewandtheit schätze, und schon manchen publicistischen Aufsatz in den politischen Blättern von mir gelesen. Zugleich überreichte er mir als erste Vertrauensarbeit das Thema zu einem Aufsatz für die „Tagespost“. Ich habe diese Arbeit vor meiner förmlichen Installation zu vollenden.“

„Ich glaube, ich störte Dich von der Arbeit auf,“ rief Alberti zum Schreibtisch eilend, „Du erlaubst wohl, da es ohnehin für unsere „Tagespost“ bestimmt ist.“ — Er überflog die Zeilen.

„Der Minister hat Recht, daß er Deine schriftstellerischen Arbeiten schätzt,“ sagte er dann, „Du schreibst wirklich gut. — Ich wollte Dir schon lange dieses ernstgemeinte Compliment machen. — Freilich schreibst Du nur politische Artikel und überdies vom Ministerium inspirirte, d. h. Du gibst nur fremde Ideen wieder, manchmal sogar Nicht-Ideen. Aber es bricht sich selbst durch den officiellen, berechneten und beschränkten Ton ein gewisser Schwung Bahn, ein Streben nach harmonischer vollendeter Darstellung. Vielleicht steckt gar einiges schriftstellerisches Talent in Dir, und Du bist ebenso ein Glückskind der Natur wie des Avancements — Du solltest einmal an den Felsen schlagen.“

„Ei warum nicht gar,“ sagte der junge Ministerialsecretär zerstreut ablehnend, „die angemessene Wiedergabe eines gegebenen Gedankens, das ist doch eine gewöhnliche Fähigkeit allgemeiner Bildung.“

„Die aber oft Menschen von sogar ungewöhnlicher Bildung nicht immer so vollkommen besitzen wie Du,“ warf der Journalist ein. „Indessen habe ich allerdings nicht den richtigen Zeitpunkt gewählt, Dich auf eine Gabe aufmerksam zu machen, welche ich längst bei Dir entdeckt zu haben glaube. Aber der Herr Ministerialsecretär wird das eben jetzt nicht zu schätzen wissen.“ — „Soll ich die grenzenlose Verachtung des Poeten auf mich laden, und gestehen,“ sagte Konrad von Linden lächelnd, „daß mir in diesem Augenblicke meine sichere, schöne Anstellung lieber ist, als eine, vielleicht zweifelhafte Gabe der Natur. Du weißt, ich bin ein Mensch, der sich einmal dieser prosaischen Welt auf Gnade oder Ungnade ergeben hat. Mir lag immer daran, ihre Ansprüche zu befriedigen, und mir so eine von außen unanfechtbare solide Basis zu gründen, auf der ich das Gebäude meines Glückes weiter bauen kann. — Nun, dem Himmel sei Dank, die Basis ist da. — Eine hübsche, sichere Stelle mit sicherem Jahresgehälte. Ei, der Poet rümpft spöttisch die Nase, wie ich erwartet hatte. Ich bin immer der unmaßgeblichen Meinung gewe-

fen, der berühmte leere Magen des Poeten sei im Grunde eine schlechte Quelle der Begeisterung. Ich meine eben, man wird die schönsten Blütenstunden seines besseren Wesens zählen, wenn man sich körperlich ganz à son aise befindet.—Ergo hat man mit dem sicheren Jahresgehalt die sicherste Hoffnung auf ein höheres Lebensglück!"

„Der Herr Ministerialsecretär sprechen ungefähr wie ein Freier zu dem Papa der Angebeteten,“ warf Alberti lachend ein. Aber Konrad beachtete diesen Scherz nicht und fuhr ernster werdend fort: „Doch Du kennst meinen Charakter, Alberti, meine Grundsätze, meine Natur. Es war nicht ganz im Scherz, daß ich mich im Gegensatz zu Dir einen profaischen Menschen nannte. Ich habe einmal Vertrauen zu dem Soliden, Greifbaren. Ich weiß, der Kampf um ein unbestimmtes ideales Ziel wäre mir schwer, der um meine materielle Existenz demüthigend. Ich liebe es, mit sicherem Schritt durch die Welt zu gehen, mit klarem Bewußtsein dessen, was ich bin, und was ich daher von ihr zu erwarten habe. Glaube mir, ein sicheres Amt, ein sicheres Brod, das öffnet alle Thüren, vielleicht auch die zum Glücke. Gott behüte mich davor, anzunehmen, mein größter Werth bestehe in der Würde, in der Stellung, die ich einnehme. Nein, aber diese ist das beste, vielleicht einzige Mittel, seinen persönlichen Werth zur allgemeinen Geltung zu bringen. Du wirst mir sagen, der ideale Mensch brauche keine solche Fassung, das innere Bewußtsein müsse ihm genügen.“

„Wahr, aber ich möchte gern glücklich sein auf dieser elenden Welt, und das kann ich nie, wenn ich als Einzelner gegen das Ganze kämpfen muß.“ Der Freund hatte nachdenklich zugehört. „Das Glück ist ein sehr weiter relativer Begriff,“ sagte er dann, „aber die äußeren Bedingungen, die man gewöhnlich als unentbehrlich für dasselbe erachtet, die wirst Du jedenfalls mit Deiner Theorie früher erreichen als ich. Denn Du würdest es verdienen. Ein tüchtiges Wollen und redliches Streben hat seine Berechtigung, auch wenn es nur auf das Reale gerichtet ist; ich weiß, Du denkst wacker und frei von unedlem Materialismus, von schnöder Geldgier. Mein Ziel ist ganz unbestimmt und schwankend, und Du hattest Recht, als Du in dieser Hinsicht das Wort „demüthigend“ ge-

brauchtest.“ Konrad widersprach nun herzlich und tröstend, allerdings mehr aus Pietät für den Freund als aus Ueberzeugung; denn er wußte, daß der junge Schriftsteller trotz seiner Anlagen und seinem wackeren Herzen viel zu exaltirten Anschauungen ergeben war, viel zu sehr abhängig von der „Welt“, um mit wahrhafter Energie ein geistiges Ziel zu verfolgen, und sich in diesem Streben allein beglückt zu finden. Es war eine Pause eingetreten — Alberti begann endlich wieder allmählig in seinen gewöhnlichen scherzenden, oft paradoxen Ton zurückfallend: „Ich bin für heute Abend zu Hofrath Röder geladen; das Räthsel dieser mir sehr unerwartet kommenden Einladung ist mir nun gelöst. Du wirst der Held des Abends sein, Deine Ernennung wird gefeiert, Glücklicher! Du bist immer ein Liebling der Damen gewesen, jetzt aber wirst Du ein Abgott aller mit heiratsfähigen Töchtern gesegneten Präsidentinnen und Hofrathinnen werden.“ Konrad lachte, aber er schien den Scherz nicht ungern zu hören. Alberti aber fuhr in seinen Ausmalungen fort: „Du bist jetzt in der That eine sehr gute Partie, eine glänzende Partie. Mamas und holde Töchter werden Dich mit höchst schmeichelhaften Hintergedanken betrachten! Wo wird man nicht wünschen, Dir den Titel „Hausfreund“ beilegen zu dürfen! Ja, die Hofrathin wird nicht die einzige bleiben, die sich beeilt, Dich zu fetiren.“ „Boshafter Mensch,“ schalt Konrad, „einem unschuldigen Thee solche Motive unterzuschieben. Und Du zählst noch sogar unter Fräulein Hortensens Verehrer und unter diejenigen, denen ihre besondere Huld zu Theil wird.“

„Ich verlange ja auch nichts mehr als eine solche oberflächliche Huld. Hortense soll meine Muse sein, nichts mehr.“

„Hortense ist eine sehr fesselnde Erscheinung,“ gab Konrad zu, „aber was sie zu einer so schmeichelhaften Rolle befähigt, weiß ich wirklich nicht.“

„Meinen Anforderungen entspricht sie,“ fuhr Alberti zwischen Ernst und Scherz fort, „Naivetät fehlt ihr zwar, aber ich fürchte, Naivetät ist gegenwärtig kaum mehr am Melkeimer zu finden. Und um diesen Preis entsage ich wenigstens der Naivetät; denn ich kann einmal nicht glauben, daß die Hand, welche mit schmutzigen Kohlen

das Feuer im Sparherde nährt, zugleich auch geeignet sei, zu nähren das himmlische Feuer schöner Gefühle. Die Werthschätzung der praktischen Hausfrauen geht mir einmal ab, ich könnte vielleicht der Gelehrten, dem Blaustrumpf noch den Vorzug geben. Ein schönes Mädchen mit dem Strickstrumpf in der Hand und einem Kochrecept auf den rosigten Lippen ist mir ein Gräuel, ebenso wie eines mit Tintenflecken an den Fingern und lateinischen Brocken im Munde. Wann wird man doch zur wahren Erkenntniß des weiblichen Ideals kommen, wann einsehen, daß das Gebiet des schönsten Wesens in der Schöpfung nur das Schöne ist! Bisher ging man von dem barbarischen Grundsatz aus, die Frau sei nur da, für die niederen Bedürfnisse des Mannes zu sorgen, jetzt fällt man manchmal in das Extrem und will die Frau zum Schreiber machen.“

„Ich kenne Deinen Geschmack,“ sagte Konrad, „Deine Muse ist eben nur im Salon zu finden, und kann daher Hortense von Röder heißen!“

„Nun ja, Hortense mag kein Ideal der Vollkommenheit sein,“ fuhr Alberti fort, „aber ich höre nie gelehrte Dinge von ihr, ebensowenig wie auf den leidigen Haushalt bezügliche. Ich fühle, dieses Mädchen lebt in einer Sphäre, fern der, in welcher wir Männer thätig sind, und zugleich fern der prosaischen Misère niederer Bedürfnisse. Ich brauche den Umgang mit solchen Frauen, um diese beiden Dinge zu vergessen. Und das uns vergessen zu machen sind die Frauen da.“

Konrad hörte zerstreut den Auslassungen des Freundes zu, denen er sich oft und mit Vorliebe überließ, jetzt warf er zerstreut hin: „Ja, im Salon Röder habe ich angenehme Stunden verlebt.“

„Nun, so benenne es mit dem fremdmodernen Ausdruck „Salon“,“ nahm Alberti wieder auf, „aber gestehe, es ist ein unbeschreibliches bezauberndes Etwas, ein „Salon“, wo, von Comfort und Luxus umgeben, schöne elegante Frauen heimisch sind, und wo die gemeine Misère des Lebens nicht zu existiren scheint und wenigstens auf Stunden vollkommen vergessen werden kann.“

„Apropos, Salon,“ rief jetzt Konrad aufspringend, „fällt mir ein, daß ich heute daran dachte, die Wohnung des nach Frankreich

zurückgekehrten Gesandtschaftssecretärs d'Aubine zu miethen, da diese hier mir fernerhin nicht mehr genügen dürfte."

"Herr von Aubine hatte eine schöne junge Frau und machte ein Haus," fiel Alberti ein, "die Wohnung wird groß und elegant sein."

"Willst Du mit mir gehen, sie in Augenschein zu nehmen?" frug Konrad nach dem Gute greifend.

"Ei, welcher Eifer," rief Alberti, "ich dachte, Du müßtest Deinen Aufsatz vollenden." — "Ach, ich bin jetzt zu zerstreut, der muß warten!" — "Nun so ziehe doch wenigstens Deinen Hausrock aus, Du bist ja wie im Rausche, Ministerialsecretär! Da sage einer, nur uns Poeten steige gleich alles zu Kopfe."

Nach wenigen Minuten erschien Konrad von Linden in gewählter Straßentoilette und die Freunde verließen das Haus. Es war ein Maitag. Die Sonne glänzte freundlich und ein erquickendes Licht spendend über der Residenz, alles mit ihrem heitern hoffnungserweckenden Schimmer übergießend. Dazu der angenehme fächelnde Wind, die klare milde Luft, alles regte die beiden jungen Männer, die durch die Straßen schritten, lebensfroh an. Kaum hätte man die Beiden, die so verschieden in ihrer äußeren Erscheinung, für so nah verbunden gehalten. Konrad von Linden, mit seiner hohen eleganten Gestalt, den regelmäßigen, von Ruhe und Würde beseelten Zügen, den ernstern blauen Augen, dem schönen wohlgepflegten dunkelblonden Haupt- und Barthaar, in seiner feinen und gesucht einfachen Kleidung mit seinen maßvollen Geberden, das ganze selbstbewußte Wesen voll Sicherheit und Weltbildung! Daneben der junge Journalist, kaum mittelgroß mit unregelmäßig geformtem, aber charakteristischem Antlitz, blitzenden unstäten Augen, feurigem Gebaren, an Nachlässigkeit grenzender Kleidung. Und diese Unähnlichkeit erstreckte sich von dem Aeußeren bis in die Tiefen ihres Wesens mit großer Consequenz. Der Eine sicher und selbstbewußt auftretend, nach begründeten Ansprüchen und Principien handelnd, der Andere plötzlichen Impulsen, instinctiven Eingebungen folgend, die Welt sich selbst idealisirend, und nach seinen individuellen excen-

trischen Anschauungen die Dinge behandelnd mit elastisch schwungvollem Gemüth alle Täuschungen und Reflexionen besiegend!

Eines aber verband die Beiden, und bildete die gemeinschaftliche Basis, auf der sie sich begegneten. Es war das Verwachsensein mit der Welt und ihren Interessen, das Bewußtsein, die Gesellschaft nicht entbehren zu können, das Hingeben an ihr Treiben und Streben. In dem Redaktionsbureau der „Tagespost“, wohin Konrad seine politischen Aufsätze, den Journalisten Alberti sein Feuilletonroman, seine sehr beliebte Wochen-Chronik und seine Theater-Reservate führten, hatten sie sich kennen gelernt. Es ist nicht nöthig, den alten Satz, daß die Gegensätze sich anziehen, hier weiter auszuführen. — Aber eines ist zu solchen Sympathien nothwendig: gegenseitiges Verständniß, irgend eine Gemeinsamkeit der Interessen. Der Phlegmatische und der Sanguinische, der Optimist und der Pessimist, der Idealist und der Realist können sich lieben und innige Freundschaft schließen, aber nicht der Ungebildete und der Gebildete, der Dumme und der Geistvolle, denn diese können sich nicht verstehen. Das gemeinschaftliche Band, welches Konrad und Alberti in all' ihren Verschiedenheiten verknüpfte, aber war, wie erwähnt, ihr gesellschaftliches Leben. Alberti, geistreich und pikant, trotz seiner genialen Extravaganzen den Umgangston vollständig beherrschend, ein glühender und sehr begünstigter Damenverehrer, war in den Salons der Residenz eine gern gesehene Erscheinung. Konrad führte ihn auch in der Familie des Hofraths von Röder ein und dieses Haus, wo Konrad sehr gern gesehen wurde, ward ein neues Bindemittel zwischen den Freunden, denn Alberti's vertrauliche Mittheilungen zeigten schon, wie sehr sich derselbe dort gefiel.

Jetzt besichtigten die Freunde unter der Führung eines Hausmeisters die Wohnung des Gesandtschafts-Secretärs. Sie war offenbar in ihren ganzen Räumlichkeiten für eine kleine Familie berechnet, übrigens sehr elegant und comfortabel, mit einem hübschen Salon versehen. Der Hausmeister schien auch anzunehmen, daß der junge Herr vermählt sei. — Er zeigte ein Zimmer, welches für die gnädige Frau wie geschaffen, er zeigte den Klingelzug, der aus demselben in die Dienstubenräume ging, er rühmte die lichte Küche mit

dem schönen wohlerhaltenen Sparherd, und dergleichen. — Und Konrad sagte zu dem Allen nichts. Alberti aber öffnete seine dunklen Augen weit, endlich schlug er sich vor die Stirn, und folgte nun mit unruhiger Neugier und wechselnder Miene den Verhandlungen. Konrad indessen miethete die Wohnung noch nicht. — Nun waren sie wieder auf der Straße und schritten schweigend neben einander her. Konrad lächelte vor sich hin — begann leise zu pfeifen — Alberti schielte von der Seite auf ihn hin. Jetzt faßte er plötzlich Alberti's Arm, sie standen vor einem von ihnen oft besuchten Restaurant. „Laß uns eintreten und ein Glas Wein trinken,“ sagte Konrad. Der Freund folgte ihm. Konrad führte denselben nach der rückwärts gelegenen Terrasse, wo er einen unbelauschten Platz wählte. Die Aussicht von hier über den unten vorbeirauschenden Fluß und das Häusermeer an seinen Ufern war reizend. Heute lag alles in die goldige Frühlingssonne getaucht, von einem unendlich klaren Himmel überwölbt, die ferneren Partien in mährchenhaften Sonnendunst gehüllt, während auf der glitzernden Fluth dort unten muntere Fahrzeuge dahin segelten. Konrad's Angesicht strahlte.

Alberti aber war ein wenig betreten. Wenn ein Freund bei dem Freunde eine Entdeckung zu machen glaubt, wie es bei Alberti der Fall war, ist eine Regung von Eifersucht und Mißvergnügen fast unausbleiblich.

„Du wirst heiraten, Konrad,“ sagte der Journalist jetzt gedehnt und phlegmatisch, indem er mit den Fingern auf den Tisch trommelte, „ich merkte es schon bei der Antrittsrede vorhin. Ich gratulire.“

„Benno!“ Konrad lag an seiner Brust, „Benno, ja ich liebe ein herrliches Mädchen!“ — „Deshalb das Entzücken über den Jahresgehalt,“ sagte Benno Alberti, noch mit seiner geärgerten Stimmung kämpfend, aber schon halb lachend, „Du bist ja ganz außer Rand und Band,“ er machte sich halb aus Konrad's Armen los. „Du kannst übrigens süße Geheimnisse gut bewahren, das muß ich von Dir erst lernen, ich besitze diese Routine noch nicht.“ — „Benno,“ rief Konrad, ihn auf's Neue umarmend, „vergib, vergib mir, wir bleiben doch immer die Alten!“ — „Natürlich

bleiben wir das, Du Schwärmer.“ — Alberti konnte noch immer nicht den rechten Ton finden.

„O Alberti, Freund, ich bin kein gefühlsfelliger Schwärmer, ich schwieg deshalb bis jetzt.“

„Nun meinetwegen, ich will das lange Schweigen und nun das übermüthige Gegentheil zu verdauen suchen,“ sagte Alberti lustig, „aber dafür verlangt meine freundschaftliche Theilnahme, mein Interesse an Dir einen Beweis Deines Vertrauens. Du verstehst.“

Konrad erröthete wie ein junges Mädchen. „Still,“ rief er, seine Hand auf den neugierigen Mund legend, „still, versprich mir noch Stillschweigen. Es ist ja Alles noch ein Traum, der erst Wirklichkeit werden soll. Bescheide Dich noch kurze Zeit.“

Alberti schüttelte lächelnd den Kopf. „Du scheinst Deines Glückes noch nicht recht sicher. Es muß auch etwas nebelhaft sein, da Dein bester Freund bisher von seiner Gestalt nichts geahnt. Konrad, wahrhaftig Du hast mich überrascht. Ich ahnte wirklich nicht im entferntesten, daß Du an Liebe und Ehe dachtest; ich kenne nicht einmal Deine Ansichten darüber. Du hast in diesem Punkte meine Offenheit niemals erwidert und ich hielt dies für Gleichgiltigkeit, Du Heuchler!“

„Nein, Benno,“ sagte Konrad, „es war längst keine Gleichgiltigkeit mehr, sondern nur eine mir eigenthümliche Scheu, die Du vielleicht Stolz nennen wirst, ein Gefühl, einen Wunsch zu bekennen, dessen eigentliches Ziel mir unerreichbar war. Lächle nicht. Benno! Man kann die Anforderungen der realen Welt nur im Reiche der Träume ignoriren. Du weißt jetzt, welche Bedeutung mein Avancement für mich hat und ich hoffe, Du sollst mich noch beneiden!“

„Deine Hoffnung kann sich verwirklichen, hoshafter Mensch,“ lachte Alberti, „ich bin begierig wie ein Kind auf den Weihnachtsbaum, in welcher Weise sich Dein Traum realisiren wird. Was meine Ansichten von Liebe, Ehe und Frauen betrifft,“ sagte Konrad, „so sind sie die natürlichsten der Welt. Ich glaube, lieber Benno, Deine besonderen Phantasien in diesem Punkte entspringen hauptsächlich daher, daß Du noch nie recht geliebt hast.“

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus,“ declamirte Alberti einfallend.

„Ich kann es aber begründen,“ fuhr Konrad fort; „wenn man liebt und ein geliebtes Mädchen als Weib heimzuführen wünscht, so fühlt man zugleich das Bedürfniß, sich mit der Geliebten ein echtes, häusliches Glück zu gründen. Daß man sie für sich allein besitzen, ihr Dasein in dem eigenen aufgehen machen will, daß sie nur für uns leben soll und wir Herr und Schöpfer ihres Glückes sein wollen, darin wirst Du mir schon jetzt beistimmen. Aber der Sinn für eine traute Häuslichkeit, in der die Geliebte waltet und für unser Wohl und Behagen sorgt, die reizende Beschränkung des Weibes innerhalb dieser Aufgabe, die schöne, liebevolle Unterordnung ihres Selbst unter Den, den sie mit hingebendem Herzen zum Mittelpunkt ihres Daseins gewählt, den Sinn für diese echt weiblichen Eigenschaften, Benno, wirst Du erst finden, wenn Du wahrhaft liebst.“

„Du willst also, daß Deine Frau Deine Küche besorgt, Dir gehorche und die Welt für sie so ziemlich innerhalb Deines lieben Ich sich begrenze,“ rief Benno eifrig.

„Gewiß will ich dies,“ sprach Konrad ernst, „obgleich Du Dich wie gewöhnlich paradox ausdrückst. Ja noch mehr, das Mädchen, welches ich liebe, glühend liebe, hat Neigungen und Bestrebungen, die mit jenen Anforderungen nicht übereinstimmen. Wenn sie mich aber wieder liebt, wird sie sich denselben doch fügen müssen, dem — sie ist ein Weib.“

„Die Dame, die ich liebe, nenne ich nicht,“ citirte der junge Dichter, „aber ich ahne jetzt — Konrad — Du hast Dir eine große Aufgabe gestellt, aber es blüht Dir auch ein herrlicher Preis! Und ihm zuliebe wirst Du vielleicht den „besonderen Phantasia“ Deines thörichten Freundes einige Concessionen machen!“

„Du meinst das nicht ernst, Alberti,“ sprach jener ernst, „Du kennst meinen Charakter.“

„Nun, vor Allem wünsche ich Dir von Herzen, daß Du das ersehnte Ziel baldigst erreichst, das Andere wird sich finden,“ rief der junge Dichter herzlich.

Die Freunde schüttelten sich nochmals die Hände und verließen das Local.

„Auf Wiedersehen heute Abend bei Hofrath Röder!“ damit trennten sie sich.

---

Drittes Capitel.

**Im Hause des Hofraths.**

Im Hause des Hofraths von Röder wurden eifrige Vorbereitungen zu der so eilig improvisirten Abendgesellschaft getroffen. Alles war auf den Füßen, und es ging ziemlich laut und bunt einher. Die Zeit war ziemlich vorgerückt, und noch viel zu thun übrig. Der Hofrath dirimirte in den Gesellschaftsräumen das Arrangement der Beleuchtung, der Spieltische u. dgl., seine Frau dagegen waltete in den Küchenlocalitäten.

Die Hofrätthin, eine lebhaft, zarte und nervöse Dame, that sich sehr viel darauf zu Gute, eine musterhafte Hausfrau zu sein, besonders weil sie sich um alle Einzelheiten persönlich zu bekümmern pflegte. Die häusliche Maschine ging auch, besonders wenn Gäste da waren, musterhaft, ohne daß, wie es eben sein soll, ihre Thätigkeit bemerkbar wurde. Aber ehe diese Maschine in den richtigen Gang kam, herrschte allemal eine trostlose Verwirrung. Es fehlte der Hofrätthin an praktischem Ueberblick, an richtiger Einsicht. Sie fuhr allerdings mit großem Wortaufwand in den Wirtschaftsräumlichkeiten umher, und sah nach jeder Salatschüssel, aber ihren überstürzten und überreichlich gegebenen Anordnungen, die dem praktischen Vorgang oft ganz widersprachen und Unmögliches verlangten, war nicht immer Folge zu leisten. Die Dienstboten wurden mißlaunig, thar'n alles halb und es ward kaum etwas zur rechten Zeit vollendet.

Die Hofrätthin kam jedesmal, wenn Vorbereitungen zu einer Gesellschaft getroffen wurden, zu der Erkenntniß, sie sei die be-

dauernswertheste Märtyrerin ihrer Pflichten; allerdings machte sie stets ein Fegefeuer von Aerger und Streitigkeiten durch, welche über das ganze Haus sehr ungemüthliche Stunden heraufbeschworen. Auch heute hatte sie schon zweimal geglaubt, alles endgiltig geordnet zu haben, und sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, um Toilette zu machen. Aber es wollte unten in der Küche nicht so gehen, wie sie bestimmt hatte, und immer wurde sie wieder abgerufen. So rauschte sie jetzt wieder in derselben umher, das bereits angelegte schwere Seidenkleid hoch aufgeschürzt, die Coiffüre noch ungeordnet, während der Herr des Hauses aus den Salons ärgerlich und ungeduldig nach hilfreichen Händen, nach diesem und jenem rief. Hortense aber, die Tochter des Hauses, saß schon seit anderthalb Stunden mit eingewickelten Focden am Clavier und übte eine List'sche Piece, die sie Abends vortragen wollte. — Nun erhob sie sich zur großen Erleichterung ihres Vaters, dem die fortwährend wiederholten Cadenzen und Triller es unmöglich machten, dem heute ungewöhnlich tölpelhaft erscheinenden neuen Diener Wilhelm etwas begreiflich zu machen. Hortense aber klingelte nach dem Stubenmädchen, um Toilette zu machen. Aber Anna erschien nicht. Die Glocke schien in dem aus den Wirthschaftsräumen herüber dringenden Rumor gar nicht gehört worden zu sein.

„Himmel, welche gräuliche Confusion gibt es da wieder,“ seufzte das Fräulein und betrachtete sich indessen im Spiegel. In Wahrheit aber hatte Mama im Küchenzimmer, als Hortensens Glocke erklang, eben überlegt, ob sie Anna wohl ein wenig entbehren könnte, um sie dem immer ungeduldiger werdenden Hofrath zu Hilfe zu schicken. Die vielverlangte Anna wurde nun zu dem Fräulein beordert, und der Hofrath mußte sich wohl oder übel entschließen, im Verein mit Wilhelm Tische zu übertragen. Endlich konnte sich die Hofrätthin auf ihr Zimmer zurückziehen, und beendete, als Hortense erklärte, nun Anna entbehren zu können, glücklich ihre Toilette.

In Wahrheit war Hortense kein egoistisches, rücksichtsloses Kind, aber sie war nur gewöhnt, sich um ganz und gar nichts zu

kümmern, nicht einmal um das, was die Bedürfnisse ihrer eigenen wichtigen Person betraf. Es war so natürlich, daß Mama sich ohne Anna eher behelfen konnte, als sie. Mama verstand das besser. Sie war ohnehin überzeugt, heute schon das Möglichste geleistet zu haben, indem sie so lange am Piano geübt. Die Eltern legten so viel Werth auf das Clavierspiel, und mahnten immer zum Fleiß. Wie hätte sie der Mutter auch einen Theil der Haushaltsorgen abnehmen sollen, sie verstand ja nichts davon. Wie kann man das jetzt schon von dem Kinde verlangen, es wird sich mit der Zeit schon finden, sagte Mama selbst und dabei blieb es. Hortense hatte ohnehin genug zu thun mit ihren Clavierübungen, ihren französischen und englischen Conversationsstunden, ihrem Zeichnen. — Das alles hatte allerdings aufgehört, als sie die Pension verließ, die Clavierübungen ausgenommen. Aber das Französische, das Englische, das Zeichnen wurde nun heillos vernachlässigt, denn Hortense „kam nicht dazu“, es fehlte ihr das „Animo“. Endlich wurde wieder ein Zeichenlehrer engagirt, da ihr das Zeichnen und Malen von Blumen und Früchten nach der Natur allein nicht recht gelingen wollte. Seit der Lehrer in's Haus kam, wurden wieder sehr schöne Stücke gefördert, die in einer eleganten Mappe auf einem Eck-tischchen des Salons lagen, und von den Besuchern oft genug bewundert wurden. Aehnlich war es mit den Sprachen gegangen. Ein Jahr war Hortense aus der Pension zurück, als sie einen Attaché der englischen Gesandtschaft kennen lernte, und bei dieser Gelegenheit bemerkte, daß ihr die gebräuchlichen Wendungen und Phrasen, die ihr im Institute so geläufig, so mechanisch gewesen, ihrem Gedächtniß nicht recht zu Gebote standen. Darauf wurden die Conversationsstunden eingeführt. Die Eltern zogen nicht in Erwägung, daß ihre Tochter möglicherweise zu alledem keine besonderen Anlagen haben könnte, die Kenntnisse mußte sie haben, die waren ganz unentbehrlich. Es war allerdings eine vollendete Dame, die in den noch leeren, hell erleuchteten Gesellschaftszimmern vor den prüfenden Augen der Mutter stand.

Hortense war eine zarte, angenehme Erscheinung, eher unter Mittelgröße, ihre Züge regelmäßig, ohne markirt zu sein, ihre blauen

Augen hübsch und unbedeutend, das blonde Haar, in einen sehr complicirten modernen Lockenbau frisirt, gestattete keinen Schluß auf seinen Reichthum. Ihre mattbleiche Gesichtsfarbe nahm beim Tanz, bei jeder Aufregung überhaupt, einen lieblichen Rosenschimmer an, der dann um so wirksamer war. Sonst fehlte ihr allerdings der Schmelz vollkommener Gesundheit und jugendlicher Fülle, aber dieser Mangel war bei dem allgemeinen Charakter ihres Wesens nicht eben auffällig, ja ihre Verehrer behaupteten sogar, er bilde ihren Hauptreiz. Die Wahrheit dieses Urtheils möge allerdings dahin gestellt bleiben. Hortensen charakterisirte eine gewisse naive Trägheit, die alles Ernste und Schwere mit kindlichem Lächeln von sich wies. Sie wußte, wie sehr sie mit diesem Zuge besonders einer Classe von jungen Männern gefiel, und er wurde ihr zu einer halb berechnet, halb unschuldig gebrauchten Waffe der Koketterie. Hieraus entsprang auch ihre immer so willkommene Gabe, stets angenehm und leicht plaudern zu können, auch ohne sonderlichen Gehalt.

Um sich in einen ernstern Gegenstand zu vertiefen, fehlte es Hortensen an innerem Gehalte, an durchdringendem Geist, an vielseitiger Bildung, wie sie überhaupt von der Natur nicht mit besonderen Anlagen bedacht war. Aber was sie besaß, war etwas Klugheit und ein ziemlich reiches Gemüth und mit Hilfe derer wußte sie fesselnd zu tändeln.

Die Hofrätthin hatte die Musterung von Hortensens zwar nach der neuesten Mode gefertigten, aber dennoch gefährliche Bizzarrien vermeidenden Toilette kaum beendet, als der erste Gast gemeldet wurde. Es war der Held des Tages, Baron von Linden, der neuernannte Ministerialsecretär, der sich beeilt hatte, früh zu erscheinen.

Die Hofrätthin empfing ihn mit einem wahren Ausbruch von Liebenswürdigkeiten, von den gesuchtesten Glückwünschen, mit denen sie die feine Grenze des Tactes zwar mehrmals streifte, aber nie überschritt. Sie wußte so unendlich viel Angenehmes zu sagen, über Konrad's so wohlverdiente Beförderung, über den Liebling der Gesellschaft, der freilich einer solchen Folie der Welt gegenüber nicht bedürfe, endlich über ihre Freude, dieses glückliche Ereigniß feiern zu

können. Dann verlangte sie in der schmeichelhaftesten Weise sein Versprechen, in seiner neuen Würde, die ihn nun noch in neue Sphären versetzen werde, ein treuer Freund ihres Hauses zu bleiben, sie könne sich ihren Zirkel ohne ihn gar nicht denken, das Band der Freundschaft mit einem so liebenswürdigen, hochschätzbaren jungen Manne sei von unerseßlichem Werth für ihre Familie und ihren Kreis. Er könne auf ihr Haus wie auf ein Daheim zählen. Nun kam auch der Hofrath herbeigestürzt. — Der gute Herr war noch etwas außer Fassung von dem Aerger und den Anstrengungen des Nachmittags, sowie von der überstürzten Toilette. Eine außergewöhnliche Ruhe, Unersehütterlichkeit oder Geistesgegenwart waren überhaupt nicht seine Eigenschaften. Seine äußere Erscheinung legte sogar einiges Zeugniß für seinen Gemüthszustand ab, und der Frack saß nicht recht auf der langen mageren Gestalt, die von dem kleinen, runden und gutmüthigen, auf dem gestreckten Halse schwebenden Gesichte überragt wurde. Er schüttelte dem Gaste lange die Hand, und brachte einiges nicht besonders Glänzendes vor, — über seine Liden bereits nach der Audienz vorgebrachten Glückwünsche, seine unendliche Werthschätzung und Hochachtung, seine unveränderlichen Gesinnungen, dann hoffte er, da ihre, seine und Liden's amtliche Verbindung jetzt gelöst sei, werde in dessen Verhältniß zu seinem Hause das Umgekehrte stattfinden, ja es möge in dieser Hinsicht gerade das Umgekehrte eintreten, wiederholte er, indem er an diesem Satze besonderes Wohlgefallen zu finden schien.

Liden erwiderte alle diese Liebenswürdigkeiten mit weltmännischer, aber unbefangener Artigkeit. Das Fräulein hatte mit höflich gleichgiltiger Miene dabei gestanden, ja einmal irrte bei den Schlußworten ihres Vaters sogar ein Zug von Aerger über ihr hübsches Gesichtchen. Nun brachte zwar auch sie einige beglückwünschende, sehr allgemein gehaltene Worte vor, und betonte nur besonders, sie hoffe, seine neuen Pflichten und Würden würden ihn nicht etwa zu einem weniger fleißigen Tänzer und aufopfernden Gesellschafter machen, was natürlich mit dem größten Feuer theuert wurde. Dann ging sie ruhig plaudernd zu dem heutigen Abend über.

„Sie mögen wissen,“ erzählte sie unter anderem, „daß wir für den Abend ein ziemlich seltenes Vergnügen in Aussicht haben. Major von Waldheim hat versprochen, mit Emilie zu kommen, und Sie wissen, daß diese unsere lieben Freunde in stolzer Selbstenügsamkeit die Gesellschaft nicht oft mit ihrer Gegenwart bereichern.“ Rinden war bei diesen Worten freudig aufgeschreckt und Hortense lächelte fast unmerklich. — „Es kann nicht genug bedauert werden,“ sagte nun Rinden sogleich gefaßt, „daß sich diese lebenswürdige, so höchst interessante Familie so sehr auf sich selbst beschränkt. Obgleich ich zu dem vielen Schönen und Guten, was ich, mein Fräulein, Ihrem gastlichen Hause verdanke, auch die Bekanntschaft mit der Familie Waldheim zähle, wäre dieselbe doch eine sehr oberflächliche geblieben, wenn ich mich nicht des Zutrittes in ihrem Hause erfreute.“

„Und doch haben wir,“ erwiderte Hortense, „wohl das nächste Anrecht auf vertrauliche Beziehungen mit Waldheims. Emiliens Mutter war eine Jugendfreundin der Meinen, und Mama nahm sich der beiden Kleinen vielfach an, als sie mutterlos wurden. Freilich war bei Emiliens eigenthümlicher Erziehung ein solcher Schutz weit weniger werthvoll und verknüpfend, als in jedem andern Falle.“ — „Und doch sind Fräulein Emilie und Ihre Mutter sich an Lebenswürdigkeit zu sehr verwandt, um nicht das Bild eines schönen Verhältnisses voll Harmonie darzubieten,“ sagte Rinden artig.

„Entfremdet wurden wir uns darum nie,“ rief Hortense, „obgleich Waldheims ein dem unsrigen so verschiedenes Leben führen, und Emilie wenig Sinn für das hat, was zu meinem Glück unentbehrlich ist. Aber dennoch haben wir uns sehr lieb, ich und Emilie; es ist doch ein gewisses Etwas in ihr, was uns verbindet, — was es ist, überlasse ich Andern auszuklägeln, ich begnüge mich mit dem Umstand, daß wir uns lieben, warum das geschieht, gilt mir gleich.“ — „O Fräulein Emilie ist so lebenswerth,“ rief Rinden mit glänzenden Augen, „daß es eher ein Gegenstand des Zweifels sein müßte, warum man sie nicht lieben müßte. — Fräulein Emilie“ — fuhr er immer feuriger fort —

„Herr Major v. Waldheim mit Fräulein Tochter und Herrn

Sohn," meldete der Diener. Eben spielte um Hortensens Lippen wieder jenes eigenthümliche, nicht eben schöne Lächeln, als Linden unterbrochen wurde. — Beide eilten, die Eintretenden zu begrüßen.

Konrad von Linden hat keine Phrase gesagt, als er dem allgemeinen Bedauern Ausdruck gab, daß Emilie von Waldheim so wenig für die Gesellschaft lebte — denn Emilie, die jetzt zwischen ihrem Vater, dem imponirenden Stabs-Officier, und ihrem Bruder eintrat, war eine blendend schöne Erscheinung, und nicht nur durch diese, sondern ebenso durch ihre sichere und anmuthige Haltung, ihren Geist, ihre übrigen natürlichen Gaben befähigt, zu glänzen, und einen geselligen Kreis zu beleben. Die harmonische Entwicklung ihrer Anlagen, die volle Gesundheit von Seele und Körper verliehen ihr einen Zauber, den man bei allen jungen Mädchen ihrer Lebenslage vergebens suchte. Emilie war schön durch die Meisterhand der Natur, die ihr Antlitz mit der hohen idealen Stirn, den großen seelenvollen Augen von tiefem Dunkelblau, dem zartesten gleichförmigen Rosenschimmer der Jugend in fast klassisch regelmäßigen Formen gebildet; aber diese äußeren Vorzüge dienten nur dazu, der heiteren befriedigten Sicherheit ihres Auftretens, dem lebensfrohen Instillen ihrer Gedanken und Gefühle, dem ganzen Seelenzauber ihres Wesens zum Ausdruck zu dienen.

Wortlos stand Konrad von Linden bei Seite, verloren in der Betrachtung des schönen Mädchens, verloren in seinen heisaufwallenden Gefühlen für dasselbe. Sie plauderte mit Hortensen, während immer neue Gäste ankamen, und Linden sich bald in einen Kreis gezogen sah, der ihn wegen seiner Ernennung mit wenig Variationen beglückwünschte, was er mit vielleicht noch weniger Variationen beantwortete.

Nun erschien auch Herr Kotte, der reiche Industrielle, mit Frau, Tochter und Sohn, einem eben auf Urlaub anwesenden, jüngst ernannten Lieutenant. Der Großindustrielle Kotte, ein intelligenter, fähnspeculirender, unternehmungslustiger Mann, spielte eine bedeutende Rolle in dem socialen und geschäftlichen Leben der Stadt; neuerdings begann er sich auch mit Politik zu befassen, und agitirte lebhaft gegen das herrschende absolute Regierungssystem.

Herr Kotte liebte es, Geräusch in der Welt zu machen, und zwar nicht nur mit seiner großen Maschinenfabrik. Er verrieth darin einigermassen den Emporkömmling. Er hatte sich vom einfachen Maschinenbauer zum Werkführer, und von diesem mit wenigen Mitteln zum Besitzer eines eigenen Etablissements aufgeschwungen, und in dieser Stellung durch glückliche Speculationen und zweckmäßige Neuerungen sein Glück gemacht. Jetzt war er eine wichtige Person auf der Börse und machte ein großes Haus.

Die Gefährtin seines fast abenteuerlichen Lebens zeigte sich als eine beleibte, gutmüthig aussehende, verhältnißmäßig ältliche Dame, die es nie zu einer wahrhaft eleganten Toilette bringen konnte, geschweige denn zu einem einer solchen entsprechenden Auftreten. Es ging die Sage von einer derben, jung verwitweten Müllerin, die dem hübschen unternehmenden Werkführer Kotte sammt ihrem bedeutenden Vermögen nicht widerstehen konnte. Frau Kotte ging bescheiden und harmlos durch die Salons, oder besser, zog sich in deren Winkel zurück, oft lächelte man über sie, aber ohne Spott; niemals versäumte man die Artigkeit gegen eine Frau, die bei so splendiden Dinern und Soiréen als Hausfrau figurirte. Die heute neben ihr erscheinende neunzehnjährige Tochter Marianne war das verjüngte Ebenbild ihrer Mutter, voll und ründ mit einem frisch gefärbten hübschen, lächelnden Gesichtchen, Grübchen in den Wangen, bescheiden harmlosen Wesen. Der älteste Sohn der Familie stand dem Vater in dessen Unternehmungen kräftig zur Seite und war meist auf Reisen, mindestens selten im Elternhause. Der jüngere, der anwesende Lieutenant, begrüßte eben Emil von Waldheim. Die Beiden waren häufig Spielgefährten gewesen; Karl Kotte war in ein militärisches Erziehungshaus gekommen, und bei seiner jetzigen Würde hatte Emil wohl weniger kameradschaftliches Entgegenkommen zu erwarten; doch hatte Emil, sein höchst einnehmendes Aeußeres eingerechnet, mit seiner Schwester ebenfalls die Anmuth und Sicherheit des Benehmens gemein, ja etwas ihn sehr wohlkleidende Reckheit und Trotz, so daß er in der Gesellschaft trotz seiner Jugend nie ganz übersehen wurde, und auch dem Lieutenant einigermassen imponirte. Er erzählte nun diesem von seiner projectirten Wahl

des militärischen Berufes, wie aber diesem die Medicin erfolgreich Concurrnz gemacht.

„Ach was,“ sagte der Lieutenant, Emil jovial auf die Schulter klopfend, „werde doch noch Militär, ich rathe es Dir. Wie lange dauert's und Du bist Officier, dann bist Du Dein eigener Herr und stellst etwas in der Gesellschaft vor. Darauf sieht man es doch vor Allem ab. Und was hat auch einen besseren Klang, als der Titel Officier. Es ist doch der erste und angesehenste Stand, der militärische. Wie lange mußt Du Dich plagen, ehe Du die Doctorwürde erzielst, und dann hast Du erst keine Bedeutung, wenn Du keine umfassende Praxis erwirbst. Was braucht es weiter vieles Ueberlegen, um zu erkennen, welcher von den beiden Ständen der vortheilhaftere ist. Werde Militär, Waldheim, ich rathe es Dir, saddle um!“

So moralisirte der junge Lieutenant Karl Rotte über Standeswahl und Emil stand dabei und erwiederte — Nichts. Dem Lieutenant aber fuhr glücklicherweise eben etwas Anderes durch den Kopf. „Der Tausend,“ rief er, Emilien erblickend, „Deine Schwester, welch' ein Prachtmädchen ist die geworden! „Du erinnerst Dich also ihrer?“ warf Emil ein. „Ob ich mich erinnere? ei, ein so hübsches Kind vergißt man nicht leicht,“ sagte er mit bedeutungsvoll sein sollendem Lachen, indem er sich bemühte, den Ton anzuschlagen, in welchem er seine älteren Kameraden häufig von Mädchen sprechen hörte; „ich habe sie wohl im Gedächtniß und ich sagte immer, aus dem kleinen Ding würde ein schönes Mädchen werden. Wie hieß die Kleine? — Elise, nicht? — — Emilie so so — wirklich ein famoscs Mädchen, — guter Wuchs — Haltung — welcher Nacken — welche Taille! — Du Emil,“ fuhr er mit naiver Großthuererei fort, „es steht fest bei mir, daß ich während meines Urlaubes dem schönsten Mädchen meines Kreises die Cour mache — Deine Schwester sticht mir gewaltig in die Augen! — Du mußt mich ihr sogleich vorstellen, Bursche!“ Emil lachte ganz unbändig bei seines Freundes letzter Rodomontade, aber dieses Lachen wurde von dem Lieutenant schmeichelhaft gedeutet und Emil führte ihn zu Emilien. Diese war von einem dichten Kreis

umgeben, wie immer, wenn sie in Gesellschaft erschien. Alles interessirte sich für das auffallend schöne Mädchen, welches durch seine hohe Bildung und seltene Geistesrichtung bekannt war, und über welches die verschiedensten Urtheile laut wurden, obgleich Emiliens maßvolles, aller unschönen Emancipation fernes Benehmen sie vor schöner Mißdeutung, ihre Schönheit aber vor Spott schützte. Daß sie verhältnißmäßig selten sich an geselligen Vergnügungen betheiligte, erhöhte noch die Aufmerksamkeit, welche sie erregte, wenn es der Fall war, und es gab sogar Damen, welche behaupteten, es sei ein wohlüberlegtes Strategem, daß sie sich so selten „mache“. Emilie hatte freundliche Aufmerksamkeit für den Spielkameraden ihres Bruders, dessen sie sich wohl erinnerte, doch konnte sie sich mit demselben nicht gut verständigen, denn sie gerieth in Reminiscenzen an Kinderspiele und Jugendstreiche, während Karl Rote nur die lebendige Gegenwart im Auge hatte und seinen Charakter als courmachender Lieutenant vor Allem zur Geltung bringen wollte.

Die Gesellschaft war indessen längst vollzählig geworden, hatte sich in Gruppen gebildet und war in lebhafter Unterhaltung begriffen. Hortense war eben im Begriff, auf zahlreiche an sie gelangte Bitten sich an das Piano zu setzen, als Alberti erst erschien. — Seine Pflicht als Referent hatte ihn bis nach der Theaterstunde festgehalten. Er sagte Hortense noch einige Artigkeiten über die eifersüchtigen Musen, die ihn von seiner Muse abgehalten, und dann begann sie ihren Vortrag.

Hortense spielte mit großer Sicherheit und glänzender Technik, aber ohne höheres Verständniß, ohne Seele, und darin wählte sie mit richtigem Instinct, denn um sich über diesen Mangel klar zu sein, fehlte es ihr an höherer ästhetischer Bildung, — Compositionen, welche vor Allem darauf berechnet waren, Virtuosität zu entfalten.

Die Unterhaltung war allmählig verstummt, in verschiedenen Gruppen saß und stand man den Tönen lauschend. Auch Emilie hörte eine kleine Weile zu, dann erlahmte ihr Interesse, und da sie ziemlich isolirt in einer Fensternische saß, wanderten ihre

Blicke, nach Beschäftigung suchend, umher. Sie begegneten Linden, der wieder, in ihr Anschauen verloren, in ihrer Nähe stand, und in seine Wünsche und Gefühle versenkt, heute noch kein Wort an sie gerichtet hatte. Jetzt flog er auf den Wink ihrer Augen an ihre Seite.

Es war dies Benehmen bei Emilien keine herausfordernde Koketterie, Niemand hätte es für eine solche halten können. Sie hatte dem Freunde etwas zu sagen, weiter nichts. Linden allerdings saß nicht so unbefangen neben ihr, ihn berauschte die Nähe des schönen Mädchens, zu der er sich tief hinbeugen mußte, um ihre halblaut gesprochenen Worte bei der Musik zu verstehen, während ihre glänzenden Augen ihm in dem Halbdunkel der Nische freundlich zulächelten.

Sie sprach heiter und scherzend von seinem neuen Amte, seiner neuen Würde, aber durch ihre Worte klang eine innige, trauliche, fast kindliche Herzlichkeit. Man sah es wohl, ein stilles, vielleicht unbewußtes Band des Verständnisses, gegenseitigen Gefallens und Angezogenseins waltete zwischen den beiden jungen Menschen ob. Linden betrachtete das liebliche Mädchen mit glühenden, wonnetrunkenen Blicken, er hörte kaum was, nur daß sie sprach. Sie schwieg endlich, schlug vor seinem Blick die Augen nieder und schaute betroffen und aus der Fassung gebracht, vor sich nieder. — Ihre zarten Wangen rötheten sich tiefer und ein reizender Zug von Befangenheit breitete sich über ihr Antlitz. —

„Ja, Fräulein Emilie,“ nahm Linden endlich mit bewegter Stimme das Wort, „es ist etwas Schönes um einen passenden Wirkungskreis — aber daß sich der ganze Mensch wohl fühle — dazu gehört mehr. Das Schicksal hat mir erst den Bauplatz gegeben; das Gebäude meines Glückes muß ich mir erst selbst erbauen.“

„Sie sprechen wahr vom Standpunkt des individuellen Glückes,“ sagte das junge Mädchen, rasch und lebhaft auf den angeregten Gedanken eingehend; „das Glück kann uns wohl nie nur von Außen kommen.“

„Ja, das Glück liefert uns nur die Bausteine,“ schob Konrad v. Linden ernst ein.

„Ich glaube,“ sprach sie sinnend, „ein Glück, von dem wir mehr erwarten, ist nur ein ungreifbarer Traum, eine Chimäre. Das einzige Unterpfand unseres Glückes, welches wir uns selbst sichern können, ist das Bewußtsein, den Andern und uns selbst zum wahren Segen zu leben, unsere Stelle im Weltplan auszufüllen, unsere höchste individuelle Bestimmung zu erreichen. Aber nicht jeder vermag aus äußern oder innern Gründen gleich den rechten Platz für sein Wirken zu finden. Fände gleich jeder seinen Bauplatz, verstünde er ihn zu suchen, das Geheimniß des Glückes wäre vielleicht gelöst.“

„Glücklich darum die begnadeten Geschöpfe Gottes,“ sagte Konrad leise und innig, „denen schon in ihrem Wesen, in ihrer Lichterscheinung klar und in nicht mißzuverstehender Weise der Zweck ihres Daseins aufgeprägt ist — Wesen wie Sie, Emilie“ —

„Sie irren,“ fiel das junge Mädchen besangen ein. „Ich bin noch gar nicht so sehr im Klaren über meine Bestimmung. — Wie sollte ich auch? Ich bin ein Mädchen und müßte mir meinen Bauplatz, den ich mir selbstständig wählen will, viel schwerer erringen, als der freie, kampferüstete Mann.“

„Ein Wesen wie Sie, Fräulein Emilie,“ sagte er immer erregter werdend, „ist nur da, Andere zu beglücken — durch sich selbst, durch sein Dasein durch seine Liebe —“

„Und durch sein Schaffen und Wirken,“ fiel sie ernst ein. „Andere beglücken, das ist die Aufgabe eines Jeden, der Sinn und Empfindung hat für die Zusammengehörigkeit, die Brüderlichkeit aller Menschen. — Das Weib freilich soll die Priesterin dieses Gedankens sein.“ — — —

Konrad hatte sie nur halb verstanden. „Emilie,“ sagte er leise, „auch an Sie wird die Frage herantreten, ob Sie beglücken wollen im höchsten Sinne“ — — Emilie blickte ihn an flüchtig fragend — scheu — ein flammendes Roth glitt über ihre zarten Wangen; dann stand sie plötzlich auf und flog davon wie ein wildes kleines Mädchen.

Hortense hatte eben ihr Spiel beendet und war eben im Begriff, den gewohnten Zoll von Schmeicheleien entgegenzunehmen.

Eine andere Gruppe von Herren bestürmte die kleine hübsche Marianne Motte, sich ebenfalls hören zu lassen, und diese wehrte sich mit kindischer Hartnäckigkeit gegen diese Zumuthung, was jedoch die Umstehenden nur noch fester auf ihrem Verlangen beharren ließ. Die muntern braunen Augen des jungen Mädchens verriethen übrigens weit mehr Verstand als ihr frischer rother Mund. „Nein — nein — Fräulein Hortense spielt zu schön“ — rief sie, während Hortense kokett ihre weißen Finger in einigen rapiden Läufen über die Tasten gleiten ließ, „ich kann nach ihr nicht spielen. — Wenden Sie sich doch an Fräulein von Waldheim,“ setzte sie hinzu, da Emilie eben herantrat; „sie ist gewiß auch eine Meisterin, sie ist eine so geschickte, gelehrte Dame!“

„Ich kann gar nicht Clavier spielen,“ rief Emilie lachend, „und Sie sehen nun, wie wenig mir die von Ihnen angeführten Eigenschaften zukommen!“

„Sie sind doch nicht eine Feindin der schönen Künste, mein Fräulein,“ sprach Alberti galant, „Sie, die denselben so verwandt sind“ — — —

„Umgekehrt,“ erwiderte diese heiter, „die schönen Künste verleugnen dann diese Verwandtschaft, denn ich habe z. B. leider sehr wenig musikalisches Talent und würde meine Zeit mit der betreffenden Muse — ich glaube, sie heißt Cuterpe — nicht? — nur verschwenden!“ —

Allgemeines Staunen — allgemeiner Zweifel.

„Vielleicht verschmähen Sie die schönen Künste nur,“ fuhr Alberti in seinem beliebten Tone fort, „weil Sie derselben nicht bedürfen. — Einem so schönen, begabten Wesen kann nichts misslingen — aber“ — —

„Bitte,“ fiel Emilie ein, die den Geschmack an dieser Art der Unterhaltung schnell zu verlieren begann, „wenn ich wirklich so schön wäre, als Sie die Artigkeit haben, anzunehmen, werden Sie mir doch nicht zumuthen, daß ich mir auf diese Rechnung Stümperereien verzeihen ließe?“ —

Sie sah den galanten Redner ein wenig herausfordernd an.

„O mein Fräulein,“ rief dieser feurig, „Sie haben den Zauber der Schönheit noch gar nicht erprobt — wunderbarer, unbegreiflicher Weise! Die Frauen können Alles thun und unterlassen, weil sie schön sind!“

Diese mit Emphase gesprochenen Worte riefen unter den Damen Sensation und einzelne kühne Beifallsbezeugungen hervor; die Herren applaudirten laut; einige jedoch lächelten spöttisch, obgleich sie in den Beifall ebenfalls einstimmten.

Emilie verstummte einen Augenblick, dann sagte sie mit einem Anflug von Trotz:

„Ich will von diesem Privilegium keinen Gebrauch machen — ich entsage ihm, wenn es mir in den Augen irgend Jemandes zukommt — und — ich — ich brauche es hoffentlich auch nicht!“

Die Herren stimmten wieder lebhaft, begeistert bei; vielleicht übte das besprochene Privilegium gerade jetzt seine Wirkung, denn der Anflug von keinem Trotz stand dem schönen Mädchen reizend. — Alberti verbarg seine Betroffenheit ebenfalls unter dem Ausdruck eifriger Zustimmung, während Emilie in ihrer heitern, lebhaften und ungezwungenen Weise mit den Umstehenden zu plaudern fortfuhr. Hortense hatte noch ein zweites neu einstudirtes Paradedstück im Hinterhalt, und ärgerte sich, daß man nicht daran dachte, sie zum Fortfahren in ihren Productionen aufzufordern, aber das Interesse Aller concentrirte sich jetzt um Emilie. Das schöne Mädchen mit ihrer natürlichen, unbefangenen Heiterkeit, ihren kühnen, schlagenden Antworten, ihren köstlichen Scherzen, ihrem ganzen ungewöhnlichen Wesen zog Alle unwiderstehlich an, wieweil sie es nicht verschmähten, nachträglich ihre eigenen Glossen zu machen. —

Emil und Marianne Rotte waren indessen in einer lebhaften Privatunterhaltung begriffen gewesen und sie zogen sich jetzt unmerklich aus der Nähe des Claviers zurück, um dieselbe ungestört fortsetzen zu können.

Emil hatte in Fräulein Marianne die einzige Dame gefunden, die dem Fuchs eingehendere Aufmerksamkeit schenkte, und beschloß, allen Zauber seiner Persönlichkeit aufzubieten, um sich diese

zu sichern. Der hübsche junge Mann und seine Huldigungen trugen bei Fräulein Marianne nun auch den Sieg über das „schöne Clavier-spiel“ davon. „Sehen Sie, mein Fräulein,“ erzählte er mit lebhaften Gesten, „meine Schwester spielt nicht Clavier, wie Sie vernahmen. — Ich versichere, daß sie es sehr leicht im Stande wäre“ — die Dame schob hier ein „Nu freilich“ ein — „aber,“ fuhr Emil mit energischem Achselzucken fort, „sie verschmäht es.“

„Ach nein!“ sagte Marianne verwundert, die selbst sehr viel darum gegeben hätte, „schön zu spielen“. „Ja, meine Schwester ist ein seltenes Wesen,“ sagte Emil, „sie zeichnet nicht, sie spricht nicht französisch.“

„Ach nein!“ rief Marianne im größten Staunen, denn die genannten Fertigkeiten hielt sie für unerläßlich für eine so vollendete Dame, als welche ihr Emilie erschien.

„Auch befaßt sie sich mit keinerlei Handarbeit, wie sie sonst bei den Damen beliebt sind,“ sagte Emil, „als Sticken mit Perlen und Seide, Nähen — und — und wie diese Dinge alle heißen.“ „Ach nein!“ rief Fräulein Marianne zum dritten Male, am Gipfel des Erstaunens angelangt. „Es ist dies eben Geschmacksache bei ihr,“ setzte Emil mit gleichgiltiger Miene hinzu, „sie liebt z. B. die französische Sprache nicht; also hat sie dieselbe aufgegeben und dafür Latein und Griechisch studirt, und liest den Horaz, den Virgil, den Sophokles, den Aeschylos, die Sappho.“

Die letzten Aufzählungen hätte sich Emil wohl ersparen können, denn abgesehen, daß Fräulein Marianne schwerlich die Bedeutung dieser Namen zu schätzen wußte, war sie längst vor Erstaunen starr, und das „Ach nein!“ blieb diesmal in der Kehle stecken. „Aber ich bitt' Sie,“ brachte sie endlich hervor (es war ein zweiter Lieblingsausdruck von ihr), „aber ich bitt' Sie, wie kann das sein, so etwas möchte mir meine Mutter nicht erlauben.“ Emil lächelte, und dieses Lächeln sagte etwas, wie als würde es noch von etwas Anderem nicht erlaubt werden — aber Marianne war weit entfernt, eine solche Bosheit zu ahnen, und hörte mit der schmeichelhaftesten Aufmerksamkeit zu, wie Emil weiter in den lebhaftesten Farben die Fähigkeiten seiner Schwester sowie ihre Kenntnisse und Beschäfti-

gungen schilderte, denn obgleich er, sich gedemüthigt, in den Schatten gestellt und in seinem männlichen Selbstgefühl gedrückt fühlend — ihr so sehr opponirte, liebte er es oft unter der Hand mit ihren seltenen Eigenschaften groß zu thun. Von der Gelehrsamkeit seiner Schwester gerieth er auf seine eigene, auf die Heldenthaten seines Studentenlebens, auf die hochfliegenden Pläne seines Ehrgeizes, seine Vorsätze und Ansichten, seine Anschauungen von der Welt etc., und wußte seiner dankbaren Zuhörerin so zu imponiren, daß Beide die Welt um sich vergaßen.

Emilie hatte sich indessen zu ihrem Vater gesellt, der mit dem Fabrikanten Rotte in eine lebhaftere Discussion der Arbeiterfrage vertieft war, welcher das junge Mädchen mit großem Interesse lauschte. Rotte schilderte das Arbeiterasyl, welches er für seine Arbeiter errichtet und lud schließlich den Major, da dieser sein Interesse vielfach kundgab, ein, dasselbe persönlich zu besichtigen, was der Major dankend in Aussicht stellte. — „Und diese ernstern trockenen Dinge interessiren Sie, mein liebes Fräulein,“ wandte sich der Fabriksherr an Emilie, „meine Marianne schliefe, glaub' ich, längst an Ihrer Stelle.“ — „Wie sollte dieser Gegenstand nicht meine Theilnahme erregen,“ rief sie lebhaft, „es betrifft doch Menschenwohl und Menschenwehe. Ich komme auch, das Arbeiterasyl zu besichtigen, wenn Sie nicht etwa glauben, daß dies — einem Mädchen nichts angeht!“ — Rotte lachte, denn er bemerkte, daß das kluge Mädchen seine Ansichten instinctiv errathen hatte. — „Ich meine dies nicht,“ sagte er „oder doch nur dann, wenn ich sehe, daß sich die Damen im Allgemeinen darum nicht kümmern. Und wenn eine Dame, die mir nicht wie Sie soeben ihr Interesse für die Sache bewiesen hätte, mein Arbeiterasyl zu besichtigen käme — so“ — Emilie fiel schlagfertig ein: „Würden sie annehmen, nur jene, den Töchtern Eva's besonders gern beigelegte Eigenschaft hätte sie hergeführt.“ — Rotte lachte aus vollem Herzen; er erfreute sich sichtlich an dem lebhaftesten geweckten Geiste Emilien's. „Nehmen Sie nur erst die Frauen in den Rath auf, wo über die höhern Güter und Geschicke der Menschheit berathen wird, dann werden sie nicht nur aus Neugierde kommen,“ sagte

Emilie eifrig „denn das Herz und den Sinn haben sie vielleicht mehr als die Männer!“

„Ich willige ein,“ rief der Fabriksherr lebhaft, „aber Kopf und Herz müssen sie ebenso am rechten Fleck haben, wie Sie, mein Fräulein!“

Diese Artigkeit brachte Emilie zum Schweigen. Ueberdies kam Lieutenant Kotte auf sie zugestürmt und engagirte sie zu der Quadrille, die soeben von der tanzlustigen Jugend arrangirt wurde.

Konrad von Linden hatte während Emilien's Gespräch mit Kotte in ihrer Nähe geseffen, sie beobachtend, ohne den Sinn ihrer Worte aufzufassen. Jetzt wurde er aus seiner Versunkenheit durch den Umstand geweckt, daß zu seinem großen Aerger Lieutenant Kotte Emilien zu der beabsichtigten Quadrille engagirte. Emil indessen hatte ebenfalls das Unglück gehabt, die Dame seiner Wahl von einem Lieutenant entführt zu sehen, und es schmerzte ihn ebenso tief, wenn auch aus einem andern Grunde. Um sich für diese Niederlage zu rächen, faßte er einen kühnen Entschluß und ging fest auf das Fräulein vom Hause zu, um sie für die Quadrille zu gewinnen. Aber ach, nur ein kühles, gleichgiltiges: „Danke, ich bin schon engagirt,“ begleitet von einem Streifblick, ward ihm zu Theil. Trotzig wollte er sich in eine Ecke setzen und ebenfalls gar nicht tanzen, entschloß sich aber endlich doch mit einem übrig gebliebenen Backfischchen vorlieb zu nehmen. Zu Hortensen aber stürzte Alberti mit der glühendsten Hast: „Meine Muse ist doch nur für den Ritter vom Lineal engagirt,“ rief er. Die Muse spendete ein vertrauliches, lebenswürdiges Lächeln, und der Dichter faßte entzückt ihre Hand. „Sehe einer das Bürschchen,“ sagte er lächelnd, „er will das Fräulein vom Hause engagiren und ist, glaub' ich, noch Gymnasiast.“

„Seit vorigem Jahre absolvirt und Student der Medicin, ein lieber Bursche — aber noch unreif,“ sagte Hortense altklug, die selbst noch etwas älter war als Emil, aber sich natürlich in Hinsicht der Reife mit dem Genannten außer allem Vergleich dünkte.

Während der Vorbereitungen zum Souper fand die Hofrätthin Gelegenheit, Hortensen zuzulüftern:

„Hat Dich denn Linden nicht zur Quadrille engagiren wollen? — Es wäre doch ganz schicklich und natürlich gewesen, er ist der Held des Abendes!“

„Er hat gar nicht nach mir gefragt,“ erwiderte die Gefragte mißmuthig. — „Du hast ihn am Ende verlegt mein Kind,“ sagte die Hofrätthin, „Du warst etwas spröde, als er kam. — Du darfst das nicht — es ist gegen die Wünsche Deiner Eltern!“ — Hortense zuckte die Achseln. „Verrechnet Euch nur nicht, Mama,“ sagte sie gleichgiltig und ging, als wäre dies eine Sache, um die zu sorgen, eben nur die Eltern angehe. — Die Hofrätthin suchte Linden mit den Augen, den sie zu ihrer Beruhigung allein in einer Ecke sitzen und den sich zum Tanz Anstellenden zuschauen sah.

Emilie tanzte indessen mit ihrem Jugendgespielen voll natürlicher Grazie und mit sichtlichem unbefangenen Vergnügen. Der Lieutenant unterhielt sie mit Erzählungen von seiner gegenwärtigen Garnison und dem dortigen Leben und flocht passende und unpassende Artigkeiten ein. Er gefiel sich dermaßen in dieser Rolle, daß er bei Emilien dasselbe als selbstverständlich voraussetzte.

„Wir haben uns herrlich amüßirt, ich und Fräulein Emilie,“ sagte er nach dem Tanze zu Emil, „sie gefällt mir ganz ausnehmend, wirklich ganz ausnehmend. Ein herrliches Mädchen in der That, bin ganz hingerissen.“ Da fühlte sich der enthusiastirte Lieutenant am Ärmel gezupft. Seine Schwester stand mit glühendem Gesichtchen hinter ihm. „Karl, ach Du hast ja mit Fräulein Emilie getanzt? Weißt Du denn“ — und sie wiederholte ihm, was sie von Emil erfahren, diesen immer zur Bestätigung auffordernd. Der Lieutenant war ganz verblüfft. „Ei, ei,“ rief er, „wär's denn möglich? Die Gelehrsamkeit merkt man ihr nicht an, d. h.,“ verbesserte er sich, „ich habe mir gelehrte Frauenzimmer ganz anders vorgestellt, ganz anders.“ Er konnte es gar nicht fassen; doch die Lust zum Courmachen schien er doch verloren zu haben, denn er näherte sich Emilien den ganzen Abend nicht mehr ungewöhnlich.

Erst spät trennte sich die Gesellschaft in heiterster Stimmung. Linden hatte den ganzen Abend Emilie kaum und dem Auge ver-

loren, doch sich ihr nicht auffallend genähert, denn es widerstrebte ihm, Gleichgiltiges mit ihr zu sprechen. Jetzt drängte er sich an ihre Seite, um sie nach Hause geleiten zu können. Sie legte vergnügt und freundlich ihren Arm in den seinen.

Draußen lagen die leeren lautlosen Straßen träumerisch im Mondschein, die Häuser wie schlafend mit ihren geschlossenen Fenstern und Thüren. — Laut wiederhallten die Tritte der Wanderer in den menschenleeren Gassen, lieblich klang Emiliens plaudernde Stimme durch die nächtliche Stille. Konrad wandelte beseligt weiter mit dem geliebten Mädchen an der Seite, und unbestimmte unendliche Träume des Glückes stiegen vor seinen berauschten Sinnen auf. Ihm war, als läge so im Mondschein des Friedens die ganze Welt vor ihm, und er durchwanderte sie selig mit dem lieblichen Wesen, das er immer näher an sich zog. Auch Emilie störte seine Empfindungen nicht. Sie war froh und glücklich gestimmt; sie hatte die Blicke vergessen, die ihr heute schon einmal an Kinden aufgefallen. Sie war nicht das Wesen, sich von so etwas erfüllen zu lassen. Aber die Wanderung nahm ein Ende und eine Hausthür schloß sich vor Kinden und seinem exträumten Glück.

Aber lange, lange stand er noch und blickte, in süßes Sinnen verloren, zu den Fenstern empor, wo die hin und wieder schimmernden Lichter allmählig erloschen. Nur der Vollmond vom nachtblauen Himmel schaute groß und ernsthaft auf ihn nieder, wie er es mit einem Liebenden zu thun pflegt.

Viertes Capitel.

Vater und Tochter.

Ein herrlicher Sommermorgen war aufgegangen über der Stadt, die eben erst zum Leben des Tages zu erwachen begann. Noch lag auf ihren tiefer liegenden Theilen der Morgennebel wie eine unüberwundene, haften gebliebene Schlummerhülle, und nur die Giebel der höher gelegenen Häuser glänzten roth angestrahlt von der aufgehenden Sonne, und die Thürme, die sich klar in der frischen reinen kühlen Luft abhoben, ließen hie und da ihre munteren Morgenglocken tönen.

Auch an dem Flusse hob sich eben erst der Nebelschleier und machte den Blick frei auf die Ufer, wo sich die Stadt mit ihren fröhlich grüzenden Häusern und Bäumen dehnte.

Aber das leichte Boot auf der, in den ersten Sonnenstrahlen glitzernden Flut trug Major von Waldheim und seine Tochter Emilie hinaus in den thaufrischen Morgen.

Sie waren auf einem Ausfluge nach einem nahen, reizend gelegenen Sommervergnügungsort begriffen. Major von Waldheim hatte es stets geliebt, wenn er seinen Kindern ein Vergnügen bereiten, einen Ferientag mit ihnen zubringen wollte, sie hinauszuführen in die freie, grüne Natur, um ihnen geistig und physisch frisches, erneuendes Leben zuzuführen. Vater und Tochter hatten diese Gewohnheit mit Liebe beibehalten, nur Emil konnte an so einfachen Vergnügungen keinen rechten Geschmac mehr finden und war auch heute nicht von der Parthie.

Emilie liebte die Natur, weil sie selbst natürlich war. Sie hatte den Sinn für uneigennützig selbstlose Freuden nicht verloren. Sie schämte sich nicht, sich in Wald und Wiese manchmal auszutummeln wie ein Kind, sie liebte es, selbstvergessen in träumerischer Gedankenlosigkeit sich dann wieder im Anschauen von Himmel und

Wolken, von Gras und Blume zu ergehen und dann wieder in den Gegensatz übergehend, Pflanzen und Thiere in ihrem Einzelleben emsig zu beobachten und sich mit dem Vater in ernstern Gedanken- austausch über das zu vertiefen, was durch ihre Seele ging. Gestaltete sich doch ihr Verkehr mit dem so sehr geliebten Vater nie freier, nie herzlicher, nie unbeschränkter, als in diesen Stunden.

Damals, als Emil und Emilie Kinder waren, wählte der liebevolle und sorgsame Vater gern diese Tage im Freien, um den Kleinen, an die dargebotenen Eindrücke anknüpfend, angemessene Lehren über Welt und Natur zu geben und die Empfänglichkeit, wie die specielle Richtung der jungen Seelen zu beobachten. Auch diese Gewohnheit hatte der Major nicht ganz aufgegeben, denn er war weit entfernt, die Erziehung seines Lieblingskindes Emilie, eine so reiche Begabung, eine so seltene geistige Reife dieselbe zeigte, schon für vollendet zu halten, weil Emilie eben bereits das „heiratsbare“ Alter erreicht hatte. Mit um so größerer Freude, mit noch höherem Ernste überwachte er noch jetzt ihre geistige Entwicklung und suchte dieselbe nach Möglichkeit durch die geistigen Schätze seiner reifen Erfahrung und Einsicht zu fördern. So waren Vater und Tochter auch heute während der schönen, ziemlich einsamen Morgensfahrt in ein ernstes, lehrhaftes Gespräch versunken, bei welchem Emilie meist mit kindlicher Aufmerksamkeit lauschend dabei saß, während sich der Major mit gewohnter Vorliebe in seine Ideengänge vertiefte. Er sprach von der Entfremdung des modernen Gesellschaftsmenschen, von der Natur und den Ursachen derselben. „Es ist ein gewöhnliches Schauspiel,“ fuhr er mit dem ihm eigenen Feuer fort, „daß Menschen, die sich einmal von dem Strudel der sogenannten Gesellschaft erfassen lassen, ganz in demselben untergehen; das macht, weil diese Gesellschaft mit auf die größten Schwächen der Menschennatur sich gründet, auf Eitelkeit, auf Genußsucht, auf ein durch ihre herrschenden Sitten aufgebautes Scheinwesen, welches unter dem Mantel von Kleidung, Ceremoniell, Umgangston u. s. w. so manches verbirgt, was nicht gesehen werden soll, manches zu zeigen erlaubt, was nicht existirt. Man fühlt die innere Nothwendigkeit mit, für einander zu leben, und man findet es angenehmer, sich

miteinander zu amüsiren, als miteinander zu arbeiten und zu denken. Die Frauen sind diesen Schwächen aber doppelt unterworfen und daher dem genußsüchtigen Treiben doppelt ergeben. Der Mann, welcher er auch sei, hat seinen Beruf; wenn er es auch oft genug nur darauf abzieht, sich durch denselben einen Rang in der Gesellschaft zu erwerben, so werden doch seine intellectuellen Kräfte auf ein anderes Gebiet hingelenkt; der Frau aber ist jeder Weg in die Welt außer ihren vier Wänden verschlossen, außer dem, der in den Salon, in das Theater führt: wer wird sich wundern, daß sie denselben einschlägt? Sie wird ja auch für denselben erzogen, die Kenntnisse, auf welche bei ihrer Erziehung der größte Werth gelegt wurde, sind solche, mit denen sie glänzen kann, sie muß frühzeitig lernen, sich „zu benehmen“, und die Phantasie des kleinen Fräuleins ist, wenn sie kaum den Herrlichkeiten des Christkindes entwachsen, schon mit Bildern von den künftigen Bällen erfüllt.“

„Werden dann diese Träume Wirklichkeit, wird der jungen Dame auf ihrem ersten Balle ein wenig gehuldigt, ist sie ganz und gar bestrickt. Solche Einflüsse haben ihren gefährlichen Zauber, dem man manchmal weniger widersteht, als man zu widerstehen glaubt. Wie sollte sich nicht die empfängliche Jugend von ihm gefangen nehmen lassen, besonders wenn man nicht die Idee einer höheren, ernstern Lebensaufgabe in ihr Herz gepflanzt.“

„Wie wahr, wie wahr Du sprichst, mein Vater,“ sagte das junge Mädchen tief aufathmend, „und die Seelen der Frauen und Mädchen gehen unter in diesem fascinirenden Strudel von Eitelkeit, Oberflächlichkeit und Eigensucht. Und wo bleibt dabei die göttliche Mission der Weiblichkeit!“

Emilie sah in ernstes Sinnen verloren zu den waldigen Bergeswipfeln empor, die sich immer dichter an das Ufer drängten, sie blickte hinauf in den lichten Morgenhimmel. Hohe Gedanken zogen durch ihre junge, begeisterungsfähige Seele, in welche der liebende Vater so früh die Hingebung an höhere, ideale Pflichten und Anschauungen gepflanzt, welche er so sorgsam bewahrt vor unedlen verflachenden Einflüssen. — Der Glaube, die Hingebung an einen

idealen, vergeistigenden Inhalt des menschlichen Lebens in Hinsicht auf die Gesamtheit, wie auf den Einzelnen, das sollte der Leitstern sein für das junge, geistvolle Mädchen und in ihrer Seele hatte der ausgestreute Same kräftige Wurzeln geschlagen.

Das kleine Boot hielt am Landungsplage und Vater und Tochter verließen das schwankende Fahrzeug, um das einladende Ufer zu betreten. Ein Dorf lag hier auf dem, sich gegen den Hintergrund erhebenden Wiesengrund, angelehnt an die bewaldeten Höhen, die hier weiter vom Ufer zurücktraten. Eine derselben erhob sich hier zu einem stattlichen, eine weite Fernsicht bietenden Gipfel, der den Mittelpunkt des kleinen Höhenzuges bildete.

Das so günstig zwischen Berg, Wald und Flur gelegene Dorf hatte sich zu einem würdigen Vororte der Residenz entwickelt, indem es die Bewohner zu einem beliebten Sommeraufenthalte erkoren. Hübsche Villen und geschmackvolle Landhäuser lagen, von Gärten und Anlagen getrennt, am Ufer hingestreut; zahlreiche Restaurationen boten dem wechselnden Schwarm der Vergnügungszügler ein Asyl. Die ebner gelegenen unteren Parthien des Waldes waren längst parkartig cultivirt, während entferntere Theile desselben dem Freunde wahrer, ungestörter Waldeinsamkeit noch manche reizende Zuflucht boten. — Diese, und zwar die um den „Hochberg“ gelegenen und dieser selbst waren das nächste Ziel von Vater und Tochter. — Nachdem sie in der besten Laune in einer der Restaurationen ein Frühstück eingenommen, wanderten sie jetzt langsam steigend durch den prächtigen, morgenfrischen Wald. Beide schwiegen. Mit angehaltenem Athem fast lauschte Emilie den tausend geheimnißvollen Stimmen des Waldes, dem fern anhebenden, und wieder langsam verseufzenden Brausen, den zerstreuten Vogelstimmen, dem wunderbaren, unbeschreiblichen Summen und Surren ringsherum. — Sie blickte den spielenden, goldigen Sonnenstrahlen nach, die sich in der lieblichen Wildniß rechts und links verloren, sie schaute sinnend zu dem sommerblauen Himmel auf, der hie und da so treu, so wohlwollend in das süße Waldesleben hineinblickte.

Und dort oben das geheimnißvolle, undurchforschte Kronenmeer mit seiner unbekanntnen Blätterwelt!

„Dort oben in den fernen Wipfeln  
Da rauscht es hoch, da rauscht es weit  
Und durch die schlanken Stämme wandelt  
Mit Geisterschritt die Einsamkeit“,

sagte sich Emilie, und sie empfand lebhaft, wie es wahre Dichterherzen immer drängen müsse, das heilige, unvergleichbare Leben der Natur zu besingen und wie sie doch nie, nie das wahre erschöpfende Wort dazu finden könnten.

Doch der Weg wurde immer steiler, allgemach blieb der schattige Wald zurück, und sie standen — vor sich die Bergeskuppe im vollen, grellen Sonnenlichte. Noch ein heißes, schwieriges Stück Weges, und dann begrüßte sie mit doppelt erquicklichem Lächeln der freie, frohe Luftstrom der Höhe.

Sie standen oben auf dem hohen, isolirten Bergesgipfel, und rings um sie ausgebreitet das Land im goldenen Sonnenschein, das Land mit seinem glitzernden Fluß, seinen wechselnden Ackergründen mit Haus, Baum und Hügel; wohin das Auge reichte, lag die Unendlichkeit der Natur, und dazwischen die freundlichen Spuren menschlichen Wirkens. Dort drüben aber, in jener Dunstwolke die große Stadt mit ihrem lauten, bunten Leben.

„Wie seltsam wirkt ein solcher Blick von oben,“ sagte Emilie, „kaum können wir es hier für möglich halten, daß dort in jener so unerfreulich scheinenden Sphäre von Dunst und Lärm unser Dasein sich abspinnt, alle Bedingungen zu demselben wurzeln. Es ist ein Umstand von eigenthümlicher Bedeutsamkeit, daß uns diese herrlichen Aetherhöhen so fremd bleiben, daß sie für uns nur mit körperlichen Anstrengungen zu erreichen, und zum bleibenden Wohnorte so wenig geeignet sind. Welchen wunderbaren Zauber hat so ein Bergesgipfel, ein solcher Anblick.“

„Ja,“ antwortete der Vater, tief Athem schöpfend, „hier oben scheint das Leben froh und leicht, groß unsere Kräfte, unser Muth; winzig und klein unser Leben, unsere Aufgabe dort unten. Uns faßt ein frohes, einheitliches Uebersehen unserer Welt, und wir fühlen uns eins mit dem Geiste, der symbolisch dargestellt, durch den

weiten Aether über ihr schwebt, und durch den Flügelschlag der Luftgeister zu uns spricht."

"Es ist, als könnte man aufschweben," rief Emilie, "immer höher und höher. Es ist etwas Herrliches um die Höhen des Lebens! Empor! empor! Das ist das Zauberwort, welches die Kräfte des Menschen in Bewegung versetzt. — Vater, wer würde hier oben nicht rufen: „Gott, das Leben ist doch schön“."

"Du hast Recht, meine Tochter," sagte der Vater ernst, "es gibt Momente, wo das Leben unendlich schön und groß erscheint. Aber mein Kind, es sind nur Momente. Günstige Augenblicke, wo die Seele von Begeisterung erfasst, alles Niedere und Zufällige besiegt, und sich aufschwingt zum höchsten Erkennen des Daseins, zum Gottesgedanken. Aber so in erhabenen Sphären zu schweben ist dem Menschen nicht beschieden. — Die Reaction tritt ein. Unsere niedere Natur macht sich geltend, die zufälligen kleinlichen Bedingungen unserer Existenz, die ganze Macht der nüchternen Tage in jener Atmosphäre von Dunst und Staub dort unten; dann an dem unverbrüchlich festzuhalten, was wir im Augenblicke der Begeisterung erkannt, das, mein Kind, ist die ganze Mühseligkeit, die ganze schwere Aufgabe des Menschendaseins." "Ich weiß es," sagte Emilie sinnend, "die Welt bietet nichts Vollkommenes, keinen vollkommenen Menschen, kein vollkommenes Glück, keine vollkommene Schöpfung des Menschenthums. Nur die Idee, die in Raum und Zeit unbeschränkt, bleibt uns unverkümmert. Aber wo sie sich realisiert, ergibt sie sich der Beschränkung der Materie; — daher kann der individuelle Mensch das Höchste nicht erreichen, es liegt außerhalb seiner Natur, ebenso wie nie ein Volk der Geschichte in allen seinen Schichten und Theilen sich vollständig und musterhaft entwickelte, wie nie das erkannte Ideal des Künstlers sich in der Natur verwirklicht findet. Der Mensch erscheint uns nirgends in der höchst möglichen körperlichen und geistigen Vollkommenheit. — Daß er es nicht kann, liegt in seiner individuellen Beschränkung, und darum soll er ihr entsagen, und sich dem Ganzen anschließen. — Vater, vielleicht ist dies das ganze Geheimniß des Menschenthums. Tüchtig im Einzelnen als Glied der großen Kette, hingegeben dem Zwecke des allgemeinen Wohles."

„Mein Kind,“ erwiderte der Vater, „die Aufgabe, die Du hier stellst, ist schwer, denn zu mächtig ist im Menschen das Gefühl des eigenen Ich's, das Streben nach eigenem Glücke und Wohlbe- finden. Sich in dem Bewußtsein, ein für die Menschheit nützlichcs Dasein zu leben, allein befriedigt zu fühlen, dazu gehört ein hoher Grad von Hingebung. Unsere Zeit, obgleich sie überall das Indi- viduum und seine Rechte zur Geltung bringt, verlangt einerseits doch sehr eine solche Hingebung durch die Vertheilung der Arbeit, das Zueinandergreifen der Kräfte, die gemeinnützigen Zwecke ihres Strebens.“

„Ja, Vater,“ rief Emilie, „Hingebung, Hingebung an die Menschheit von Seiten der Einzelnen, Verwerthung ihrer Kräfte und Fähigkeiten zum allgemeinen Besten, die christliche Liebe, können wir sagen im höchsten, weitesten, praktischen Sinne, das freudige Züreinander ist es, welches das Erhabenste bildet, was der Mensch leisten kann, das allgemeine Wohl begründet, den umfassendsten Fortschritt fördert. Und darum, mein Vater, warum hat man so lange von den höheren Zwecken und Bestrebungen ein Geschlecht ausgeschlossen, das Geschlecht der Frauen, zu dessen größten und anerkanntesten Tugenden die Hingebung, die Opferfähigkeit gehört? Warum hat man die Ausübung dieser Tugenden nur auf einzelne Gegenstände beschränkt, die, wenn das schwache Frauenherz nicht genügend von einem starken, geübten Verstande geleitet ist, so oft unwürdige und unfruchtbare sind, welche die sprichwörtliche Schwäche mißbrauchen? Die Hingabe an die Allgemeinheit bedingt stets eine Art von Idealismus, denn sie ist nicht immer von reellem, sinnlich wahrnehmbarem Erfolge begleitet. Sind darum die Frauen, die in ihrer empfänglichen Seele vor Allem das Ideal pflegen, nicht beson- ders befähigt, selbstlos für gemeinnützige Zwecke zu wirken? — Der am Naheliegenden haftende Realismus des Mannes ist viel egoistischer; im Manne ist das Gefühl des Selbst ungleich mäch- tiger und wenn er sich durch schöne Thaten auszeichnet, ist oft der Ehrgeiz der Haupthebel, der all' seine Kräfte in Bewegung setzt.“

„Der Ehrgeiz,“ warf der Vater ein, „kann Tugend oder Vaster sein, je nach dem Ziele, welches er anstrebt. Verwerflich ist

er, wenn er lediglich das eigene Selbst hervorheben und mit Glanz umgeben will. Er ist edler Natur, wenn er einen Ruhm will, der sich auf Thaten und Bestrebungen gründet, die der Gesellschaft zum Heile, zum Segen, zur unvergeßlichen Wohlthat gereichen. Mir dünkt, hier wurzelt der Begriff der wahren Ehre."

Emiliens schöne Augen leuchteten auf. Feurig, hingerissen fiel sie ein: „Und, weißt Du, Vater, diese Ehre ist es, nach der auch die Frauen lernen sollen und müssen, zu geizen. Nur ausnahmsweise betraten sie bisher dies Feld der Ehre — und warum, warum, mein Vater, diese beschämende Ausschließung? Frauenehre — was ist sie in den Augen der Welt? — Die Keinheit des Weibes, dem Manne gegenüber, eine Keinheit, die sich bei einer edlen Frau von selbst versteht und die sie sich nimmer zur besonderen Ehre zu rechnen hat? — Sollen die Frauen gar keine solche besitzen können, als in Bezug auf ihr Geschlecht? — Soll man denn immer nur ihr Geschlecht in ihnen sehen? — Ich erglühe bei diesem Gedanken, Vater, es empört sich Alles in mir! — Kein, die wahre, höhere Frauenehre muß darin bestehen, daß die Frau sich frei und unabhängig vom Manne, als selbstständiger Mensch sich geltend macht in der Gesellschaft durch ihre Thatkraft, durch ihr Wissen und Können. — Die schöne, wahre Ehre, wie Du sie vorhin bezeichnet, sie soll nicht nur auf sie, als Gefährtin eines Mannes, als matter Reflex von ihm auf sie niederstrahlen, sie muß sie selbst erringen können, eine solche Ehre. — Sie muß sie erwerben, durch sich selbst — und dann erst ist sie ein ganzes, vollendetes Weib, welches die höheren Güter der Menschheit nicht erst aus der willkürlichen Hand eines Herrn empfängt.“

Es war seltsam, wie das junge, schöne Mädchen so sprach, voll feuriger Kühnheit, voll jungfräulichen Stolzes. Der Vater lauschte ihr entzückt — so hatte er seine Tochter gewollt — das freie, selbstbewußte Weib einer neuen Zeit. „Ja, mein Kind,“ sagte er bewegt, „der Ehrgeiz der Frauen konnte bisher in der engen Sphäre ihres Daseins nur Eitelkeit sein und genannt werden. Oder sie hegten ihn nur für ihre Männer, denen ihr ganzes Dasein hingegeben war. Du stellst eine neue „Frauenehre“ auf, Emilie,

und Du willst sie wohl auch erstreben?" — „Ja ich will und werde es“ — das junge Mädchen sprach diese Worte seltsam ruhig und fest. Auf ihrem jugendlichen Antlitz lag ein Zug fast wie unbeugsamer Trotz. Der Major lächelte leise. Dann sagte er: „Und Dein Vater, Emilie, würdest Du ihn über solchen Bestrebungen nicht vergessen und vernachlässigen? den Vater und das Vaterhaus, dessen Alles Du bist?“

Emilie flog, wieder ganz Kind, dem Vater an die Brust, sah lächelnd zu ihm auf und sagte zuversichtlich: „Papa scherzt.“ —

„Ja, er scherzt,“ erwiderte der Major gerührt und strich mit der Hand über Emilie's braunlockiges Haar. „O Papa,“ sprach sie nach einer längeren Pause sinnend, „es gehen oft große, große Pläne und Gedanken durch meine Seele. Sie haben noch keine bestimmte Gestalt, aber eine innere Stimme sagt mir, wenn ich recht will, wird mir das Größte gelingen.“ —

„Es wird — mein Kind — und mein Segen wird Dich stets geleiten, wenn Dein Herz bleibt, wie es ist, ein reines, reiches Frauenherz. Und das Herz meiner Emilie wird so bleiben.“

Noch lange verweilten Vater und Tochter auf dem kühlen, stillen und lustigen Bergesgipfel, die freundliche, sonnige Welt zu ihren Füßen, und ergingen sich in frohem Bewußtsein ihrer gleichen Weltanschauung ihrer gegenseitigen zärtlichen Achtung, ihres inneren Einklanges, im schönen Ideenaustausch. — Dann traten sie die Reise niederwärts an, die schnell von statten ging. Emilie verglich das mühevolle Aufwärtsteigen, den kurzen Aufenthalt am Gipfel und das schnelle, leichte Niedereilen untereinander. „So kurz ist für die Frauen der Aufenthalt auf der Sommerhöhe des Lebens,“ sagte der Major, „wenn es nur die körperlichen Reize sind, welche sie auf dieselbe führen. Nur die Jugend ist ihr eigentliches Leben, der Rest meist ein langes trauriges Niedersteigen. Wie viel umfassender und schöner müßte sich das Lebensglück der Frau gestalten, wenn es sich aus inneren unvergänglichen Materialien aufbaut.“ Sie schritten rüstig weiter durch den Wald, in welchem es jetzt viel stiller und heißer war. Aber Emilie war nicht leicht abgespannt, sie bückte sich sogar fleißig, um mit großer Lust die rothen Erdbeeren zu pflücken,

welche am Wege zu ihr hinauslugten und ihrem scharfen Auge nicht entgingen.

Die Mittagstunde war weit vorgerückt, als sie die schattige Veranda der Restauration betraten, um ein kleines Mahl einzunehmen. Dort erblickten sie bei ihrem Eintritte eine zahlreiche Gesellschaft um eine große Tafel gruppiert, darunter die Hofrätthin von Röder mit Hortense, den Schriftsteller Albert, Lieutenant Kotte mit Mutter und Schwester nebst anderen Bekannten, von denen sie sich alsbald umringt sahen.

#### Fünftes Capitel.

#### Auf der Landparthie.

Die Einladung der Hofrätthin zu der beabsichtigten Landparthie war Konrad von Linden nicht allzu willkommen gewesen, doch hatte er sie aus Artigkeit angenommen. Seine Seele war mit Träumen und Bildern anderer Art beschäftigt, und nur mit bedenklicher Zerstreuung hatte er sich während der Wasserfahrt an der Unterhaltung betheiliget. Als die Gesellschaft angekommen und sich in der schön gelegenen Restauration in Gruppen gelagert hatte, stahl er sich unbemerkt fort und suchte die Einsamkeit des nahen Waldes. Langsam schlenderte er weiter und warf sich endlich in den Schatten eines dichtbelaubten Baumes. Die stille Glut des nahenden Mittags brütete über der grünen Welt des Waldes, volle goldige Lichter ruhten auf dem moosigen Boden, und die Luft war erfüllt von einem fernem geheimnißvollen Summen und Rauschen. Alles dies wiegte Konrad immer tiefer in süße unbestimmte Empfindungen ein. Er versank in halbwachem Träumen, die holden ungewissen Bilder eines Glückes, die in der Tiefe seines Herzens schlummerten, stiegen langsam herauf und erfüllten seine Seele. Ein wundersamer Zauber umfing ihn und fesselte seine Sinne. Er wußte nicht, wie lange er

so dageseffen. Da drang aus nächster Nähe der Laut einer wohlbekannten Stimme an sein Ohr; die süßen heiteren Klänge vermischten sich so schön mit seinen Träumen, daß er sie anfangs für einen Theil derselben hielt. Er lauschte froh auf, aber er erblickte nichts. Doch hörte er jetzt deutlich die liebliche plaudernde Stimme allmählig in der Ferne verhallen. Von unbestimmten Ahnungen getrieben, sprang er auf und eilte zur Gesellschaft zurück. Es war wirklich Emilie, die sein suchendes Auge, von ihren sie fröhlich begrüßenden Bekannten umgeben, erblickte. Er eilte fröhlich, sie zu begrüßen. Es war ihm ein Zeichen von glücklicher Vorbedeutung, daß er sie jetzt eben vor sich sah und sie ihm freundlich zulächelte. Die Gesellschaft begab sich gleich darauf zu Tische. — Es lag Etwas in Emiliens Wesen, ebenso wie in Konrad's männlichem, zurückhaltendem Ernste, was ihn bisher abgehalten hatte, ihr in gewöhnlicher Weise den Hof zu machen. Nur heute waren seine Gefühle zu mächtig angeregt und zum großen Mißfallen der Hofrätthin, wie des Lieutenant Rotte, der trotz Emiliens angeblicher Gelehrsamkeit von Neuem den Entschluß gefaßt hatte, ihr auf Leben und Tod die Cur zu machen, concentrirte sich Konrad's ganze Aufmerksamkeit auf die schöne Emilie.

Hortense versicherte indessen ihrer Freundin, sie fände Landparthien nur in großer Gesellschaft amüsant und begreife nicht, wie sie, Emilie, sich ohne solche hier draußen die Zeit vertriebe. Es sei übrigens reizend hier, Mama müsse mit ihr zum Sommeraufenthalte heraus ziehen, denn es sei in der Stadt zum Sterben langweilig. Nach Tisch brach man auf, um die kühlen Waldparthien aufzusuchen. Schon bei Tische hatte Hortense verrathen, daß ihr Alberti versprochen, seine neueste Dichtung heute vorzulesen. Als man sich jetzt im Schatten gelagert, drang man in den jungen Poeten, sein Versprechen zu erfüllen. „Fräulein Hortense,“ erwiderte derselbe, „die über einen so großen Schatz von Liebenswürdigkeit verfügt, mag es verantworten, wenn ich die freundliche Aufmerksamkeit der Gesellschaft mißbrauche.“ Damit zog er mit bescheidenem Autorstolz sein Manuscript aus der Tasche. Ein Sesselrücken, noch ein Flüstern der jungen Damen und Alberti begann seinen

Vortrag. Das epische Gedicht spielte in Italien im vorigen Jahrhundert. Die Heldin Fiorina war eine Improvisatrice, eine schöne talentvolle Sängerin, angebetet von ihren Zeitgenossen und mit voller Hand Vorbeeren sammelnd. Bei einem ihrer öffentlichen Vorträge, als die Menge ihr eben begeisterter als je zusaucht, sieht sie ein junger, stolzer Nobile und faßt eine heftige Leidenschaft für sie. Bald darauf bietet er ihr Herz und Hand, und Fiorina, die seine Gefühle auf das Lebhafteste erwiedert, will eben in seine Arme sinken, als er ihr noch die Bedingung macht, sie müsse, um sein zu werden, ihrer Kunst und dem öffentlichen Auftreten entsagen. Fiorina, noch berauscht von dem Beifalle, den besonders ihr letzter Vortrag gewonnen, wendet sich verlegt ab. Der junge Nobile erklärt ihr, er wolle sein Weib mit Niemandem theilen, dasselbe müsse seine ganze Welt in dem Gatten sehen. Ueberdies sei des Weibes höchste und einzige Lebensaufgabe die Liebe. Ihre Liebe für ihn sei eine schönere und höhere Aufgabe, als die Kunst und müsse ihr höher stehen, als alle Vorbeeren. — Fiorina, von Stolz und Ruhmsucht gestachelt, weist sein Verlangen zurück, und er verläßt sie voll Zorn und Schmerz, indem er ihr beim Scheiden zuruft, daß Demuth und Ergebung zwei für seine Gattin unerläßliche Tugenden seien. Durch diese Trennung wächst Fiorina's Leidenschaft immer mehr und es entspinnt sich ein heftiger Kampf zwischen ihrer Liebe zu dem Erzürrnten und der zur Kunst. Wie vorauszu sehen, siegt die Erstere. Aufgelöst in zärtliche Ergebung, sinkt Fiorina zu des Geliebten Füßen. — Obgleich die ganze Dichtung in Alberti's eigenthümlicher Weise, sehr glücklich idealisirt war, und Sprache und Darstellung nichts zu wünschen übrig ließen, fühlte sich Emilie doch von der letzten Wendung verlegt. Sie wartete nicht ab, bis der stolze Liebende die reuige Fiorina huldreich zu sich emporhob, sondern stand leise und vom Vorleser unbemerkt auf, um den nahen Waldpfad einzuschlagen. Unden jedoch war ihre Entfernung nicht entgangen, und das Gedicht kam ihm nun trocken und farblos vor, als dessen Schilderungen nicht mehr durch den Anblick von Emiliens schönem Antlitz gehoben wurden. Er folgte daher dem Zuge der Poesie in seinem Herzen, welcher ihn ebenfalls auf den stillen Waldpfad lenkte.

Bald schritt er an Emiliens Seite und seine Augen begegneten ihrem verwunderten, fragenden Blick. Eine Weile schritten sie schweigend neben einander her. „Sie zürnen mir vielleicht, daß ich mir erlaubte, Ihnen so ungerufen zu folgen?“ fragte endlich Linden. „Sie suchen vielleicht die Einsamkeit?“ „Dies war durchaus nicht meine Absicht,“ war Emiliens Antwort. „Es war der ganze Inhalt und besonders die letzte Wendung in Herrn Alberti's Dichtung, was mich peinlich berührte und den Wunsch in mir erweckte, den weiteren Ausmalungen nicht zu folgen. Meiner Ansicht nach soll die Dichtkunst nur den edelsten und idealsten Lebensanschauungen Ausdruck geben und ich finde in jenem Gedichte diese Anforderung durchaus nicht erfüllt. Indessen würde ich lebhaft bedauern, wenn mein Urtheil Sie, als Herrn Alberti's besten Freund, verletzte.“ „Mein Fräulein,“ erwiderte Linden, „ich achte und anerkenne durchaus Ihre Meinung; doch muß ich fürchten, von Ihnen für partiisch gehalten zu werden, wenn ich es versuche, die Berechtigung des, von Alberti gewählten Stoffes zur poetischen Behandlung zu vertheidigen. Diese Berechtigung liegt, wie mir dünkt, in dem rein Menschlichen, Individuell-Wahren und Naturgemäßen des Stoffes.“ „Eben diese Eigenschaften,“ entgegnete Emilie, „mangeln ihm zum Theile in meinen Augen! Was ist Schönes und Rein-Menschliches in der Anmaßung des Nobile, der das begabte Mädchen der herrlichen und unendlichen Welt der Kunst entreißen will, um sie zu seinem ausschließlichen Eigenthum zu machen, was Naturgemäßen in der unmotivirten Zerknirschung, in der freiwilligen Erniedrigung Fiorina's?“ „Des Nobile Anmaßung ist nur der höchste Grad von Liebe“ — — — vertheidigte Linden. „Dann ist Männerliebe sehr egoistisch,“ schaltete Emilie ein. „Nein,“ rief Linden; „es ist dies kein Egoismus, es ist dies nur die richtige Erkenntniß von dem Berufe des Weibes, von dem wahren Glück desselben. Glauben Sie nicht, daß Fiorina erst jetzt Frieden und wahres Glück finden wird.“ „Ich bezweifle dies,“ antwortete Emilie. „Wenigstens kann es kein höheres, ungetrübtes Glück sein. Die Erinnerung an ihren Fußfall vor dem Geliebten muß sie in eine peinliche und unwahre Stellung ihm gegenüber bringen und dies muß nothwendigerweise

einen Mißklang hervorbringen.“ „Aber es war die Liebe, die sie niederwarf,“ sprach Linden; „wer könnte dies als eine Knechtung, eine freiwillige Erniedrigung bezeichnen? Ich kann nicht umhin, diese Wendung in Fiorina's Lage und Stellung ganz passend, ja echt weiblich zu finden.“ „Sie vergessen,“ entgegnete Emilie ernst, „daß an Fiorina von Natur aus ein höherer Beruf, und zwar der zur Kunst ergangen, als ein nicht zu mißverstehender Fingerzeig für ihren ganzen Lebensweg. Welche Barbarei, von ihr zu verlangen, sie solle dem heiligen Berufe entsagen, nur um sich einem Lose ausschließlich zu widmen, welchem auch die Mindestbefähigte ihres Geschlechtes genügt! Wozu hätte dann der Schöpfer auch geistig hochbegabten, ja genialen Frauen das Dasein gestattet? Nein, ein solches Entsagen ist die himmelschreiendste Sünde gegen die Natur und gegen deren kostbarste Gabe, das Talent, das Genie.“ „Ja, aber ist es nicht ebenso ein Gesetz der Natur,“ antwortete Linden erregt, „welches das Weib zur Gattin und Mutter bestimmt? und ist nicht Fiorina, sowie jede andere in ihrem Falle nicht zuerst Weib und dann Künstlerin?“ „Sie können Recht haben,“ entgegnete Emilie düster; „es handelt sich nur darum, was man unter dem Weib als solches versteht.“ „Was wir unter dem Weibe verstehen,“ rief Linden begeistert, „ist das schönste und höchste menschliche Glück!“ „Und doch war es nur ein persönliches, ein eigensüchtiges Gefühl, dem Fiorina eine höhere Aufgabe opferte. Dem gegenüber scheint mir doch klein und unbedeutend“ — — — „Dschweigen Sie, Emilie,“ rief Linden leidenschaftlich; „Sie wissen nicht, wie sehr Sie mich eben heute mit der Geringschätzung eines Glückes kränken, welches mir in dieser Stunde mehr denn je als das höchste Ziel meines Lebens erscheint.“

Emilie schwieg seltsam betroffen und blickte vor sich nieder. Sie hatte sich ganz von ihrem Ideengange hinreißen lassen, sie hatte sich sorglos in ganz allgemeine, aber mit leidenschaftlicher Vorliebe gehegte Anschauungen vertieft und jetzt vernahm sie plötzlich, daß der Mann an ihrer Seite dabei Persönliches in's Auge faßte, daß er sich selbst berührt und erregt fühlte.

Es wurde ihr so beklommen; ihr Herz pochte so heftig, sie

wußte sich gar keine Rechenschaft darüber abzulegen, warum. Aber was mußte Linden denken, daß sie nun so betroffen schwieg? Sie suchte sich zu fassen und sagte fast hastig, indem sie zur Seite blickte: „Und doch kann ich mich nicht damit versöhnen, wenn unsere Heldin ihr persönliches Glück einer höheren Aufgabe nicht aufzuopfern vermag. Es ist doch nur das schwache Herz, welches in dem bedeutungsvollen Kampfe siegt. Schwäche, Schwäche! Ich muß Fiorina verurtheilen!“

„Emilie, verurtheilen Sie nicht leichtsinnig,“ rief Linden erregt, indem er sie auf eine Rasenbank am Wege niedertzog. „Ich kann nicht glauben, daß Sie dies Urtheil aus der Tiefe Ihres schönen Herzens schöpfen, daß Sie so unempfindlich sind für eine tiefe, heilige Regung der Natur. Ihre Worte thun mir in tiefster Seele weh.“ — Er sah ihr tief in die Augen, seine Züge trugen den Ausdruck tiefster Erregung, er sagte leise, mit bebender Stimme: „Emilie, ich flehe Sie an, blicken Sie einmal in Ihr eigenes Herz — Sie müssen dann anders urtheilen — blicken Sie in Ihr eigenes Herz!“ —

Emilie war tief erschüttert. Aus den Worten, Blicken und Geberden Konrad's sprach jene Leidenschaft, über welche sie eben kalt abgeurtheilt, jene Leidenschaft, die ahnend das Herz des jungen Mädchens beklemmt; und auch Emilie hörte deutlich die Stimme ihres Herzens, sie war sich klar über das, was längst wie ein unbestimmter Traum in ihrer Brust gelebt. — Sie wußte plötzlich, der Augenblick sei gekommen, wo jene Leidenschaft auch an ihr Herz pochte. Konrad's Worte hatten jäh den Schleier zerrissen, der ihr Innerstes verhüllte. Alle ihre Pulse pochten in mächtiger Erregung. Ein wunderbares, niegekanntes Gefühl kam über sie wie eine Offenbarung und eine seltsam klare Ahnung von dem schweren Kampfe, den Fiorina bestanden, durchzuckte ihr Inneres, eine Ahnung von der Macht des Gefühles, mit dem das arme Frauenherz rang. Es erfaßte sie plötzlich ein tiefes, unnennbares Mitleid mit diesen Frauenherzen, deren Liebesschnsucht, Liebessfülle und Opferfreudigkeit bisher oft so schöne mißbraucht und mißverstanden worden waren. Thränen traten in ihre Augen. Es war

ein erhabener Augenblick, ein klareres Erfassen ihrer ganzen Mission hienieden, ein Erkennen jener wunderbaren, die Welt beseelenden Macht der Liebe. Ihre Seele feierte die Vermählung mit dem Geiste dieser Macht. Tausend Knospen sprangen auf in ihrem Herzen. In dieser Stunde empfing sie die höhere Weihe zu dem Berufe ihres irdischen Erdenwallens. Konrad von Linden sah die Bewegung des geliebten Mädchens, er sah, wie sie ihm die Antwort auf die Berufung an ihr Herz schuldig blieb und ach, mit dem Egoismus seiner Wünsche deutete er diese Bewegung nur zu Gunsten seiner Person. Und doch hielt ein gewisses chrsurchtgebietendes Etwas, eine Ahnung von dem unenthüllten Mysterium des weiblichen Wesens, von „dem ewig Weiblichen, was die Menschheit hinanzieht“, ihn ab, den Zauber zu durchbrechen, der die schöne, jungfräuliche Seele gefangen hielt. Er gebot daher dem stürmischen Hoffen und Verlangen, welches in ihm wogte, Schweigen und betrachtete Emilien nur mit stillem Glück. So saßen sie lange nebeneinander. Emilie brach endlich das Schweigen. „Sie haben recht,“ sprach sie sanft, indem sie sich erhob, „sagte doch auch der erhabenste, der göttlichste der Menschen: Sie hat viel geliebt, ihr soll viel vergeben werden. Also Nachsicht mit einem liebenden, schwachen Weibe, aber nur Nachsicht!“ wiederholte sie fester und die Erregtheit in ihren Zügen machte einem tiefem Ernste Platz. „Ich danke Ihnen, o ich danke Ihnen,“ flüsterte Linden, froh bewegt ihre Hand fassend, indem er an ihrer Seite dahin schritt. Emilie sah ihn mit einem wunderbaren, ernstern Blicke an, der einen eigenthümlichen Schauer über sein Herz goß. Sie kehrten zur Gesellschaft zurück. Sie fanden dieselbe bewegt und in ganz anderer Gruppierung. Gleich nachdem Alberti seinen Vortrag beendet, war Gräfin Hartach mit ihren Töchtern verbeigekommen und hatte die Hofrätthin angesprochen. Inzwischen langte auch die Nachricht von der Ankunft des Ministers und des Hofrathes an, welche beide ihre Familien aufsuchten. Man war eben im Begriff, die Angekommenen zu begrüßen. Dagegen umstanden an dem verlassenen Tische die jüngeren Damen den Dichter und er sammelte ihre Urtheile ein. Emilie mischte sich schweigend unter die letztere Gruppe,

während Rinden sogleich wegen Rücksprache in Geschäftsangelegenheiten zu dem Minister berufen wurde. Man sah ihn bald darauf an der Seite desselben in einer entlegeneren Seitenallee promeniren. Emilie lauschte indessen den Aussprüchen ihrer Genossinnen. Die meisten begnügten sich, die eigentliche Tendenz der Dichtung unberührt zu lassen und nur ihrer Bewunderung der „schönen Sprache“, der „prächtigen Schilderungen“ 2c. Ausdruck zu geben. Die kleine Marianne Rote fand es in ihrer naiven Weise gar so hübsch und rührend, daß Er ihr am Ende doch noch die öffentliche Ausübung der Kunst „erlaube“ und Sie es wiederum ihm zuliebe dennoch nicht thue. „Sie, mein Fräulein,“ wandte sich Alberti endlich an Emilie, „haben leider mein armes Gedicht schon verurtheilt, da Sie ihm Ihre Aufmerksamkeit ganz entzogen. Ich habe dies mit dem größten Bedauern bemerkt, denn ich strebe vor allem nach dem Beifall der Damen.“ „Ich kann nicht umhin, mich über den seltsamen Weg zu wundern,“ entgegnete Emilie artig, „den Sie zu diesem Zwecke eingeschlagen haben. Sie weisen den Frauen eine so beschränkte Sphäre an, daß sich wohl nur wenige durch diese Anschauung befriedigt fühlen können.“ „Sie nennen dies Beschränkung?“ rief Alberti lebhaft; „im Gegentheil, ich und meine Gesinnungsgenossen, wir räumen den Frauen eine so hohe, so ideale Stellung ein, daß kein Staub von dem Markte des Lebens sie berühren darf.“ „Die Lage, zu der Sie uns so bestimmen,“ erwiderte Emilie ernst, „gleichet der eines feinen und kostbaren Geräthes, welches man in einem gläsernen Behälter zur Schaustellung aufbewahrt. Man ergötzt sich daran in einer müßigen Stunde, aber man läßt es gänzlich unbeachtet in dem Kampfe und in dem Streben um die höheren und schwierigeren Aufgaben des Lebens.“ „Sie urtheilen sehr streng, mein Fräulein,“ sprach der Dichter etwas betroffen. „Die Dornen des Dichterlosens,“ lächelte Emilie, „indem der Dichter sein innerstes Fühlen und Denken gestaltet und als Kunstwerk zur Darstellung bringt, macht er es zum allgemeinen Eigenthume, welches der kalten herzlosen Kritik preisgegeben ist.“ Alberti verneigte sich. „Ich kann nur wiederholen,“ sagte er, „daß mich eine solche Mißbilligung eben aus dem Munde einer

Dame schmerzt, da ich deren Beifall als ein Kriterium meiner Arbeiten erachte.“ „Diese Anschauung ist wohl von unbestreitbarer Richtigkeit,“ versetzte Emilie; „die Frauen und die Dichter sind natürliche Verbündete; beiden ist die Aufgabe zugefallen, in dem Getriebe des menschlichen Lebens das Ideal zu pflegen, jedes in seiner Weise. Beide sollen sich gegenseitig unterstützen und in ihren Bestrebungen einander ergänzen. Und darum betrübt es mich, zu sehen, daß ein Dichter die Macht der Frauen verkleinert und herabsetzt.“ „Es ist dies ganz das Gegentheil meiner Ansicht,“ entgegnete Alberti verlezt, „ja ich beabsichtige, mein Werk der Frauenwelt insgesammt zu widmen. Und die Frauen selbst sollen dann entscheiden, ob die Gabe ihrer werth ist oder nicht.“ „Sei es,“ erwiderte Emilie fest, „wenn Sie diese Entscheidung wirklich wollen, so protestire ich hiemit im Namen aller meiner Gefinnungsgenossen gegen die Tendenz Ihrer Dichtung und die Ausschließlichkeit der Lebenssphäre, welche dieselbe den Frauen anweist.“ Alberti schwieg einige Augenblicke verwirrt; dann faßte er sich und sagte in seinem gewöhnlichen Ton übergehend: „Ich sehe, ich habe in meinem Streben um den Beifall der Frauenwelt mein Ziel zum größten Theile verfehlt, indem mir eine der Schönsten ihres Geschlechtes den Beifall versagt. Ich werde das nächstemal meine bescheidene Lyra aus einem andern Tone stimmen, um auch diese Gunst zu erringen. Kein Preis soll mir zu hoch sein, diese Gunst zu erkaufen und sollte ich an meinem ganzen dichterischen Glaubensbekenntniß ein Renegat werden.“ „Sie werden sich erinnern, mein Herr,“ entgegnete Emilie erglühend, „daß ich für meine Person Ihnen gegenüber schon einmal dem Privilegium entsagte, welches Sie der Frauenschönheit beilegen. Es kann mich demnach nur verletzen, wenn Sie anstatt eines vernünftigen Argumentes, mich mit einer Galanterie abfinden, ähnlich wie ein Kind mit einem Bonbon. — Ich ziehe es vor, lieber der Diskussion mit Ihnen zu entsagen und die Entscheidung der berührten Streitfrage der Zukunft, vielleicht unserer beiderseitigen Erfahrung zu überlassen.“ „Ich nehme die Fehde an, mein Fräulein, da Sie es so wollen,“ sagte Alberti, nun die Galanterie ablegend und unverhohlen in

seinem Tone etwas Spott und Geringschätzung durchblicken lassend. Emilie wandte sich unbefangen ab. Das immer lebhafter werdende Wortgefecht hatte inzwischen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und den Rest der Gesellschaft, darunter die Gräfin Hartach mit ihrer Tochter und den sie begleitenden Herrn, Baron Steinbrück, an den Tisch gelockt. Die Gräfin wandte sich sogleich mit dem vollendeten Tact der Weltbame, mit einer gleichgiltigen Frage an Hortense, um die peinliche Pause auszufüllen, welche entstanden war.

Die Frau des Ministers galt allgemein als geistreich, was auch in ihrem feingeschnittenen bleichen Gesichte keinen Widerspruch fand. Sie pflegte sich nämlich mit verschiedenen Gegenständen der Kunst, der Wissenschaft und des geistigen Lebens in tändelnder, herablassender Weise abzugeben, ließ aber diese Interessen nach Laune wieder fallen. Es schien, als schöpfe sie aus ihrer hohen Stellung die Berechtigung, solchen Dingen ganz nach Belieben ihre wechselnde Aufmerksamkeit zu schenken. Ihre älteste Tochter Clementine, ein schlankes, schön gewachsenes Mädchen von ungefähr 20 Jahren, zeigte eine vollendete anmuthige Haltung, ohne von bemerkenswerther Schönheit zu sein. Ihre nicht ganz regelmäßigen, durch einen lichtbrünetten Teint wenig gehobenen Züge trugen gewöhnlich einen Ausdruck von Kälte und Abgeschlossenheit, welcher einigermaßen abschreckte. Nur ihre schönen dunklen Augen übten bei näherer Betrachtung eine große Anziehungskraft. Die junge Gräfin machte in ihren Worten und Geberden, ohne sich je einen Verstoß zu schulden kommen zu lassen, häufig den Eindruck der Verstreutheit; oft versank sie in träumerisches Sinnen, oft wieder fixirte sie einzelne Gegenstände ihrer Umgebung mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit. Der die beiden Damen geleitende Baron Steinbrück war eine, in den höheren Gesellschaftskreisen sehr bekannte Persönlichkeit. Es war ein blonder, mittelgroßer Mann am Anfang der Vierziger-Jahre und in seiner ganzen Erscheinung so unbedeutend und gewöhnlich, daß es der feinsten und elegantesten Toilette und seines anmaßend nachlässigen Wesens bedurfte, damit seine Person einigen Eindruck machte. Er lebte in glücklichen und

gesicherten Verhältnissen auf großem Fuße, und da er der öffentlichen Meinung nie einen Anstoß gab, galt er auch allgemein für einen soliden und achtungswerthen Charakter.

Jetzt eben hatte er sich breit und behaglich neben Hortense niedergelassen, und schien deren ganze Aufmerksamkeit als ganz selbstverständlich in Anspruch nehmen zu wollen. Hortense aber mußte sich Comtesse Clementinen widmen, denn diese befragte sie, nachdem sie dem Gespräch Emiliens mit Alberti mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt, nun angelegentlich um die Handlung der Dichtung. Als Hortense ihr genügend berichtet, bat sie dieselbe, ihr Emilien sogleich vorzustellen. Hortense willfahrte und rief Emilien sogleich herbei. Die junge Gräfin wechselte mit Emilien einige oberflächliche Artigkeiten, dann schob sie plötzlich den Arm unter den ihren und führte sie, die übrige Gesellschaft ignorirend, einer der nächsten Alleen zu. „Was Sie vorhin zu dem Dichter Herrn Alberti sprachen, hat mich lebhaft interessirt,“ sagte sie dort, ohne Emilien anzublicken. „Es war ebenso schön und edel von Ihnen gedacht und gehandelt, indem Sie Ihren so richtigen Ansichten im Namen des ganzen Geschlechtes Ausdruck liehen.“ „Ihre Beistimmung ist mir von unendlichem Werthe,“ erwiderte Emilie, „aber erlauben Sie mir die Bemerkung, noch viel höher wäre sie, nicht für mich, aber für die Sache anzuschlagen gewesen, wenn Sie dieselbe unverhohlen vor der Gesellschaft erklärt hätten.“ Die junge Gräfin senkte betroffen den Blick. „Sie haben Recht, ich dachte nicht daran,“ sagte sie nach einer Pause einfach. „Und dann — —“, sie stockte. „Sie meinen,“ sagte Emilie lächelnd, „es sei kein kleines Ding, die Kritik zu ertragen, welche eine so öffentliche Erklärung ohne Zweifel hervorrufft. Ich habe indessen den Muth dazu.“ „Und woher nehmen Sie diesen Muth?“ frug Clementine, Emilien theilnehmend anblickend. „Diesen Muth?“ Emilie sann eine kleine Weile nach. „Ich glaube, er entspringt aus zwei Gründen; denn es würde vielleicht anmaßend klingen, wenn ich behauptete, nur die Liebe zum Recht und zur Wahrheit gäben mir ihn ein; es mag ebenso viel der Umstand dazu beitragen, daß ich der Meinung der Gesellschaft keinen so unbeschränkten Einfluß auf mich einräume,

als dies gewöhnlich der Fall ist.“ Clementine sah erstaunt auf. „Die öffentliche Meinung ist Ihnen gleichgiltig?“ frug sie. „Nicht gleichgiltig, Gräfin, aber ihr Beifall ist nicht mein höchstes Ziel. Mein Leben ist nach anderen Principien geordnet, mein Streben ist anderen Autoritäten unterworfen und ich bin gewöhnt, den sittlichen Halt für mein Dasein in Sphären anderer Art zu suchen.“ Clementine hörte fortwährend mit der größten Aufmerksamkeit zu. Eine solche Sprache war ihr bisher kaum in Büchern vorgekommen. Sie war einigermaßen über ihre eigene Antwort in Verlegenheit, besonders Emiliens selbstbewußtem, unbefangenen Wesen gegenüber. „Aber,“ sagte sie endlich zögernd, „wenn Sie mir die Frage erlauben, Sie schließen sich doch nicht ganz von der Gesellschaft aus, Sie finden Interesse an derselben?“ „O gewiß,“ erwiderte Emilie fast verwundert, „weshalb denn nicht? Sie halten mich doch hoffentlich für keinen weiblichen Sonderling, Comtesse? Meine Pflichten, meine Studien nehmen nur meine Zeit, meine Aufmerksamkeit derart in Anspruch, daß für gesellschaftliche Vergnügungen wenig Raum bleibt. Ich komme nicht einmal dazu, mich ernstlich darnach zu sehnen.“ „Und doch würde man aus Ihrem Wesen, Fräulein, schließen,“ warf Clementine angelegentlich ein, „daß Ihnen Umgang mit Menschen nichts Ungewöhnliches ist. Doch, mißdeuten Sie mich nicht.“ „O nein,“ fiel Emilie lachend ein, „Sie wundern sich nur über meine entsetzlich vorwitzigen Reden. — Das liegt in meiner Natur, auch in meinen Ansichten. Ich meine, es ist wahr, was ich sagte, und bin ich nicht unter Menschen und sprach ich nicht über allgemein menschliche Dinge? Hätte ich Ihr freundliches Interesse erregt, wenn ich geschwiegen hätte? Wäre so Ihre Aufmerksamkeit auf das wichtige Thema gelenkt worden?“

„Sie haben Recht, mein Fräulein,“ sagte die junge Gräfin überrascht, aber sichtlich angezogen von Emiliens kühner, geistvoller Sprache und bot ihr freundlich die Hand. Das originelle Mädchen erregte ihr höchstes Interesse und sie bemühte sich sichtlich, das Gespräch auf dem angeregten Thema zu erhalten.

Indessen erging sich die Gesellschaft, wie Emilie vorausgesehen, in verschiedenen Urtheilen über die Abwesende. „Was sagst Du zu

diesem Glat?“ wandte sich Hortense halblaut zu ihrer Mutter. „Mein Gott, ihre Ideen und Ansichten sind ganz schön und geistreich, aber wie kann man sie so stürmisch verfechten, sich so auffallend damit machen. Es ist doch zu unpassend!“ Die Mutter stimmte vollkommen bei. „Aber es war doch schön und bewunderungswerth,“ sagte Marianne Rotte, nach einem instinctiven, aber wahren Gefühle urtheilend, „wie herrlich und begeistert Fräulein Emilie sprach, und wie muthig und unbeirrt sie immer antwortete. Selbst Herr Alberti kam manchmal ein bißchen aus dem Concept,“ setzte sie leise hinzu. Alberti selbst hatte sich von der harten Fehde wieder vollständig erholt, ja im Gegentheil, es schmeichelte ihm ein wenig, eine so hochbedeutende Gegnerin zu haben. Auch stellte er sich nun mit großer Vorliebe als einen begeisterten Kämpfer für seine ideale Anschauung von der Stellung der Frauen dar. Er verfocht diesen Standpunkt auf das Lebhafteste. „Sie sind eben nicht sehr niedergeschmettert von den Blitzen, die Sie aus so schönen Augen trafen,“ wandte sich Baron Steinbrück spöttisch an ihn; „ja, Sie scheinen sich sogar für den Kampf mit dieser eigenthümlichen Heroine zu begeistern. Haben Sie vielleicht Lust, der Petrucchio dieser Widerspenstigen zu werden? Die Aufgabe wäre übrigens pikant, das Mädchen ist bildschön!“ „Ich wäre der Aufgabe nicht gewachsen,“ rief Alberti mit der halb genial kühnen, halb naiven Offenheit, die ihn so anziehend machte, indem er begeistert auf Hortensen blickte; „denn dazu gehört ein starkes Herz und das meine gehört nur noch zu dem kleinsten Theile mir.“ Man spendete dem kühnen, aber glücklichen Ausfall allgemeinen und heiteren Beifall. Hortense, auf die alle Blicke gerichtet waren, erröthete tief, schien aber über die Redheit ihres Verehrers nicht allzu sehr erzürnt. Lieutenant Rotte erklärte, ohne übrigens viel Aufmerksamkeit zu erhalten, eine solche Dame sei wohl geeignet, ihr die Cour zu machen, aber heiraten möchte er sie nicht.

„Liebe Hofrätthin,“ nahm jetzt die Gräfin das Wort, „wie kommt dieses Mädchen dazu, ein so auffallendes und herausforderndes Benehmen zur Schau zu tragen! Es ist merkwürdig, wie ein solches Wesen so keck den Kampf mit dem guten Ton aufnehmen

kann.“ — „Da kommt ihr Vater,“ ging es durch die Gesellschaft. Major von Waldheim hatte sich nach Tisch entfernt, um einen Bekannten aufzusuchen, und kehrte jetzt zur Gesellschaft zurück. „Ihr Vater?“ hatte die Gräfin nachlässig gefragt, „er muß seltsame Ansichten über Erziehung haben. Wollen Sie mir den Herrn wohl vorstellen, Herr von Röder?“ Der Hofrath eilte dienstfertig dem Ankommenden entgegen und führte ihn der Gräfin zu. „Ihr Fräulein Tochter,“ sagte diese nach der kurzen Vorstellung, „war eben der Gegenstand unserer Unterhaltung, sie hat vorhin in der Vertheidigung einer Ansicht über die Stellung ihres Geschlechtes eine Probe von starkem Geist und seltener Kühnheit abgelegt. Ist dies ein Resultat, welches in dem Plane ihrer Erziehung lag, so ist Ihnen nur sehr Glück zu wünschen.“ „Allerdings war es mein Streben, Frau Gräfin,“ erwiderte der Major mit Würde, „meiner Tochter einen energischen Charakter und einen starken Geist einzufloßen, damit sie das Rechte und Gute nicht nur erkenne, sondern auch in jeder Lebenslage kräftig dafür einstehe.“ „Man liebt sonst bei dem weiblichen Geschlechte,“ warf die Gräfin hin, „selten eine unbeugsame, allzuschroffe Geistesrichtung.“ „Ich folgte in der Erziehung meiner Tochter,“ antwortete der Major, „vor Allem der Natur. In erster Reihe will ich sie zu einem tüchtigen, wahren Weibe heranbilden und alle ihre Studien und die aus ihnen entspringenden Anschauungen sind nur die Folge natürlicher Anlage und Triebe.“ „Aber es kann doch leicht zu Ausschreitungen führen,“ sagte die Gräfin, „so uneingeschränkt allen Neigungen eines jungen lebhaften Wesens Rechnung zu tragen, besonders aber bei einem Mädchen.“ „Ich hoffe nicht,“ entgegnete der Major ruhig, „ein Fond von wahrer Weiblichkeit und echter Bildung bewahren vor solchen, und werden, wie ich erwarten darf, auch meine Tochter abhalten, die Grenze zarter Sitte zu überschreiten, welche jeder Frau heilig sein muß.“ „Ach, das ist ja ein ganz interessanter Fall,“ sagte die Gräfin, sich wie ermüdet zurücklehrend, da sie die Lust verlor, das allzu ernst werdende Gespräch weiter zu führen. In diesem Augenblicke näherten sich Kinden mit dem Minister dem Tische. Der Minister sprach einige freundliche Worte zu den Damen und

entschuldigte, daß er ihnen einen so liebenswürdigen Gesellschafter so lange entzogen. Darauf stellte er Linden, welcher bisher im Hause des Ministers noch keinen Zutritt hatte, seiner Frau und der mit Emilie inzwischen zurückgekehrten Tochter als den neuen Secretär vor. Dann entfernte er sich abermals in Begleitung des Groß-Industriellen Rotte, der sich durch allerlei Projecte bei der Regierung wichtig zu machen pflegte.

Gräfin Clementine hatte sich neben Emilien niedergelassen und Linden sprach seine Verwunderung aus, die beiden Damen bekannt zu finden. Emilie klärte ihn darüber auf. Clementine aber beobachtete mit stiller Aufmerksamkeit das Benehmen Lindens gegen ihre neue Bekannte.

Auf Jenen hatte die heutige Unterredung mit Emilie einen tiefen Eindruck gemacht. Seine bei Tische offenen Huldigungen trugen jetzt den Ausdruck zarter Zurückhaltung und tiefer Innigkeit, ja sogar von stiller Ehrfurcht. Davon stach allerdings das Gebahren Baron Steinbrud's, der sich ebenfalls den beiden jungen Damen angeschlossen hatte, grell ab. Der Baron liebte es, in Damengesellschaft jenen frivolen Ton anzuschlagen, der in den Salons der Gegenwart leider immer mehr Raum gewinnt. Steinbrud aber trug ihn auf eine sehr rücksichtslose und auffallende Weise zur Schau, und machte auch mit Clementine, seiner präsumtiven Braut, keine Ausnahme. „Nicht nur Comtesse Clementine,“ nahm er jetzt das Wort, „sondern auch wir Anderen haben uns Glück zu wünschen, die Bekanntschaft einer Dame gemacht zu haben, einer, ich möchte sagen geistigen, Amazone wie Fräulein von Waldheim. Es ist Ihnen leider entgangen, lieber Linden, Zeuge zu sein, welche Proben uns das Fräulein von ihrer Gewandtheit in der Handhabung schwerer und leichter Geisteswaffen ablegte.“ „Gewiß habe ich dies nur zu bedauern,“ sagte Linden. „Ich weiß, mit welcher Anmuth und Leichtigkeit Fräulein Emilie diese Waffen führt.“ „Und doch ist es gefährlich,“ sagte Steinbrud halb spöttisch halb süßlich, „wenn sich die Damen auf irgend einen Kampfplatz wagen. Ihre zarten Glieder sind weder für den Panzer von Stahl noch ihre zarte Seele für den des Wissens geschaffen. Solch' schwere Bewaffnung ist einmal ganz

untauglich für sie, denn ihre Bestimmung ist es doch, zu tanzen durch den Ballsaal und durch das Leben. Es ist immer fatal, wenn sie da oder dort sitzen bleiben, und sie bewahren selten ihre Liebenswürdigkeit dabei.“ „Ich bedauere dann nur,“ sagte Linden trocken, „die Tänzerin, die Sie für's Leben engagiren. Ihre Aufgabe würde ihr für die Dauer doch sauer werden.“ „Dieses Engagement,“ sagte Steinbrud, cynisch lächelnd, „ist überhaupt ein bedenklicher Schritt, denn bei dem Tanze im Ballsaal sowie bei dem durch's Leben liebt man die Abwechslung, dies anerkennen selbst die Götter, wenigstens die griechischen,“ setzte er hinzu. — Clementine sah den Baron bei diesem frechen Ausfall finster an. Emilie sah eine Weile vor sich nieder, dann sagte sie ruhig: „An die griechischen Götter dürften Sie doch mit Unrecht appelliren, Herr Baron. Sie waren Götter und daher ewig. Wenn sie sich mit einer irdischen Erscheinung vermählten, so konnte diese ihnen in der Zeit nicht gewachsen sein, sondern mußte wie alles Irdische dahinwelken, um anderen Formen Platz zu machen. Wenn aber ein Mann in seinem kleinen vergänglichen Leben diese Götter nachahmen will, kann nur eine erbärmliche Zerstückelung das Resultat sein. „Ei, es ist nicht so arg, mein Fräulein,“ lächelte Steinbrud geringschätzig, „wir Männer tanzen, um in meinem Bilde zu bleiben, selbst von einer holden Erscheinung zur andern, aber früher oder später fängt uns eine auf immer.“ „Das ist auch recht gut,“ erwiderte Emilie, „denn, wie schon Herr von Linden bemerkte, würde der fortdauernde Tanz für beide Theile seine Schwierigkeiten haben. Man kann leicht stolpern, man macht tausend unnöthige Schritte, man übermüdet sich übermäßig und kommt doch nie zu einem Ziele. Kein Wunder, wenn eine solche arme Lebenstänzerin einmal erschöpft hinsinkt und ihr ganzes Leben verschläft, wie häufig der Tänzer auch mit ihr.“ „Mein Fräulein,“ rief der Baron spöttisch, „Sie bombardiren mit allzu schwerem Geschütze; da Sie als Kämpferin auftreten, werden Sie das gewöhnliche Gesetz, von der Ungerechtigkeit eines ungleichen Kampfes, kennen. Sie sehen mich ihren mörderischen Ausfällen ganz bloßgestellt, denn wenn ich mich in Damengesellschaft begeben lasse ich alle schweren Geisteswaffen im Arsenal und“ — — — „Sie

kommen im Tänzerkostüme," unterbrach ihn Emilie, „ich will Sie nicht weiter behelligen, tanzen oder tänzeln Sie nach Belieben weiter, Herr Baron. Doch würde ich Ihnen rathe, die „schweren Geisteswaffen“, die Sie heute nicht mitgebracht, gut zu verwahren, damit sie nicht einmal abhanden kommen und ihre Gegner zweifeln, ob sie je dagewesen.“ Clementine lachte so heiter, wie man es lange nicht an ihr gesehen und rief: „Sie haben Recht, die Ihnen bei sich zu führen, mein Fräulein, handhaben Sie sie nur recht tapfer. Wenn die Herren auch unbewaffnet in unsere Gesellschaft kommen, sie erkennen doch die Gleichheit mit uns nicht an und daher gilt auch das Gesetz vom ungleichen Kampf nicht für uns.“ „Auch Minerva trug den Panzer," sagte Linden, der zwar über Emilien's Ausfall anfangs etwas verblüfft gewesen war, aber doch dem anmaßenden Baron diese Lektion gönnte, „und sie durfte doch mit der Göttin der Schönheit um den Apfel des Paris concurriren.“ „So führen sie Ihre Minerva zum Souper“, sagte Steinbrück spöttisch, indem er Clementinen den Arm bot und der aufbrechenden Gesellschaft folgte, welche sich nach den Restaurations-Kokalen zurückbegab, um dort das Abendessen einzunehmen. Auch die gräfliche Familie wollte sich dabei betheiligen. Der Minister liebte es, sich den Schein von Popularität und Leutseligkeit zu geben und er verkehrte besonders hier am Rande, wo die Etiquette weniger streng ausgeübt wurde, in jovialer Weise mit den Personen, die mit ihm in den Salons der Residenz in Verührung gekommen. Die Gräfin war ihrer Neigung nach allerdings viel ausschließender, doch hatte sie sich schließlich darauf verlegt, durch feine Nuancen im Ton die Schranke zwischen ihr und den verschiedenen Personen aufrecht zu erhalten, die sich während ihres Sommeraufenthaltes um sie versammelten. — Der Vollmond war längst hinter den bewaldeten Bergen des jenseitigen Flußufers aufgegangen, als die Gräfin sich erhob und so die ganze Gesellschaft zum Aufbruche brachte. Sie selbst schied sich an, mit ihren Kindern zu ihrer Villa zurückzukehren, wohin sie der Gemahl begleiten und dann zu Wagen in die Residenz zurückkehren wollte. Die übrige Gesellschaft rüstete sich zur Heimkehr zu Wasser. Comtesse Clementine sprach, indem sie sich

herzlich von Emilie verabschiedete, den Wunsch aus, dieselbe baldigst wiederzusehen, was ihr einen ungnädigen Seitenblick der gräßlichen Mama zuzog.

Die Gesellschaft begab sich an den Landungsplatz. Leicht, sicher und ohne Hilfe bestieg Emilie den schwankenden Kahn und nahm ein kleines Bänkchen an der Spitze desselben ein. Im selben Augenblicke aber hatte der eroberungsfüchtige Lieutenant den Platz neben ihr eingenommen und bot ihr seinen Mantel zur Tapezirung der Bank an. Kinden sah vom Ufer aus den harmlosen Schwärzer an Emiliens Seite und ärgerte sich über dessen Zudringlichkeit. Er wählte jetzt absichtlich den Platz neben Marianne Rotte, indem er das junge Mädchen im Contraste gegen Emilie als eine Art von Null betrachtete. Diesen Umstand nicht ahnend, sah Frau Rotte mit dem größten Wohlgefallen, wie der „noble und solide junge Mann“ ihre Tochter artig in das Fahrzeug geleitete und sich neben ihr niederließ. Die Rähne stießen vom Ufer. Eine laue, herrliche Mondnacht lag über der Landschaft und das reine Silberlicht des hehren Nachtgestirnes flimmerte wunderbar auf den Wellen, welche die Ruder aus dem stillen Fluthenspiegel ausscheuchten. Die in dämmerige Silberschleier gehüllten Bergesufer wiederhallten seltsam von dem heiteren Geplauder der Gesellschaft. In dem einen Kahn citirte Alberti eifrig Mondscheingedichte, welche von den Damen kritisirt und mit dem vor ihnen liegenden Gemälde verglichen wurden. Kinden saß in tiefes Einnen verloren neben der kleinen Marianne, der er nur hie und da eine zerstreute Bemerkung zuwarf. Auch Emilie hörte kaum auf das Geschwätz des unermüdlichen Lieutenants an ihrer Seite. Andere Gedanken bewegten ihre Seele, in deren Tiefen sich der Zauber der Mondnacht spiegelte. Sie dachte, wie man stets das Schöne als ein in sich Vollendetes, für sich selbst Bestehendes betrachtet und empfunden; wie eine schöne Mondscheinnacht die Seele in süßes, müßiges Träumen versenke; wie in jenen glücklichen Ländern, wo der Himmel ewig blau und die Blumen immer blühen, die Früchte immer reifen, die Menschen ihr Dasein in süßer Ruhe verdämmerten und wie man daher auch verleitet wurde, die unvergleichliche, aber vergängliche Blüthe, mit der sich

das weibliche Geschlecht in seiner schönsten Lebenszeit schmückt, als dessen einzigen Daseinszweck zu betrachten. Sie ahnte nicht, daß in diesem Augenblicke Linden ein ähnlicher Gedanke bewegte, als er ihr liebliches, sinnendes, vom Silberlichte des Mondes seltsam verklärtes Antlitz betrachtete. In seinem Innern klang fortwährend das Wort Heine's nach:

„O, Du mein Liebchen, was willst Du noch mehr?“  
Märchenhaft tauchten jetzt im Hintergrunde der Landschaft die Thürme und Häuserreihen der Residenz auf, sich nur in unbestimmten Umrissen vom dunklen Nachthimmel abhebend und bald stießen die Rähne an's Ufer. Man rief sich allseitig eine „gute Nacht“ zu und suchte die enge, traute Häuslichkeit auf.

---

### Sechstes Capitel.

#### Zu Hause.

Kurze Zeit war seit jener Landparthie verflossen. Emilie saß allein in ihrem Zimmer. Es war ein hoher lustiger lichter Raum. Zwei große Fenster ließen dem Tageslichte vollen Eintritt, und eine graue Draperie von der Nuance der Wände brachte einen wohlthätigen Wechsel von Licht und Schatten hervor. Einfach, aber zierlich standen die gut gewählten und geschmackvollen Möbel umher, jedes an dem passendsten Ort. Weiße durchsichtige Vorhänge und Portieren, einige Spiegel in einfachem matten Rahmen, zwei Blumentische mit üppigen Blattpflanzen bildeten den einzigen, aber wirklichen Schmuck des einfachen Raumes mit seinen neutral gefärbten Wänden, seinem dunkelglänzend gebohten Fußboden, seiner streng gewählten Einrichtung. Die wohlthuende Ordnung, das sichtliche Streben nach Anmuth und Zierlichkeit, das sorgfame und liebevolle Arrangement verrieth ganz die weibliche Bewohnerin, ihre sonstigen Attribute, ein von bunten Käppchen und Zwirnarten vollgeframter

Nähtisch, Nippes und Souvenirs u. dgl. aber fehlten. Auf einem Pfeilertischchen stand allerdings eine, aber sorgsam verschlossene Nähkassete, daneben lagen einige Bücher, keine Miniaturausgaben mit Goldschnitt, einfache derbe Octavbände, eine griechische Ausgabe der Odyssee, die Tragödien des Sophokles, der Phädon, daneben Goethe's Iphigenie, Lenau's Savonarola, endlich Koszmäzler's der Mensch im Spiegel der Natur und ein Band von Bucke's Geschichte der Civilisation. Auch das einfache Bücherbrett zeigte eine, der genannten Werke durchaus würdige Gesellschaft; da fanden sich die übrigen hervorragendsten Classiker des Alterthums in der Ursprache, Goethe, Schiller und Lessing, Herder, die Reisen des jungen Anacharsis, einige hervorragende Erscheinungen der neuern Romanliteratur, lyrische Gedichte von Hammerling, Hermann Neumann und Freiligrath. Ferner war da zu sehen Humboldt's Kosmos, Darwin's berühmtes Werk und manches bekannte wissenschaftliche Buch; daran stießen eine Reihe ziemlich abgenützter Bände, die sich bei näherer Betrachtung als gebräuchliche Gymnasial-Lehrbücher auswiesen. Von der Höhe des Büchergestelles blickte eine Büste, Goethe's olympisches Antlitz nach Nietzsche's Modell, in erhabener Heiterkeit auf den traulichen Raum herab. Hier saß Emilie in vorgerückter Morgenstunde tief über das ihr vom Onkel empfohlene Buch „Beiträge zur Anthropologie“ gebeugt. Und so hatte sie schon manchen und manchen Tag gefessen, still mit sich beschäftigt, während nur das marmorne ewig junge Antlitz des großen Dichters auf sie herablächelte. Emilie war viel, sehr viel allein. Waren es wohl verlorene Stunden ihres jungen Lebens, die das junge Mädchen so in ernster Einsamkeit zubrachte? — Nein, denn Emilie hatte gelernt zu denken. Wer seine Gedanken zur Gesellschaft hat, ist nie allein; der Gedanke ist das Leben, welches die von außen empfangenen Eindrücke in uns erwecken, er verbindet unser Ich mit der Welt draußen, sie lebt durch ihn in uns fort, wir leben durch ihn hinaus über die Grenzen unserer beschränkten physischen Existenz. Emilie besaß einen regen Geist, dessen ganze Energie durch ein entsprechendes Erziehungssystem geweckt war und die Einsamkeit verursachte ihr keine Langeweile; denn ihr thätiger Geist bedurfte keiner fortwährenden äußeren Anregung, die

Einsamkeit versenkte sie ebenso wenig in ungewisse müßige Träume, denn ihr ganzes Sein und Wesen war hingeleitet, nach klaren bestimmten Zielen zu streben. — Emilie dachte. — Die Welt außer ihr war nicht die Gelegenheit, ihre persönlichen Reize, Vorzüge, Wünsche und Anschauungen geltend zu machen; nein, das junge Mädchen fühlte sich als Bürgerin derselben, indem unwandelbar vor ihrer begeisterten Seele die Pflichten standen, die sie als selbstständiges Glied der Gesellschaft einst zu erfüllen hatte, ebenso wie die Rechte, die sie dann beanspruchen durfte. Diese weltbürgerliche Anschauung hatte der Vater in ihrer Seele gepflegt, seit sie denken konnte. Darauf zielte ihre Ausbildung hinaus, alle ihre natürlichen Anlagen nützlich verwerthen zu lernen. Durch jeden Fortschritt, den sie in höherer Erkenntniß that, fühlte sie sich wie verwachsen mit dem Weltganzen, durch jeden praktischen Erfolg heimischer auf dem Boden ihres Daseins. Wie bei dem Ersteigen eines Berges sich allmählig das Panorama vor unseren entzückten Blicken öffnet, so freute sich Emiliens reger unermüdlicher Geist, da bei ihrer fortschreitenden Bildung der Einblick in die Welt sich aufthat. Sie freute sich des Ganzen, und sie freute sich im Bewußtsein ihrer eigenen Existenz. Ihr war ja jene schöne Heiterkeit gegeben, die aus dem einzigen Genuß des Daseins als solchem entspringt, der sich selbst an den kleinen Einzelmomenten des Lebens ergötzt, weil sie eben Leben sind.

Und solche Lebensfreudigkeit ist die beste Seele der — Menschenliebe.

Das innige vergeistigte Familienleben begünstigte die zarte Entfaltung ihrer Empfindungswelt. Der Vater vor Allem war gleichsam der geistige Mittelpunkt ihres Wesens. Er allein hatte sie auf dem Gebiete des geistigen Lebens eingeführt, wenige Privatlehrer hatten ihn bei dem Unterrichte der Tochter unterstützt, während er immer und allezeit die directe Leitung der jungen Seele in der Hand behielt. Er war für sie nicht nur der zärtliche Vater, er war ihr Lehrer, ihr Bildner, ihr geistiger Schöpfer, ihr Seelenfreund. Ein eben so festes Band verknüpfte die beiden Geschwister, die zur selben Stunde die Welt begrüßt, und von der Wiege an

jeden Schritt in derselben gemeinsam gethan. Nach dem Principe ihres Vaters erhielten sie die gleiche Erziehung, den gleichen Unterricht. Dieser Umstand, der die Geschwister auf das Innigste verband, wurde jedoch später der Grund zu den ersten Mißklängen zwischen ihnen. Obgleich Beide von der Natur aus eine gleich reiche Begabung erhalten hatten, war Emilie doch dem Bruder an Ausdauer und Energie überlegen. Als Emil das Gymnasium besuchte, und sein Uebermuth unter den neuen Kameraden geweckt wurde, die Schwester aber unter der Leitung ihres Vaters in den Studien gleichen Schritt mit ihm hielt, ja ihn oft beschämte und überholte, begann er auf sein Geschlecht zu pochen, und das Mädchen in seine Grenzen zurückzuweisen. Die geistige Ueberlegenheit, mit der ihm die Schwester imponirte, demüthigte ihn viel tiefer, als die körperliche, die er als Knabe bisweilen anerkennen mußte, ja Emilie setzte manchmal seinen Ausbrüchen „männlichen“ Unmuthes ein Lächeln entgegen, welches ihn mehr in der Seele brannte, als die gewissen zwei Zoll. — Doch brachten es Emilien's Zartheit, so wie seine natürliche Gutmüthigkeit und Liebe zur Schwester immer dahin, daß dies vorübergehende Stürme waren, welche das Verhältniß der Geschwister nicht dauernd erkälten konnten. Indessen war es keine Einbildung Emils, wenn er behauptete, daß Emilie sehr viel lerne und studire. Das junge Mädchen hatte nach und nach einen weit ausgebreiteteren Schatz von Kenntnissen angesammelt, als es im Plane des Vaters gelegen hatte; doch konnte er sich nur der Fähigkeiten und Wißbegierde freuen, welche ein naturgemäßes Erziehungssystem in der Seele der Tochter weckte, und mehr noch über die Energie, mit welcher sie dieselben zu befriedigen strebte. Sein Wunsch war einzig darauf gerichtet gewesen, in Emilien ein wahrhaft gebildetes, geistig selbstständiges Weib zu erziehen, und er fand kein Hinderniß darin, als Emilie die alten Sprachen erlernte, als sie im Studium der Geschichte, der Naturwissenschaften und endlich auch der Mathematik ihrem Bruder zur Seite blieb. Sah er doch, wie schön Alles in ihrer jungen Seele gedieh, welche lebendige Wirkung die Kenntnisse auf sie ausübten, ohne ihre eigenthümliche Natur zu beeinträchtigen. Er folgte auch dieser und drängte dem jungen

Mädchen nichts, nach gewöhnlichen Begriffen noch so Unentbehrliches auf, wenn sie keine Anlage dazu zeigte. Es scheint wenig wahrscheinlich, daß Emilien bei ihren mit so viel Ernst betriebenen Studien auch noch die Zeit und der Sinn blieb, sich mit dem Haushalte zu befassen. Und dennoch war dies der Fall. Allerdings hätte der Major es für Sünde gehalten, ein so begabtes Wesen täglich viele Stunden beim Kochherde, bei Beschäftigungen überhaupt festzuhalten, welche jedes ungebildete und einfache Mädchen ebenso gut verrichten konnte; dennoch führte Emilie sorgsam und musterhaft den kleinen Haushalt. Eine entfernte Verwandte, welche auch die körperliche Pflege der Kinder überwacht hatte, führte sie in die praktische Thätigkeit der Hausfrau ein, dann wurde durch ihre späte Verheirathung das kaum der Kindheit entwachsene Mädchen gezwungen, ihre Pflichten zu übernehmen. Doch Emilie mit ihrem gesunden Urtheil, ihren tüchtigen praktischen Kenntnissen, ihrer Umsicht und Energie war ihnen gewachsen. Sie war Hausfrau, und sie war es mit Lust und Liebe, mit Eifer und Verständniß, ebenso wie sie die Honneurs machte, wenn Freunde das Haus besuchten. Große prunkvolle Gesellschaften wurden nie gegeben. Emilie liebte die Thren und wünschte ihnen das Heim so angenehm als möglich zu machen. Daher erlahmte auch, trotz ihrer vorherrschend geistigen Beschäftigungen, nie ihr Eifer in Betreff ihrer häuslichen Pflichten.

Der Haushalt wurde selbstverständlich thunlichst vereinfacht. Alles war auf das einfache Bedürfniß zurückgeführt, jeder unnöthige Luxus vermieden. Zweck und Mittel standen stets im richtigen Verhältnisse, die kürzeste einfachste Methode wurde überall angewendet. Auf wissenschaftlichen Grundlagen beruhte die ebenso einfache Kost, wie überhaupt in jedem Dinge alle Hilfsmittel in Anspruch genommen wurden, welche die Wissenschaft und Industrie boten; dazu eine strenge Zeiteintheilung, eine sachgemäße Anordnung, eine musterhafte Pünktlichkeit und die Maschine des Haushaltes ging ihren geräuschlosen ununterbrochenen Gang. Zwei bewährte, dem herrschenden System anezogene Dienstboten unterstützten das junge Mädchen, welches einen Stolz darein setzte, durch fortwährenden Einklang mit denselben einen Gegenbeweis für die Berechtigung der allgemeinen

Klagen über die Dienstboten zu liefern. Und so kam es, daß Emilie nur drei- oder viermal des Tages sich auf kurze Zeit in die häuslichen Räume zurückzog, um die nöthigen Anordnungen zu treffen, und der Rest des Tages zu ihrer Disposition blieb.

Daß Emilie keine Zeit mit überflüssigen Toilettenangelegenheiten verlor, verstand sich bei ihrem vergeistigten Wesen, bei ihren vernunftklaren idealen Anschauungen von selbst.

So blieben die Morgen- und Mittagsstunden ganz ihren Studien gewidmet; die späte Speisestunde erst führte sie mit Vater und Bruder zu längerem Verkehre zusammen. Nach Tische wurde gewöhnlich ein Spaziergang gemacht, des Abends nahm Emilie ihre Handarbeit vor, während Emil, bisweilen auch der Vater vorlasen. So vergingen Emilien die Tage in geräuschloser, streng geordneter Thätigkeit und keiner schwand, ohne daß sie nicht einen, wenn auch äußerlich unmerklichen Schritt vorwärts gethan hätte.

So saß sie auch heute über ihr Buch gebeugt, und ihr junger Geist verarbeitete emsig die neu empfangenen Eindrücke. Bisweilen schob sie den Band weg, um dieser ganz Herr zu werden, jetzt nahm sie die Feder zur Hand, und warf die aufsteigenden Gedanken in kurzen Anmerkungen auf das Papier. Die Zeit rückte vor und sie bemerkte es nicht. Sie bemerkte es ebenso wenig, daß ein Wagen dahergehollt kam und vor dem Hause hielt; die Aufmerksamkeit aller anderen Bewohner hatte er erregt, denn er trug das gräßlich Hartach'sche Wappen, das Wappen des Ministers. Die junge Gräfin stieg heraus, bedeutete ihrer Gesellschafterin mit einer kurzen Handbewegung, im Wagen ihrer zu warten, und betrat, von einem Diener begleitet, das Haus. Bald darauf klopfte es an Emilien's Thür und Gräfin Clementine erschien an der Schwelle. Emilie war überrascht aufgesprungen und eilte dem unerwarteten Besuch entgegen.

„Ich wünschte so sehr, Sie wieder zu sehen, Fräulein von Waldheim,“ sagte Clementine, ihr die feine behandschuhete Hand reichend, „und ich konnte nicht umhin, meinen vorübergehenden Aufenthalt in der Stadt zu benützen, meinem Wunsche Genüge zu thun. Nachdem ich bei Fräulein Hortense von Röder die nöthigen

Erfundigungen eingezogen, sehen Sie mich nun hier, und ich hoffe aufrichtig, Ihnen nicht unwillkommen zu sein.“

Emilie konnte diese Hoffnung aus vollem Herzen bestätigen, denn der Besuch Clementinens machte ihr wirklich große Freude. Nicht weil das junge Mädchen neben ihr eine Gräfin und die Tochter des Ministers war, sondern weil sie wußte, daß dies Hin- geben an ein schnell erwachtes Wohlwollen, dies Abweichen von gebräuchlichen Formen bei Clementinens Range, bei der Apathie und Exklusivität ihres Standes nur aus wahren und aufrichtigen Gefühlen entspringen konnte. Und dennoch überschätzte sie zum Theil den Werth von Clementinens „Herablassung“. Allerdings hatten Emilien's Worte und Wesen einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, allerdings fühlte sie tief deren Contrast mit ihrem eigenen, an kleinliche Motive und oberflächliche Formen gebundenen Leben, und wünschte sie aufrichtig, ein Wesen von Emilien's Bedeutung, welches einen so nachhaltigen Eindruck auf sie gemacht, an ihre Person zu fesseln. Doch die Art und Weise, wie sie dies bewerkstelligen wollte, hatte noch viel von einem parteiischen Standpunkt. Es schien ihr als selbstverständlich, daß ihr Wunsch genüge, mit Emilien eine Verbindung anzuknüpfen, sie dachte nicht daran, daß sie, indem sie sich an ihrem Wesen erfreuen wollte, ein Gleiches schuldig sei. Sie betrachtete die Erfüllung dieses Wunsches ebenso tändelnd und gedankenlos, wie das gewohnte Nachgeben an jede andere vorübergehende Laune. Wegen eines Balles, den ihre Eltern diese Tage gaben, war sie nach der Stadt gekommen. Heute Morgens hatte sie ihr dazu bestimmtes Kleid probirt, und eine lange Debatte mit der Kammerjungfer gehabt, das hatte sie halb unbewußt verstimmt und gelangweilt; sie hatte ein Buch zur Hand genommen, ohne Geschmac daran zu finden, Alles schien ihr so nichts sagend, so fad, da war ihr der beabsichtigte Besuch bei Emilien in den Sinn gekommen. — Das war eine willkommene Abwechslung — voilà tout. Jetzt fühlte sie sich erfreut und ange- regt durch Emilien's herzliche Begrüßung, durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit, und betrachtete mit vielem Antheil das Zimmer, das ebenso wenig das Epithet elegant als ordinär verdiente, das

eben eine Specialität war. Sie betrachtete Emiliens Arbeitstisch, die Beiträge zur Anthropologie, den griechischen Homer — „das ist wohl griechisch?“ frug sie — Emilie bejahte — dann den lateinischen Ovid, dann flüchtig den begonnenen Aufsatz. „Ach das ist nicht Ihr Arbeitstisch,“ sagte sie, „ich fürchtete schon, Sie gestört zu haben.“ „Und doch, Gräfin,“ antwortete Emilie ahnungslos, „es ist dies mein Zimmer, mein Schreibtisch, meine Bibliothek, dies hier mein besonderer Lieblingschriftsteller, dies dort mein heutiges Tagewerk. Warum sollte es nicht der Fall sein?“

„Sie sprechen griechisch und latein! Sie betreiben solche fremde Wissenschaften, ach, Sie sind also eine Gelehrte?“

„Eine Gelehrte?“ Emilie konnte nicht umhin, aufzulachen. Nie war der Gedanke in ihr erweckt worden, daß sie zu etwas Außergewöhnlichem erzogen sei, daß sie ein Phänomen an Geist und Wissen sei. Immer hatte ihr der Vater die Entwicklung ihrer Kenntnisse als etwas Naturgemäßes, Nothwendiges dargestellt. Diesen Glauben hatte sie trotz mancher Phrasen und Complimente erhalten, weil er mit ihrem Innern harmonirte. Indessen wußten Wenige, die mit ihr in nur flüchtige Berührung kamen, von der Art und dem Umfang ihres Wissens, denn sie machte dasselbe nicht als solches geltend, man sah nur die Folgen desselben in ihrem gereiften Verstande, ihrem gebildeten Geiste, ihrem richtigen Urtheile.

„Eine Gelehrte,“ widerholte sie, „bin ich darum nicht, ist dies Alles etwas so Ungewöhnliches?“ Clementine konnte sich von ihrem Erstaunen nicht erholen. Nicht, daß Emilie so viel wußte, machte sie betroffen, sondern daß sie dabei war, wie sie wirklich war. Eine Dame, die Latein und Griechisch treibt, erschien nach den ihr anerzogenen Begriffen als ein Blaustrumpf und Emilie war so schön, so wohlgezogen, so zierlich gekleidet, sie war ihr, wenn auch nicht als Muster einer gewöhnlichen Welt dame, doch eher als eine Art von Heroine erschienen. Sie eilte jetzt zu dem Bücherbrett und musterte alle dort aufgestellten Werke. Die Gymnasiallehrbücher erregten ihre besondere Aufmerksamkeit. Sie bewunderte von Neuem Emiliens Wissen.

„Mir fehlen darum viele der gewöhnlichsten Kunstfertigkeiten,“ widersprach die lächelnde Emilie; „denken Sie, Gräfin, daß ich nur zur Noth die französische Aussprache und einige Phrasen kenne, daß mir das Clavierspiel, das Zeichnen u. dgl. unbekannte Dinge sind.“

„Es ist allerdings seltsam, daß Sie eben dies vernachlässigt haben,“ sagte Clementine aufrichtig, „doch müssen Sie trotz alledem sehr viel Zeit und Mühe auf Ihre Studien verwenden. Haben Sie wohl dabei Ihre Mädchenzeit, Ihre Jugend recht genießen können?“

„Ob ich meine Jugend genossen habe,“ wiederholte Emilie nachdenkend, „ich habe in der That noch nicht über diesen Punkt nachgedacht. Doch dünkt mir, genieße ich sie jeden Augenblick in meinem Fühlen, meinem Denken, meinem Hoffen, meinem Streben. Wenn Sie aber Tanz und gesellige Unterhaltung darunter verstehen, so sind mir auch diese nicht fremd geblieben. Wir haben gute Freunde, mit denen wir bisweilen zusammenkommen. Auf großen Bällen war ich allerdings fast nie, aber ich beachte diesen Mangel meines Wissens erst in diesem Augenblicke. Mir vergeht die Zeit so schnell und meist so angenehm.“ „Wie glücklich sind Sie,“ rief Clementine aufrichtig, „ich langweile mich entsetzlich. Die Bälle und Gesellschaften sind bisweilen recht sad, aber ich wüßte nicht, was ich erst ohne sie anfangen sollte.“ — „Ach, dies liegt nur in Ihrer gewohnten Anschauungsweise,“ sagte Emilie lächelnd, „obgleich ich mich nicht ganz mit Ihnen vergleichen kann, so darf ich Ihnen wohl als Gegenbeweis anführen, daß ich mich im Leben nie gelangweilt habe.“ — „Sie Glückliche,“ rief Clementine, „wie bewerkstelligen Sie dies?“

„Mir bleibt eben keine Zeit zur Langeweile,“ war Emilie's einfache Antwort, „ich arbeite an meiner Ausbildung, zu der mich allerdings kein Lehrer, keine äußere Verpflichtung zwingt, sondern die Erkenntniß der Vernunft. Dies nimmt den größten Theil meiner Zeit in Anspruch; dann die Sorge für das Haus, die Sorge, dasselbe Vater und Bruder angenehm zu machen. Der Rest gehört Spaziergängen und anderen Zerstreuungen.“ — Clementine staunte

jetzt wieder, wie man so vielerlei thun und vollbringen könne, und Emilie skizzirte ihre Zeiteintheilung. — „Und Sie scheinen ganz zufrieden zu sein mit diesem nüchternen, einförmigen Leben.“

„Die Mängel, die Sie hier anführen, Gräfin,“ rief Emilie mit leuchtenden Blicken, „sind mir noch nie bemerkbar geworden. Ich wüßte allerdings nicht erschöpfend zu definiren, weshalb ich mich in meinem Leben, wie es ist, so vollkommen glücklich fühle; doch ich denke, daß es wohl darum sein mag, weil ich fühle, wie es ganz meiner innersten Natur angemessen ist, wie mein inneres und äußeres Sein in vollkommener Harmonie stehen.“

Die junge Gräfin lauschte Emiliens Worten wie einem Märchen. In der großen Welt, für welche sie erzogen, war es nicht üblich, von großen Empfindungen und Leidenschaften, von dem Verhältnisse des Individuums zu den idealen Gütern der Menschheit zu sprechen. Nie hatte sie eine solche Sprache vernommen, nie solche Anschauungsweisen kennen gelernt, aber dieselben prallten bei ihr nicht ganz von der vornehmen Apathie ab, sie fühlte sich seltsam angeregt, aus ihrer gewöhnlichen Denkenssphäre gehoben, und das Eis der Convenienz, welches ihr Wesen noch immer theilweise umschlossen hatte, schmolz. Bisher hatte sie sich mit Emilien und der Umgebung beschäftigt, ohne sich selbst gleichsam zu demaskiren; jetzt wurden durch Emiliens zwanglose, ungekünstelte, rein menschliche Empfindungen ihre eigenen mächtig.

„Wie beneidenswerth sind Sie,“ rief sie bewegt. „Sie ahnen nicht, wie entsetzlich schal und inhaltslos mir die Tage erscheinen, wie ich nicht weiß, was ich aus mir und meinem Leben machen soll. Die Langeweile, das klingt so frivol, so kleinlich und ist doch ein wahres schleichendes Gift, welches die Seele krank macht. — Und doch wer rettet sich vor ihr in diesem trostlosen Einerlei? — Denn die Abwechslung unseres Lebens ist nur Schein, in Wahrheit ist es von ertödtender Einförmigkeit. Ein Tag wie der andere. Besuche, Gesellschaft, und die gleiche Zeit zu Vorbereitungen für diese. Dieselben Toiletteforzen, dieselben Formen und Formalitäten, derselbe Ton, dieselben Eindrücke, nichts was bewegt

und anregt. — Ich sollte eigentlich die Langeweile nicht schelten, denn man kommt dann doch zu einer Empfindung, während man sonst Alles gedankenlos und mechanisch mitmacht, wie in einer Art von Halbschlaf.“ — So klagte die junge Gräfin und sie klagte noch lange fort. Es schien, als werde sie sich in diesem Augenblicke erst klar, wie viel Grund zum Klagen sie habe, als entdeckte sie erst jetzt den Umfang der Unzufriedenheit, die ebenfalls im Halbschlummer in ihr gelegen, und sich nur in den gefürchteten Stunden der Langeweile geregt. Emilie konnte nicht viel antworten, aber Clementine hätte in dem heiter zufriedenen Seelenblicke, den sie über ihr trauliches Zimmer gleiten ließ, die Antwort lesen können: „Mach' es so wie ich.“ Comtesse Clementine brach endlich auf, eben als die unten im Wagen zurückgelassene Gesellschafterin aus Langeweile, während ihre Herrin diese in so abschreckenden Farben schilderte, den verzweifelten Versuch machte, einzuschlafen.

Clementine fühlte instinctiv, während sie sich von Emilien verabschiedete, daß sie und die glänzenden Räume ihres Vaterhauses diesem jungen Mädchen wenig zu bieten hätten, daß dasselbe deren Vergnügungen sehr wohl entbehren könne. Sie erbat daher die Erlaubniß, ihren Besuch gelegentlich wiederholen zu dürfen, was Emilie mit großer Herzlichkeit entgegen nahm. Und so rollte die gräßliche Equipage davon.

In dem gewöhnlichen Besuchszimmer der Familie saßen Emil und Karl Rotte. Der Lieutenant bemühte sich der schönen Schwester wegen um den jüngeren ehemaligen Kameraden. Er hatte es einmal auf die Eroberung des reizenden Mädchens abgesehen und wollte wenigstens ein photographisches Bild erzielen, um dasselbe seinen Kameraden produciren zu können. Die unerschütterliche, freundliche Gleichgiltigkeit, die gleichgiltige Freundlichkeit Emiliens hatte ihn wohl schon einigemal entmuthigt, aber sein dünkeltvoller Kopf war zu sehr angefüllt von den Prahlereien seiner Waffenbrüder über die leichten Siege auf dem Felde der Galanterie, sowie von der Ueberzeugung seiner eigenen Liebenswürdigkeit. — Seit die beiden jungen Herren die Abfahrt der Gräfin beobachtet hatten, harrte der Lieutenant fortwährend auf das Erscheinen der Dame vom Hause. Er

hatte doch bei seinem Kommen deutlich und vernehmlich genug mit dem Säbel geklirrt.

Das Gespräch drehte sich indessen um den heutigen Besuch der Beiden in der Reitschule, um Rotte's schönen, neuen Goldfuchs, um die edlen Kofse überhaupt, von denen Emil ein so großer Verehrer war. —

„Mir scheint, es widerstrebt ernstlich meiner Natur, ein Jünger der Wissenschaft zu werden,“ sagte Emil. „Ich kann mich mit dem „Blüffeln“ nicht befreunden.“ „Du hast Recht; besser sich in das Studium lebendiger Mädchen und lebendiger Pferde zu vertiefen, als in das von Leichen und Skeleten,“ meinte der Lieutenant, seinen Wit belachend.

„Nein, Scherz bei Seite,“ sagte Emil, „die Bücher flößen mir, aufrichtig gestanden, wirklich Respekt ein. Wenn mich das Studentenleben auch reizt, macht mir mein Onkel den Ernst der Wissenschaft so eindringlich, daß ich den Muth verliere. Es heißt doch manche Stunde am Studirtisch sitzen, ehe man das Ziel erreicht.“ „Aber läßt sich denn das Fräulein vom Hause gar nicht sehen,“ rief der Lieutenant nach einer Pause ungeduldig. — Emil lachte. — „Darauf wartest Du wohl vergebens; des Morgens ist sie mit ihrer Lectüre, ihren Studien beschäftigt und verläßt selten ihr Zimmer.“ „Sacre Dieu,“ rief der Lieutenant, „mit den Studien mag es wohl nicht so ernst sein. Diese werden sie doch nicht abhalten.“ „Im Ernst, lieber Rotte, meiner Schwester gegenüber bedarfst Du eines ganz ungewöhnlichen Aufwandes von Liebenswürdigkeit, denn sie ist wenig empfänglich für die Huldigungen der Herren.“ — „Das verstehst Du nicht, mein Freund,“ erwiderte Rotte geringschätzig, „die Mädchen sind sich Alle gleich, besonders dem gegenüber.“ Er schlug auf seinen Säbel. — „Wenn Du Emilie eroberst, will ich Dich gern als meinen Meister anerkennen,“ sagte Emil mit einer spöttischen Verbeugung. Der Lieutenant ärgerte sich immer mehr; er ärgerte sich über den naseweisen Burschen, der ein so neidenswerth hübsches Gesichtchen hatte und mit so vornehm nachlässiger Miene und Geberde neben ihm am Sopha saß, er ärgerte sich, daß das Fräulein wirklich immer noch nicht erscheinen wollte.

„Als Bruder beneide ich Dich übrigens nicht,“ sagte er nach einer Weile mürrisch, „nimm mir's nicht übel, so eine Dame ist im Salon recht interessant, aber zu Hause — — — Ich lasse mir von meiner Schwester von Zeit zu Zeit einen Knopf annähen, nicht als ob ich nicht andere Hände hiezu hätte, aber um sie in der nöthigen Botmäßigkeit zu erhalten. Wozu hat man Schwestern?“ „Die Meine nähte mir die ganzen Hemden, wenn ich es verlangte, aber dazu ist sie mir zu gut,“ erwiderte Emil überlegen, obgleich er sich dieses Liebesbeweises von Emilien doch nicht recht sicher fühlte. Der Lieutenant zuckte die Achseln und harrte. Aber das Fräulein kam nicht und kam nicht. Da schlug die ihm bekannte Speisestunde der Familie und er mußte sich bequemen, abzurücken, indem er nur noch die Ehre hatte, dem heimkommenden Major die militärischen Honneurs zu machen. Auf der Treppe tröstete er sich damit, Emilie habe in der Küche gesteckt und ärgere sich mehr als er, ihn nicht haben begrüßen zu können.

„Einfältiger Bursche,“ sagte Emil, als er hinter dem Davonflirrenden die Treppenthüre schloß. Emilie schlüpfte mit gerötheten Wangen aus der Küche. „Aber Emil, wie unfein, seinem Freunde solchen Abschiedsgruß nachzusenden. Warum suchst Du denn keine Gesellschaft?“ „Ach, Emilie, er hat einen herrlichen Fuchs, den ich bisweilen benutze. Uebrigens amüsirt es mich, wie er sich einbildet, Dich nur so im Handumdrehen erobern zu können!“ Emilie lachte. Der Vater kam, seiner Dienstkleidung entledigt, und man begab sich zu Tische. Kaum hatte sich die Familie von demselben erhoben, als Dr. Herrmann eintrat. „Ich komme Euch mitzutheilen, meine Lieben,“ sagte er nach allseitiger, herzlicher Begrüßung, „daß es mir nicht mehr lange vergönnt sein wird, unter Euch zu verweilen. Ich bin an die Universität N. berufen und werde zum Beginne des nächsten Semesters diesem Rufe folgen.“ — Ein allgemeiner Sturm des Bedauerns folgte. Die ganze Familie hing mit Achtung und Zärtlichkeit an dem Professor und dieser selbst fand als Mensch und Gelehrter so viel Ansprache unter diesen zartfühlenden und gebildeten Menschen, daß er stets hier einen Ersatz für das ihm fehlende Familienleben finden konnte. Lebhaft tauschte man seine gegen-

seitigen Gefühle und Ansichten über das unerwartete Ereigniß aus. Dr. Herrmann konnte aber nicht daran denken, den für ihn so ehrenvollen Ruf der geachteten Universität N. auszuschlagen. Als der Onkel sich zum Fortgehen anschickte, legte ihm Emilie noch die, heute Morgens von ihr entworfenen Anmerkungen zu dem anthropologischen Werke zur Beurtheilung vor. Er ging sie aufmerksam durch. „Recht gut gedacht, scharf und gründlich betrachtet,“ sagte er nach beendeter Lectüre, „die kleine Arbeit macht Dir Ehre, mein Sohn.“ „Ich bin es, lieber Onkel,“ wandte Emilie bescheiden ein. „Ja so, Du bist es, Emilchen“ — so pflegte der Onkel beide Geschwister nur mit abwechselnder Betonung der ersten oder zweiten Silbe zu nennen — „Du bist es, Mädchen; ich vergesse leicht, mit welchem von Euch ich es zu thun habe, ich alter, zerstreuter Mann. Es thut mir wahrhaft leid, daß ich nicht länger mit Dir studiren kann, liebes Mädchen. Du hast, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, einen ausgezeichneten Kopf, den ich manchem unserer Studiosi wünschen würde. Schade, daß Du nicht systematisch studiren kannst, ewig Schade, daß Du ein Mädchen bist! Das habe ich immer gesagt, aber ich kann den Verlust eines solchen Kopfes für die Wissenschaft nicht genug bedauern.“ „Nun, ich hoffe auch als Mädchen recht brav zu werden und etwas Tüchtiges zu leisten.“ „Das bin ich überzeugt, mein Kind,“ erwiderte der Onkel, „aber es ist immer zu bedauern, daß das Verhältniß zwischen Euch Geschwistern nicht — ja so, Emil, Du bist auch da — ich bin heute wirklich zerstreut, nimm Dir's nicht zu Herzen, mein Bursche, die Sache ist Gott weiß schon nicht zu ändern. Ich will ja damit nicht sagen, daß Du nur zum Kochen und Waschen gut wärest, Du kannst in Deiner Art ein tüchtiger Mann werden, aber das Zeug zum Studiren hast Du nicht halb so, als Deine Schwester.“ Der Onkel ging in des Majors Begleitung einen Spaziergang zu machen. „Ewig schade, daß sie ein Mädchen ist,“ hörte man ihn noch draußen sagen. — Die Geschwister saßen zusammen in Emilien's Zimmer auf dem Sopha. Die Dämmerung war hereingebrochen. Emilie hielt die Hand des Bruders und suchte durch hundert kleine Liebesbeweise die kleine Zurücksetzung gut zu machen, die er eben erfahren. In Emil

vollzog sich ein Seelenproceß, der bei ihm selten, aber durch die Einwirkung seiner besseren Natur doch bisweilen zum Durchbruche kam. Die Worte des Onkels hatten ihn nicht wenig gedemüthigt, aber Emiliens liebevollem Wesen war es gelungen, den Aergern und Bohn in eine Art von innerer Zerknirschung zu verwandeln, indem sich ihm die geistige und moralische Ueberlegenheit der Schwester überwältigend aufdrängte und ihre Herzlichkeit ihn dazu nöthigte, der Stimme seines Innern freien Ausdruck zu geben. „Ach, Emilie,“ sagte er niedergeschlagen, „ich kann wohl der Erkenntniß nicht widerstreben, daß Du mir in Vielem, Vielem überlegen bist, gerade Du, das Mädchen!“ „Sollte dies wirklich der Fall sein,“ antwortete Emilie, „so ist es der Wille der Natur, die zufällige Vertheilung ihrer Gaben, bei der unser persönliches Wollen und unser Verdienst ganz aus dem Spiele bleibt. Es ist dann ein nicht zu mißverstehender Fingerzeig von ihr, daß sie zwischen den beiden Geschlechtern keinen Unterschied will, daß sie auch in dieser Hinsicht Alle, Alle gleich geschaffen und ebensowenig die Unterordnung der einen Menschenhälfte unter die andere berechtigt ist, wie jede andere Unterdrückung. Zufällig aber parteilos sind die Gaben der Natur vertheilt, unter Hoch und Niedrig, unter Mann und Weib. Und was allein unseren menschlichen Werth erhöht, das ist die Reinheit unseres Willens, die Art und Weise unseres Strebens, die Erfüllung unserer Pflichten. Und dies, lieber Emil, soll auch nur unser Verhältniß zu einander bestimmen, inwiefern wir unserer Liebe zu einander Genüge thun.“ „Du bist oft viel besser, wie ich, Emilie,“ sagte der junge Mann, heroisch dem Zuge der Selbsterkenntniß nachgebend. „D, nicht doch, mein Emil,“ widersprach Emilie voll Herzlichkeit, „ich will nichts Besseres sein, als Du, dazu hab ich Dich viel zu lieb. — Wenn ich Dir manchmal scheinbar entgegentrete, so ist es nur, wenn Du äußerliche Privilegien geltend machst, die eben jenem Principe widersprechen, welches allein zwischen uns herrschen soll. Lerne nur erkennen, wie unendlich lieb Du mir bist und Du brauchst nimmer zu fürchten, daß sich aus einer möglichen Ueberlegenheit meinerseits ein störendes Verhältniß zwischen uns entwickle. Darum vertraue mir, Emil, vertraue mir allezeit! — Die Liebe ist ein

wahrer Schutzgeist und eben weil die Frauen so liebebedürftig sind, liegt hierin das Gegengewicht für alle Befürchtungen der ungerechtfertigten Ueberhebung." — Emil sah gerührt in das liebe, bewegte Antlitz der Schwester. „Emilie," sagte er leise, „weißt Du, wie mir ist, wenn Du so zu mir sprichst? Gerade so, denk' ich, müßte unsere Mutter sein, wenn sie noch lebte und sie zu mir spräche, gerade so —" er hielt inne und lauschte in die Dämmerung des Zimmers, als müßte er etwas von dem Geiste der Geschiedenen vernehmen. „Warum nicht, mein Lieber," sagte Emilie sanft. „Tröstet doch auch mich der Gedanke, Deiner brüderlichen Liebe und Treue versichert zu sein, wenn unser Vater sich einmal mit unserer verklärten Mutter vereinigt." „Nein, Emilie," sagte der Bruder überzeugt, „ich kann Dir das nicht sein, was Du mir bisweilen, z. B. in dieser Stunde, bist. Es ist ein besonderes Etwas in Deinem Wesen, Emilie, worin, wie mir dünkt, nur die Mutter Dir gleichen könnte. Es läßt sich nur nachfühlen, dies Etwas. In der Frauennatur mag es tief begründet liegen." Der wilde, leichtsinnige Jüngling nahm die Hand der Schwester und küßte sie zärtlich. — Darauf saßen die Geschwister noch lange schweigend neben einander in dem immer dunkler werdenden Zimmer. Endlich trat der Vater ein. „Emilie," sagte er zu seiner Tochter, „ich finde eben bei meiner Rückkehr eine Zuschrift von Baron Linden, in welcher er mich bittet, ihn morgen Früh zu einer wichtigen Unterredung zu erwarten." —

Siebentes Capitel.

Eine gute Parthie.

Konrad Linden befand sich seit längerer Zeit, besonders aber seit seiner letzten Begegnung mit Emilien, in einem sehr aufgeregten Gemüthszustand, so wenig es auch seinem Wesen entsprach, sich denselben äußerlich anmerken zu lassen. Ein stolzes Selbstbewußtsein verhinderte ihn, die Außenwelt an seinem inneren Leben theilnehmen zu lassen, so sehr dasselbe auch mit der Letzteren verknüpft war. Wie es bei vielen ehrgeizigen Menschen der Fall ist, war er im höchsten Grade von der öffentlichen Meinung abhängig, doch ließ es sein Stolz nicht zu, diesen Einfluß in seinem ganzen Umfange anzuerkennen. Ja es bildeten Stolz und Selbstbewußtsein einen Grundzug in Linden's Charakter, wobei reine und unreine Quellen sich mischten. Sein Stolz entsprang zum Theil aus dem Bewußtsein männlicher Kraft und wahrer Mannesehre, aus streng rechtlichen, unbeugsamen Grundsätzen, und aus einer gebiegenen, alles Gemeine und Kleinliche ausschließenden Bildung; doch ist nicht zu leugnen, daß auch sein alter, wenn auch nicht mit Vermögen verbundener Adel, seine günstige gesellschaftliche Stellung überhaupt, seine vortheilhafte, überall ihre Wirkung ausübende Totalerscheinung in nicht zu unterschätzender Weise dazu beitrugen. Ja, Linden sah grundsätzlich die Hochschätzung dieser letzteren Eigenschaften als berechtigt an, was mit seiner Lebensphilosophie zusammenhing. So überschritt er bisweilen, ohne gerade in niedere Motive zu verfallen, die Grenze des Edlen, streifte an die der Eitelkeit und Selbstüberschätzung und stand überhaupt mehr, weit mehr, als er sich selbst bewußt war, unter dem Einflusse der ihn umgebenden Welt mit ihren leitenden Ideen, hergebrachten Anschauungen und — Vorurtheilen. Mit seiner Hinneigung zur Selbstüberschätzung hing auch die tiefe Bewegung zusammen, welche die Liebe zu Emilien in ihm wachgerufen. Dieses Gefühl hatte umso mehr tiefe Wurzeln in ihm

geschlagen, als er die Hingabe seines Wesens als ein Geschenk von großem Werthe betrachtete. Dies verhinderte ihn, seine Liebe und den Gegenstand derselben oberflächlich aufzufassen. Er dachte, er müsse ein mit ihm verbundenes weibliches Wesen ungewöhnlich glücklich machen, es müsse an seiner Seite keinem gewöhnlichen oder gar bedauernswerthen Lose anheimfallen. Deshalb hatte er nie ernstlich an eine Vermählung gedacht, so lange er in dem Bureau des Hofrathes von Röder angestellt, ein unbedeutender Subalternbeamter mit ungewisser Zukunft war, obgleich sein Einkommen ihm für seine Person einen behaglichen Comfort gestattete und auch seine Stellung in der Gesellschaft eine angesehenere war. An Vermählung dachte er auch dann nicht, als er im Röder'schen Hause Emilien von Waldheim kennen lernte, und die Schönheit und Anmuth des jungen Mädchens, die heitere lebensfrohe Sicherheit ihres Auftretens, die natürliche, unbewusste Würde ihres ganzen Wesens einen tiefen, nachhaltigen Eindruck auf ihn machte. Er fühlte sich rasch bezaubert und das Bild ihres lieblichen Antlitzes, ihrer reizenden Gestalt umgaukelte unaufhörlich seine Seele. Mit dem unerschütterlichen Bewußtsein, ihr in jeder Hinsicht ebenbürtig zu sein, gab er sich sorglos dem empfangenen Eindrucke hin und suchte eifrig Emilien's Gesellschaft. Ob das schöne Mädchen seine Empfindungen theilte? Er zweifelte nicht ernstlich daran, ein dunkles, aber sicheres Gefühl, theils aus einem Zuge des Herzens, theils aus seiner Eitelkeit entspringend, machte ihn sicher. Ueberdies stand Linden zu sehr unter dem Einflusse der gewöhnlichen weltklugen Anschauungen, um nicht anzunehmen, er würde schließlich mit einer Bewerbung gehört werden. So führte er sich in das Waldheim'sche Haus ein. Der Major bezeugte ihm die freundlichste Hochschätzung und Emilie war von der einnehmendsten Liebenswürdigkeit, sie zeigte mit ihrer unschuldigen Natürlichkeit ein zartes Interesse für ihn, welches ihn bezauberte, er glaubte in ihren Worten und Blicken ein gewisses Etwas zu lesen, welches ihn mit den rosigsten Hoffnungs träumen erfüllte. Es dürfte indessen scheinen, als hätten das junge, zurückgezogene, einem so ernstern Streben hingeebene Mädchen und der gesellschaftskundige Weltmann wenig Anhaltspunkte zu gegenseitigem

Berkehr finden können, doch war Emiliens Bildung keine einseitige, exclusiv gelehrte, sondern eine rein menschliche, allgemein verständliche. So fand Linden auch bei ihr jenes anmuthige, belebende Geplauder, wie er es gewohnt war, er fand Interesse und geistvolles Verständniß für die Vorgänge des Tages, für das meiste, was auch ihn anregte und beschäftigte. Wenn das Gespräch eine ernstere Wendung nahm und Emilie in einen, ihr eigenthümlichen Ideenkreis gerieth, wenn ihre Wangen sich im Eifer des Gespräches rötheten und ihre Augen leuchteten, bemerkte sie nicht, daß der scheinbar so aufmerksame Zuhörer an ihrem Mienenspiel, an ihrem lebensprühenden Antlitz hing, ohne eingehend dem Inhalte ihrer Rede zu folgen. In der That hatte Linden nur einen undeutlichen Begriff von Emiliens eigentlichem Wesen, von der Art ihrer Bildung, von dem Umfange ihrer Kenntnisse. Er fühlte instinctiv den schönen Einklang ihres ganzen Wesens und er gab sich mit diesem unbestimmten Urtheile seiner Empfindungen vollkommen zufrieden. Linden war der angedeuteten Richtung seiner Weltanschauungen nach nicht der Mann, andere Begriffe von der geistigen Bedeutung der Frauen zu haben, als die durchaus landläufigen. Er erkannte Emilien als hochbegabt und ungewöhnlich gebildet, aber er betrachtete dies nur als eine willkommene Zugabe zu ihren äußeren Reizen, ohne dabei an eine Ausnahmstellung ihrerseits zu denken, wenigstens ohne ernstlich daran zu denken. So ging die Zeit dahin. Linden dachte nicht daran, die Geliebte etwas von seinen Gefühlen ahnen zu lassen, bis er in der Lage sein würde, ihr mit Hand und Herz auch eine passende Lebensstellung bieten zu können. Je mehr seine Neigung für das schöne Mädchen wuchs, desto sehnlicher strebte er, in seiner Carrière vorwärts zu kommen. Indessen setzte er seine zwanglosen Besuche im Waldheim'schen Hause fort, schloß sich der Familie an öffentlichen Orten und im größeren Zirkel an, schenkte Emilien manchmal ein Bouquet und erwies ihr sonstige übliche Aufmerksamkeiten, ohne deshalb die Deffentlichkeit in besonderem Grade aufmerksam zu machen. Emilie blieb gleich lebenswürdig gegen ihn, keine Spur eines begünstigten Nebenbuhlers beängstigte sein liebendes Herz und immer heftiger ward sein Verlangen, das

schöne Mädchen sein eigen zu nennen. Als endlich sein Streben nach der Stelle eines Ministerialsecretärs mit Erfolg gekrönt wurde, sah er das Ziel seiner Wünsche in greifbare Nähe gerückt.

Er schwelgte nun in dem Gedanken, vor den Vater der Geliebten hintreten und ihre Hand von ihm verlangen zu können, um die Geliebte einem schönen, vielleicht glänzenden Lose entgegenzuführen. Nichts konnte sein Selbstbewußtsein mehr ergötzen, als die Aussicht, dem geliebten, aber äußerlich keineswegs glänzend gestellten Mädchen eine verlockende Zukunft bieten zu können. Tagelang schwelgte er in diesen Ausmalungen, als die Begegnung mit Emilien im Walde ihn dazu vermochte, sie seine Gefühle ahnen zu lassen. Ihre Bewegung, ihr Verstummen erfüllten ihn mit den freudigsten Hoffnungen. Und doch hatte ein gewisses wunderbares Etwas in ihrem Blick, in ihrem ganzen Wesen einen seltsamen Eindruck in ihm zurückgelassen, den er mit seinen Wünschen nicht recht in Uebereinstimmung zu bringen vermochte, der ein unbestimmtes Bangen in ihm wachrief. Er fühlte instinctiv das Dasein einer höhern Macht in der Seele des jungen Mädchens, einer Macht, von deren Existenz er bisher keine Ahnung gehabt und über die er keine Gewalt besaß. Ein leises Zagen hielt ihn nun ab, sein Schicksal bei Emilien zur Entscheidung zu bringen, so sehr er sich auch alle die Gründe vorführte, welche sein Selbstvertrauen unterstützen mußten. Tausendmal sagte er sich, daß alle Chancen für ihn sprächen, daß das Los, welches er der Geliebten zu bieten habe, ein durchaus angenehmes sei, daß seine persönlichen Eigenschaften überall die größte Anerkennung erfahren hätten, daß sie ihm ja immer das größte Wohlwollen erwiesen. Und doch, wenn er sich so ihr gegenüber dachte mit seiner Bewerbung, die entscheidende Antwort aus ihren Blicken lesend, aus diesen klaren wunderbaren Augen — da faßte es ihn wieder, das unerklärliche Zagen und Bangen.

Heute — es war an demselben Tage, an welchem Emilie den Besuch der jungen Gräfin Hartach erhalten, war er gar schon unterwegs zu dem bedeutungsvollen Gange, doch, wie gesagt — er kehrte wieder um, Herr Baron von Linden, wohlbestallter Ministerial-

secretär kehrte um und verlor sich, ziellos umherirrend, in den Bosquets der Promenade. Es war in den Mittagsstunden, da berührte eine Hand leicht die Schulter des Träumers. „So zerstreut, mein junger Freund? — Was beschäftigt den Herrn Ministerialsecretär so angelegentlich, Staatsangelegenheiten, wie?“ Linden fuhr auf und sah Hofrath von Röder vor sich stehen, der wohlwollend über das Aufschrecken des jungen Mannes lächelte. Scherzend drohte er mit dem Finger: „Diese Zerstretheit fällt schon seit einiger Zeit an dem Herrn Diplomaten auf. Da werden wohl gar ehrgeizige Pläne geschmiedet. Reformen, Staatsverbesserungen, eine neue Bill? Meine Frau und Tochter, die mit ihren einsiedlerischen Gewohnheiten gar nicht zufrieden sind, verfallen auch schon auf solche Gedanken!“ — „Ich werde das lebenswürdige Schmollen der Damen schleunigst zu versöhnen suchen,“ versicherte Linden. „Nun, recht, mein junger Freund,“ lächelte der Hofrath, „opfern Sie sich nicht allzu sehr dem Staatswohl, Sie würden hier wohl jedenfalls weniger Anerkennung finden, als bei den Damen.“ — „Ich muß leider gestehen,“ gestand Linden lächelnd, „daß die Angelegenheiten, die mich eben beschäftigten, ganz privater Natur sind und nur das Wohl und Wehe meines lieben Ich berühren.“ — „Tant pis, tant pis,“ scherzte der Hofrath weiter, „die Damen werden um so eifersüchtiger sein. Meine Frau und Tochter haben zu viel Egard für das Staatswohl, in demselben nicht ihre Wünsche aufopfern zu können, aber sonst dürften Sie Ihr Cremitenthum schwerer verzeihen.“ „Es handelt sich allerdings augenblicklich nur um mein Wohl,“ sagte Linden warm, „doch erhoffe ich indessen gerade in dieser Angelegenheit die besondere Theilnahme der Damen.“ — „Sie dürfen ihrer ohne Zweifel gewiß sein,“ sprach der Hofrath, ihm die Hand schüttelnd, „in Allem, was Ihr Wohlergehen betrifft. Ich bitte Sie, in dieser Hinsicht nie mein Haus und meine Familie zu vergessen.“ — „Wie könnte ich das,“ rief Linden unbefonnen, „o, Herr Hofrath, wie könnte ich der interessanten Stunden vergessen, die ich in Ihrem Hause zugebracht, die ich demselben verdanke. Die nächste Zeit wird beweisen, daß ich eigentlich an diese Stunden anknüpfen will, um das höchste Glück meines Lebens zu begründen!“

Kaum hatte Linden geendet, als er die Unbefonnenheit erkannte, die er begangen. Das Antlitz des wackeren Hofrathes strahlte. „Herr von Linden, lieber, junger Freund,“ rief er, die Hand des Betroffenen festhaltend, „ich schätze Jeden glücklich, der in den Fall kommt, zum Wohle eines Mannes von Ihrem Charakter, Ihren Eigenschaften, Ihrer Stellung etwas beitragen zu können. Sollte ein freundliches Geschick auch mich oder meine Familie dazu auserkoren haben, so seien Sie überzeugt, daß ich mit der größten Bereitwilligkeit Ihr Lebensglück begründen helfe.“ Der Hofrath machte eine tiefe Verbeugung. Linden stand da, blutroth, bereuend, ungewiß, was er antworten sollte. „Ihr Wohlwollen ist mir von unschätzbarem Werthe,“ sagte er endlich, „so daß es mir nicht möglich ist, meiner Dankbarkeit für dasselbe einen passenden Ausdruck zu geben. Ich bitte mir dasselbe auf jeden Fall zu bewahren, auch wenn ich mich jetzt genöthigt sehe, mich von Ihnen, Herr Hofrath, zu verabschieden.“ — Der Hofrath deutete Linden's Erregung ganz zu Gunsten seiner Annahme und empfahl sich daher auf das Herzlichste. — Linden ging gedankenvoll weiter. Das durch seine übel angebrachte Offenheit verursachte Mißverständniß konnte ihm nur höchst peinlich sein, selbst wenn dem Hofrath durch seine bevorstehende Verlobung mit Emilien die in seinem Hause verlebten „seligen Stunden“ einigermassen klar wurden. Aber die zuvorkommende Antwort des Hofrathes, das war das Unangenehme für denselben sowie für Linden. Es war ihm nicht nur schmerzlich, sondern sogar gefährlich, seinen einflußreichen Gönner dergestalt zu verletzen. — Und dennoch traten alle diese peinlichen Betrachtungen bedeutend in den Hintergrund vor der Befriedigung, welche des Hofrathes strahlendes Gesicht, seine geschmeichelte Rede in ihm wach gerufen. Zu nahe lag die Vergleichung. Mußte nicht Major von Waldheim dreifach so erfreut aussehen und glückverheißend sprechen? Denn hatte nicht Hofrath von Röder eine glänzende, einflußreiche Stellung, ein bedeutendes Vermögen und war nicht Hortense, die Gefeierte, ein bedeutendes Vermögen, seine einzige Tochter? Die Parthie wäre für Linden eine, in jeder Beziehung günstige gewesen, aber er dachte nicht daran, er dachte nur, daß Major Waldheim ein vermögensloser Officier

mittleren Ranges sei, der zwei Kinder zu versorgen habe. Er begab sich wieder in seine Wohnung zurück und setzte sein müßiges Grübeln fort. Ein hastiger, leichter, ihm wohlbekannter Schritt störte ihn auf. Alberti schoß herein. „Bon jour, eher ami, rathe, was ich Dir bringe!“ — „Eine Neuigkeit?“ frug Linden ziemlich gleichgiltig. „Nur eine Neuigkeit? Das ist mir viel zu gewöhnlich. Rathe höher, höher!“ Linden erklärte es, besonders bei seiner Stimmung, für unmöglich, hier eine befriedigende Probe seines Scharffinnes abzulegen und Alberti sah das endlich selbst ein. Er ließ sich also herbei, das Drapel zu enthüllen. „Wenn ich Dir sage, daß ich Dir nicht mehr und nicht weniger als eine Braut bringe,“ sagte er, „wirst Du gewiß überrascht sein.“ Linden gab das vollkommen zu. „Zugleich mache ich Dich darauf aufmerksam, was Dir übrigens schon genügend bekannt sein dürfte, daß Dir durch meine demuthvolle Entfagung, Deinem fixen Jahresgehalt und Deiner Pensionsfähigkeit gegenüber eine andere Braut in ganz sicherer Aussicht steht. — Da ich aber weiß, daß Du selber im Stillen schon eine Wahl getroffen, so sehe ich Dich hiemit in der Lage des armen Paris mythologischen Andenkens, nur daß Du statt des famosen Apfels den Titel „Frau Ministerialsecretärin“ in der Hand hältst.“ „Weiter,“ lachte jetzt Linden, „weiter! wie heißen meine Göttinnen? und was versprechen sie mir für den unschätzbaren Preis?“ „Den Namen der ersten, lieber Freund,“ sagte Alberti, „hast Du mir neulich auf unserer Vergnügungsparthie selbst verrathen. Er war Allen verständlich, um so mehr denn einem Dichter, der sich auf „trunkene Blicke“, „seliges Anschauen“ und dergleichen versteht. Also die erste der Heldinnen heißt Juno-Emilie mit der hehren Göttergestalt, der olympischen Ruhe in dem herrlich strahlenden Auge. Sie verspricht Dir allenfalls, wenn Du ihr den Preis zuerkennst, Dir denselben wieder vor die Füße zu werfen. Die zweite heißt Venus-Hortense. Sie ist zwar nicht dem Meerschaum entsprossen, sondern hat ein profaisches hofrätthliches Elternpaar, verheißt aber dennoch, Dein Leben mit einem süßen leeren Liebesgetändel auszufüllen, wie es ähnlich im Haine zu Paphos die Horen fliehen machte. Die dritte, die Göttin der Weisheit, die aus dem Haupte Vater Jovis entsprungene

Pallas Athene oder besser Minerva-Marianne bringt Dir außer ihrer Weisheit auch noch eine tüchtige Aussteuer mit. Und nun, welcher wird Paris-Linden den Apfel zuerkennen?" „Jedenfalls dürfte ich dem mythischen Paris nicht folgen, schon aus Freundschaft nicht. Zudem werde ich wohl kaum in seinen Fall kommen, da mir meine Nachfolgerschaft auch nur als eine, und zwar Deiner Schelmerei entsprungene Mythe scheint." — „So höre denn, ungläubiger Thomas," sagte Alberti, „und erkenne Dich als den glücklichen Sterblichen, der Du wirklich bist. Ich befand mich gestern mit einigen Journalisten und Redacturen im Garten des Belvedere. Es waren an unserem Tische zufällig noch einige andere Gäste, unter Anderen auch der Fabrikant Kotte anwesend. Du kennst die rücksichtslose, manchmal halb naive, halb ungehobelte Manier dieses Herrn. Er glaubt, ein Mann von seiner Bedeutung könne seine Ansichten, weil sie eben seine, ganz ungenirt aussprechen; Grenzen gebe es nur für das arme Geschmeiß, welches allenthalben Rücksichten nehmen muß. Also nachdem das politische Thema, in welchem der gedachte Herr ebenfalls das große Wort führte, durchgesprochen war, gerieth man in das stillere Fahrwasser der Persönlichkeiten und persönlichen Verhältnisse. Man gerieth endlich auf Deine werthe Person, Deine Stellung u. s. w. und schließlich wurdest Du sogar als Heiratscandidat beleuchtet. Mich kitzelte der Uebermuth, diesen Philistern gegenüber, welche die schönsten Momente des menschlichen Lebens nur nach Geld und Gut abmessen. Ich protestirte feierlich in Deinem Namen gegen das Heiraten, schwärmte von der goldenen Freiheit und stellte mich selbst übermüthig als Cölibateur hin. Vater Zeus mochte denken, ein solcher poetischer Hungerleider habe anständigen Vätern gegenüber vom Heiraten nicht zu sprechen und er begann zu donnern, ungefähr so: Es sei ganz natürlich, daß solide junge Männer, wenn sie erst eine Stellung errungen, sich zu verheiraten wünschten. Aber ehe sie es wagten, zu verlangen, Eltern möchten ihnen die Zukunft ihrer Töchter anvertrauen, müßten sie erst Garantien für ihre materielle Zukunft, sowie über ihren Charakter bieten. Sie müßten festen Fuß in der Welt gefaßt und etwas Ordentliches vor sich gebracht haben u. s. w. Ausführlich detaillirte er

die für einen solchen Heiratscandidaten nothwendigen Eigenschaften und bewies, wie Du dieselben in vollkommenem Maße erfülltest und daher ein Mann Deiner Art für alle Eltern der willkommenste Schwiegersohn sei. „Ich habe eine Tochter,“ schloß Zeus mit immer anwachsendem Donnern, „und ich gebe ihr fünfzigtausend Thaler Mitgift, wenn Baron Linden um sie wirbt, aber ein Mann, der nichts von den Eigenschaften besitzt, welche jenen Herrn zieren, dürfte auf eine solche Aufnahme wohl nirgends zu rechnen haben.“ So sprach Herr Rotte und ich verstummte in respectvoller Scheu vor dem Gedanken an die riesenhaft angewachsene Bedeutung meines Freundes als Heiratscandidat. Wie hoch muß nicht, Deine persönlichen Vorzüge in Ehren, dieser Artikel überhaupt stehen!“

„Und doch,“ sprach Linden zögernd, „prophezeit Du mir, Juno-Emilie könne dem neuen Paris den ihr zuerkannten Apfel vor die Füße werfen.“

Alberti lachte. „Es liegt etwas im Wesen dieser Juno, auf welche übrigens das Bild der Götterkönigin nur in einigen Zügen paßt, was ein solches Resultat nicht unmöglich erscheinen läßt. Indessen existirt ein Ding in unserer modernen Welt, Weltflugheit genannt, mein Freund —“

„Nun lassen wir den Scherz,“ sagte Linden scheinbar leichthin, denn des Freundes Mittheilungen beschäftigten ihn doch gelegentlicher. Die Beiden tauschten ernster allgemeine Ansichten über den berührten Gegenstand aus und trennten sich bald darauf. —

Die schmeichelhaften Dinge, die Linden erfahren, sowie des Freundes sanguinische Anschauungen hatten in Linden das gewohnte sichere Selbstgefühl in seiner ganzen Stärke erwachen lassen. Ruhig nahm er ein Blatt Papier, warf einige Zeilen an den Major von Waldheim auf daselbe, in welchen er bat, ihn am nächsten Tage zu einer festgesetzten Stunde zu einer wichtigen Unterredung zu erwarten. Darauf übergab er das Billet dem Diener zur Beforgung. Den Rest des Tages verbrachte er theils in der Gesellschaft des Freundes, theils im Bureau. — Ebenso ruhig ging er am anderen Tage seinen Geschäften nach, um sich zur festgesetzten Stunde in angenehm gehobener Stimmung zum Major zu begeben.

Seine ganze Zuversicht, sein Selbstvertrauen war erwacht. Ruhig ging er, mit erhobenem Haupte, mit dem süßen Bewußtsein, nun formell ein Glück festzustellen, zu welchem alle äußeren und inneren Bedingungen vollständig vorhanden waren. Ein schönes, jugendliches Antlitz lächelte ihm aus einer Thürspalte freundlich und bewillkommend entgegen, als er das Ziel seiner Wanderung erreicht hatte, ein Antlitz, dessen Züge seine Pulse höher klopfen ließ; es war das Emil's. Mit freudigem Vorgefühl betrat er das Zimmer des Majors. — Die beiden Männer begrüßten sich würdevoll, aber herzlich, beide in dem Bewußtsein, einer Stunde entgegen zu gehen, welche tief in ihr innerstes Herz einschneiden sollte, beide ernst und ruhig mit der vollen Uebersicht der gegebenen Situation. „Herr Major,“ begann Linden, „ich kann nur hoffen, daß Sie errathen haben, was mich heute zu Ihnen führt. Ich habe mich immer bemüht, Ihnen Beweise von meinen Gefühlen und Gesinnungen in Betreff Ihres Hauses liefern zu können, aber ich darf mir erst heute gestatten, das tiefere, über die Grenzen des gesellschaftlichen Verkehrs hinausgehende Interesse zu verrathen, welches mich an das eine Glied Ihrer werthen Familie knüpft. Ihre Tochter Emilie ist ein Wesen von so ungewöhnlicher Schönheit und Liebenswürdigkeit, welche Eigenschaften durch einen entschiedenen, tadellosen Charakter nur gehoben werden, daß meine immer wärmer werdenden Gefühle für sie eine ganz natürliche Folge des mich so beglückenden Verkehrs mit ihr sein mußten. Ja, dieser Verkehr mit dem unvergleichlichen Mädchen wurde mir zur Quelle der höchsten Seligkeit und Fräulein Emiliens Anmuth, Schönheit und unwiderstehliche Liebenswürdigkeit fesselten mich umsomehr, als ich von ihr durch die unveränderlichste und bezauberndste Freundlichkeit beglückt wurde. Bald war der Wunsch in mir erwacht, sie und nur sie mein eigen nennen zu können und mit diesem holden Wesen einen Bund für das Leben zu schließen. Dieser Wunsch ist mir natürlich gleichbedeutend geworden mit der Aufgabe, Ihrer Tochter ein Loos zu bieten, welches ihr Glück nach jeder Richtung hin sichert. Eine günstige Wendung in meinen Verhältnissen setzt mich gegenwärtig in die erfreuliche Lage, hoffen zu können, daß, wenn mir Fräulein Emilie ihre liebe

Hand für das Leben anvertrauen will, ich ihr an meiner Seite ein Heim bereiten kann, welches nicht leicht von äußeren Sorgen und Mühen angefochten sein dürfte. Wenn Sie und das Fräulein während der Dauer unserer Bekanntschaft ein nicht allzuungünstiges Urtheil über meine Person festgestellt haben, so darf ich wohl annehmen, daß Sie in meiner kürzlich erfolgten Ernennung zum Ministerialsecretär eine Garantie für meinen Charakter, meine Befähigung und meine künftige Carrière sehen werden. Auch was die äußeren Mittel anbelangt, ist meine Stellung, wie gesagt, dergestalt beschaffen, daß meine künftige Frau ein sorgenfreies, gesichertes Loos zu erwarten hat. Auch mein Adel kann die Probe bestehen und das Fräulein dürfte in dieser Hinsicht ihren Namen — —“

„Verzeihen Sie, Herr Baron,“ unterbrach ihn der Major, „wenn ich hier Ihre, für mich und meine Tochter so ehrenvolle Erklärung unterbrechen muß, um die Bitte einzuschleichen, Sie mögen diesen letzten Punkt unberücksichtigt lassen. Als mein Vater zum General befördert wurde, erhob ihn unser Monarch in den Adelsstand, aber Grundbesitz ist mit diesem Adel nicht verbunden und ich lebe nur von dem, was mein Degen mir einbringt, indem ich das „von“ vor meinem Namen nur mit den Augen der Pietät betrachte.“

— „Darf ich diesen Umstand zu meinen Gunsten deuten?“ frug Linden befremdet. „Ich kann das nicht entscheiden,“ sprach der Major, „ich wollte damit nur gesagt haben, daß Sie in meiner Tochter durchaus keine Aristokratin sehen dürfen. Sie ist nicht nur durch die Umstände genöthigt, sondern systematisch dazu erzogen, in der Arbeit nicht nur eine Pflicht, sondern eine Ehre zu sehen, wie es bei einem vermögenslosen Mädchen mehr als bei jedem anderen der Fall sein soll.“ — „Um so mehr hoffe ich,“ nahm Linden wieder das Wort, „daß es Ihnen als Vater doppelt erfreulich sein wird, Ihre Tochter gut und standesgemäß versorgen zu können. Es würde fortan meine Aufgabe sein, ihr Loos zu sichern und für sie zu arbeiten. Mein Einkommen ist ein gesichertes und gleichmäßiges und ich betrachte es als mein höchstes Glück, wenn Ihre Tochter es mit mir theilen will. Ich aber verzichte gerne auf jede Mitgift ihrerseits und verlange von ihr nur ihre Hand und ihr

Herz.“ — „Sie sind sehr großmüthig, Herr von Linden,“ erwiderte der Major ruhig, „und Ihr Benehmen würde gewiß von Vielen sehr hoch angeschlagen werden. Leider aber muß ich befürchten, daß meine Tochter nicht der geeignete Gegenstand sein wird, eine solche Großmuth an sich ausüben zu lassen, so sehr sie sich ohne Zweifel, wie ich geehrt und geschmeichelt durch die Absichten fühlen wird, welche Sie hegen. Ich selbst wünsche, wie ich Ihnen gestehen muß, durchaus nicht, daß sie ihr Lebensglück demüthig und müßig aus der Hand eines Anderen empfangt. Ihr ganzes Streben geht dahin, sich selbst die Bedingungen zu ihrer Existenz zu schaffen, ihr äußeres Glück sich selbst zu verdanken zu haben, physisch und moralisch unabhängig zu sein. Innerlich und äußerlich selbstständig ihren Platz in der Welt einzunehmen, nicht als Appendix eines Anderen, dazu ist sie erzogen, das soll ihr Ziel sein.“ „Die Principien, die Sie eben entwickeln, Herr Major,“ sagte Linden betroffen und erkältet, „sind ohne Zweifel sehr schön und einleuchtend, doch wäre ich fast geneigt, zu glauben, Sie bezögen dieselben, von einem plötzlichen Irrthum befangen, auf Ihren hoffnungsvollen Sohn. Was Sie eben mir freundlichst auseinandersetzen, paßt nicht auf ein weibliches Wesen, dessen Bestimmung doch nur an der Seite des Mannes endet.“ — „Die erwähnten Grundsätze,“ erwiderte der Major, „leiteten mich bei der Erziehung meiner beiden Kinder, denn edle, selbstständige Charaktere müssen aus sich selbst die Kraft schöpfen, ihre Existenz in der Welt zu begründen. Und solche Charaktere vertheilt die Natur ohne Unterschied des Geschlechtes.“ „Wenn Ihre Tochter,“ rief Linden, erregt aufspringend, „nur einen Funken von Neigung für mich hegt, so wird ihr Herz, wie es einem weiblichen Wesen ziemt, über alle diese Bedenken triumphiren und sie wird sorglos ihre Zukunft in meine Hand legen.“ „Die Einwände,“ rief der Major eifrig, „die ich Ihnen machen mußte und welche Ihnen meine Tochter, wie ich hoffe, wiederholen wird, sind eben ganz und gar nicht gegen Ihre Person gerichtet, sondern nur gegen die Ehe unter den Umständen, wie sie hier gegeben sind, überhaupt. Und dies ist die Antwort, welche ich Ihnen für meine Person auf die schätzbare Bewerbung um die Hand meiner Tochter

einzig und allein ertheilen kann. Die Hochachtung, die ich für Ihre Person hege, läßt mich dieselbe nur um so höher anschlagen, doch muß ich die Befürchtung wiederholen, daß die gegenseitigen Anschauungen in dieser Angelegenheit nicht vollständig übereinstimmen werden.“ „Darf ich mir die Gunst erbitten, von Fräulein Emilie die endgiltige Entscheidung selbst hören zu dürfen?“ rief Linden, indem er aufgereggt aussprang. „Ich habe andere Begriffe von dem Wesen des Weibes und ich bin überzeugt, Ihre von mir so innig geliebte Tochter wird die schönste Eigenthümlichkeit ihres Geschlechtes nicht verleugnen. — Ich hoffe und vertraue auf nichts Geringeres als auf ihr — Herz, welches sich mir freundlich zuneigen scheint. Ihre Worte, Herr Major, können meine schönste Hoffnung nicht erschüttern. In der Hand meiner heißgeliebten Emilie liegt mein Geschick, gestatten Sie, mir von ihr selbst Bescheid zu holen. Emilie wird mich verstehen — diese zarte Frauenblume kann von so seltsamen Ansichten ihrer ursprünglichen Natur nicht entfremdet werden.“ Der Major klingelte ruhig und befahl dem eintretenden Mädchen, das Fräulein zu rufen. Emilie trat gleich darauf ein und grüßte ernst, niedergeschlagenen Auges, mit leichtem Neigen des Kopfes, während der Major ihre Hand ergriff und sie zu dem Sopha führte. „Liebe Emilie,“ sagte er, „die Angelegenheit, welche Herrn von Linden heute zu uns führt, betrifft Dich, mein Kind, und mich nur insofern, als Dein Wohl und Glück meinem Vaterherzen unbeschreiblich nahe liegt. Baron von Linden hat mir die Eröffnung gemacht, er habe Dir die Ehre zugebracht, mit ihm einen Bund für das Leben zu schließen. Er richtete an mich als Vater die für uns so schmeichelhafte Bitte um Deine Hand. Ich konnte ihm nur die Principien darlegen, nach welchen Du erzogen bist und welche Dich dazu hinführen sollen, materiell und moralisch selbstständig durch die Welt zu gehen. So hoch ich auch Herrn von Linden's Persönlichkeit schätze, so sehr ich wünsche, Du wögest Deine natürliche Bestimmung als Weib einst erfüllen, so war ich doch durch die gegebenen Umstände gezwungen, diesem Herrn zu gestehen, daß ich eine Ehe zwischen ihm und Dir, meine Tochter, nicht wünschen kann. Herr von Linden

will nun von Dir die endgiltige Entscheidung hören und ich bitte Dich, liebe Emilie, bei dem Erwägen derselben auf meine eben geäußerte Ansicht keine Rücksicht zu nehmen, da ich Dich für befähigt halte, eine richtige Entschließung zu fassen und deren Freiheit gewahrt wissen will.“ Linden hatte ungeduldig dem Major zugehört; jetzt schob er seinen Sessel dicht an Emiliens Seite und begann, den glühenden Blick fest auf ihr liebliches bewegtes Antlitz geheftet: „Emilie, seit ich das Glück habe, Sie zu kennen und mit Ihnen zu verkehren, lebt in meinem Herzen der Wunsch, Sie durch das innigste Band an mich zu fesseln, welches zwischen Mann und Weib besteht. Ihr holdes Bild ist der Traum meiner Tage und Nächte, Ihre liebliche Gestalt der Mittelpunkt meiner Pläne und Hoffnungen. Ich wollte, es wäre mir vergönnt, Ihnen jetzt in Worten sagen zu können, wie unaussprechlich ich Sie liebe, wie meine Seele in dem höchsten Wunsche brennt, Sie mein nennen zu können, Sie der höchsten Erdenfeligkeit entgegenzuführen. Endlich schien mir dieser Augenblick in greifbare Nähe gerückt, endlich war ich im Stande, Ihnen das Loos bieten zu können, welches ich für Sie, für meine künftige Lebensgefährtin erstrebt. Die Stunde ist gekommen, die über mein Lebensglück entscheiden soll, und nun, Emilie, entscheiden Sie: dürfen solche kalte Principien, solche abstracte, seltsame Ideen zwischen uns treten, da ich mir doch die alleinige Aufgabe stelle, Ihr Glück durch meine Liebe zu begründen, da ich Sie einem Geschick entgegen führen will, welches man immer als ein seliges, dem Weib vor Allem zgedachtes preist? Darum, Emilie, geliebte Emilie, sagen Sie, wollen Sie Ihre Zukunft in meine Hand legen, wollen Sie mir als Gattin angehören?“ „Nein,“ sagte Emilie mit sanfter, aber fester Stimme, „nein, Herr von Linden, ich kann und werde mich jetzt nicht vermählen, besonders aber nicht unter den Verhältnissen, unter denen sich meine Verbindung mit Ihnen darbietet. Doch bin ich dem herzlichsten Ausdruck Ihrer Gefühle für mich das Geständniß schuldig, daß —“ sie zögerte, während Linden ihr die Worte athemlos von den Lippen zu holen schien, „daß, wenn ich mich einst berufen fühlen sollte, einem Manne zum Altar zu folgen, ich mit dem größten Vertrauen,

mit inniger Freude meine Hand in die Ihrige legen würde.“ Sie sah voll und herzlich zu ihm auf. „Aber,“ schloß sie mit dem Ausdruck edlen Stolzes, „ich kann und werde mich nie einem Manne unter den Verhältnissen hingeben, unter welchen es die meisten Frauen meiner Lebenslage ohne Bedenken thun.“ Linden horchte in halber Erstarrung. „Sie wollen unvermählt bleiben, Emilie?“ „Vielleicht,“ sagte sie stolz und ruhig. „Warum sollte ich mich unter jeder Bedingung verhehelichen? Liegt denn der höchste Werth, das alleinige Glück der Frau nur in ihrem Verhältnisse zum Manne? Würde ich nicht moralisch sinken, wenn ich meine Unabhängigkeit einem Manne opfere, der mich möglicherweise nur wegen meiner körperlichen Reize zur Gattin wählt und mich für das Opfer meiner Freiheit durch die Sorge um meine Existenz bezahlt? Ich habe keine Garantie, Herr von Linden,“ fuhr sie ihm fest in's Auge schauend fort, „daß Ihre Gefühle für mich höherer Natur sind, und darum ist auch das Glück, welches Sie mir an Ihrer Seite mit einem, augenblicklich gewiß herzlich gemeinten Wohlwollen bieten, durchaus kein gesichertes. Wenn jetzt nach Ihrer Versicherung meine Erscheinung der Mittelpunkt Ihrer Träume ist, so wird dies einst ein natürliches Ende finden, wenn meine Jugend schwindet. Eine eheliche Verbindung aber wird für das Leben geschlossen und muß daher ein trauriges Ende nehmen, wenn sie sich nur auf die vergänglichen Reize der Frau aufbaut. Bei dem Verblühen ihrer Schönheit wird der Mann nothwendig gleichgiltiger gegen sie; in das gegenseitige Geben und Nehmen ist ein Mißverhältniß eingetreten, sie hängt immer noch von seinem Wohlwollen ab, ohne ihm mehr etwas bieten zu können und versinkt in eine niedrige, haltlose Stellung. Die rückhaltslose Wahrheit meiner Worte wird Sie vielleicht verletzen, aber gestehen Sie selbst, ob mir an Ihrer Seite nicht auch ein solches Loos zufallen könnte. Wir haben durch längere Zeit freundlich mit einander verkehrt, aber Sie sind nicht einmal vertraut mit den Ideen, die mein Dasein beherrschen, uns verknüpft kein höheres, geistiges Band. Was sollte uns dann dauernd an einander fesseln? Ich würde mich nur mit einem Manne verbinden, der mich wegen meiner inneren

Eigenschaften, wegen meines nützlichen Strebens wählt, mit dem ich mich in einem geistigen Bunde vereinige, und dann bin ich sicher, daß dies ein Bund für das Leben ist, und daß ich in demselben meine moralische Freiheit bewahre.“ „Also meine Liebe ist Ihnen zu gering, zu niedrig, mit einem Worte zu schlecht, das Loos, was ich Ihnen biete, genügt Ihren Ansprüchen nicht?“ frug Linden finster. „Ich fühle nur, daß es meiner heiligsten Ueberzeugung widerstrebt, es anzunehmen,“ erwiderte Emilie unerschüttert. „Ich weiß, daß ich mit demselben ein ruhiges, gesichertes, alle Garantien für äußeres Glück darbietendes Leben zurückweise, daß ich mir vielleicht ein Herz entfremde, welches jedenfalls einen Schatz freundlicher Gesinnungen für mich hegte, aber dennoch zwingen mich höhere, menschliche Pflichten, so zu handeln.“ — „O Emilie,“ rief Linden milder, „Sie werden es einst vielleicht bereuen, wegen einer romantischen Grille ein Glück zurückgestoßen zu haben, welches Ihnen als Weib als das Beste und Höchste erscheinen sollte. Ich stehe Sie an, überlegen Sie, ehe Sie das so leichtsinnig bei Seite schieben, was ich Ihnen mit reinem Willen darbiete, meine Hand und mein Herz. Ueberlegen Sie, und wenn es Tage, Wochen wären, sie würden nicht verschwendet sein.“ „Sie sind im Irrthum,“ sprach Emilie mit klarer, sanfter Stimme, „ich bedarf keiner Ueberlegung, keiner Bedenkzeit. Denn der Entschluß, den Sie vernommen, ist nicht die Folge eines leidenschaftlichen Momentes, einer heroischen Aufwallung, sondern die einfache Consequenz meines ganzen Denkens und Strebens, meiner gewohnten Anschauungsweise. — Ich fühle klar und deutlich den Beruf in mir, selbstständig in der Welt zu wirken, selbstständig den Platz meines Wirkens mir zu erwählen. Klar und bestimmt steht ein hohes Ziel vor meinem Geiste, welches ich erreichen muß, ehe ich mich für das Leben mit einem Manne verbinden darf. — Ein Wort ist es, welches meine Kräfte, mein Streben zum Höchsten anspornet, und dies Wort heißt — Frauenehre. — Sie werden es nicht einmal recht verstehen, dies Wort. — Es bedeutet, daß ich durch eigene Kraft und Arbeit, durch tüchtiges Wollen und Streben Ehre und Anerkennung erringen muß, unabhängig von meinem

Geschlechte, als freier, selbstständiger Mensch. Dies ist meine — Frauenehre! — Bisher empfangen die Frauen Rang und Ansehen nur durch ihre Männer, aus deren Hand. Ehe ich mich vermähle, will ich mein eigenes Selbst, mein rein menschliches Wesen zu Ehren gebracht haben, sonst müßte ich nothwendigerweise in der Ehe in ein Abhängigkeitsverhältniß gerathen, zu welchem ich mich nicht berufen fühle, gegen welches meine bessere Natur sich sträubt.“ — Sie schwieg, wie erschöpft und sah fast bittend, angst- und erwartungsvoll zu ihm auf. Ihr Blick contrastirte seltsam mit ihren kühnen, stolzen Worten. Linden betrachtete sie mit unbeschreiblichen Empfindungen. „Und nach diesen unerhörten, romantischen Grundsätzen gedenken Sie wirklich und praktisch Ihr Leben zu gestalten?“ sagte er fast mitleidig, „wirklich und wahrhaftig, wegen ihrer weisen Sie die reine, uneigennützigte Liebe eines Mannes zurück, der nichts begehrt, als Ihr Glück zu begründen?“ — „Ich anerkenne Ihre Großmuth,“ fiel sie stolz ein, „aber wie Sie eben hörten, bin ich durchaus nicht geeignet, dieselbe gebührend zu würdigen.“ Linden sprang aufgeregt empor. „Wenn Ihr Herz einem Andern gehörte, wenn Sie keine Sympathie für mich fühlten,“ rief er, „ich würde mich, obwohl mit blutendem Herzen, doch mit den besten Wünschen für Ihr Wohl darein ergeben. Aber daß Sie mich wirklich derartigen überspannten Ideen opfern wollen, scheint mir eine Fabel, wahrhaft ungläublich. Sie scheuen also die Abhängigkeit von mir als Ihrem Gatten, Sie verschmähen meine Liebe, weil Sie Ihnen als Ihrer nicht würdig erscheint. Sie wollen auf eigene Faust durch's Leben gehen und sich von jedem männlichen Einfluß emancipiren? Habe ich hiemit den Kern Ihrer Antwort begriffen?“ „Im Grunde ja,“ erwiderte sie mit bebender Stimme, „obchon Sie dieselbe in der schroffsten Weise auffassen. Es würde mich sehr kränken, wenn Sie dieselbe beibehielten und verlegt von mir gehen. Es könnte nur mir und Ihnen zum Segen gereichen, wenn Sie meiner Anschauungsweise Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Emilie sah wieder mild und bittend zu ihm auf, während Thränen in ihre Augen traten. Umsonst! Nur Unmuth und verletzter Stolz, nur die Bitterkeit vereitelter, egoistischer Wünsche sprach aus seinen

umwölkten Zügen. Er erhob sich rasch und scheinbar plötzlich ruhig geworden. „Ich habe Ihnen meine, leider ganz entgegengesetzten Ansichten bereits dargelegt und bleibt mir nichts übrig, als Ihnen ferner das beste Wohlergehen zu wünschen,“ sagte er und sein kalter, stolzer Blick traf das junge Mädchen. Er ging nach einer förmlichen Verbeugung, von dem Major bis an die Thüre geleitet. — Der Vater schloß die Tochter in die Arme, hob das bleiche, erregte Antlitz zu sich empor und sah forschend in ihre feuchten Augen. — „Es ist noch Alles unklar in mir,“ sagte sie träumerisch, „ich fühle nur, daß ich so handeln mußte, ohne mir etwas Bestimmtem bewußt zu sein. Aber das darf nicht so bleiben, das Schicksal hat gesprochen, ich muß mir klar werden über mich und meine Bestimmung.“ —

#### Achtes Capitel.

#### Folgen.

Arme Emilie! Auch ihr hatte die Stunde geschlagen, wo ihr Erkenntniß werden sollte, von dem großen, ewigen Kampfe, den das Menschenherz mit seinem Sehnen, Lieben und Leben gegen die rauhe, unerbittliche Außenwelt zu kämpfen hat, von der eisernen Hand, welche oft an die eigensten, zartesten Fasern unseres Selbst greift, wenn wir uns in den Strom des Lebens wagen; von dem großen Zwiespalt zwischen Sollen und Wollen, zwischen Pflicht und Neigung! In ungestörtem Frieden hatte sich bis jetzt die Blüthe ihrer Jugend entfaltet. In der edelsten Art freudigen Vollgenusses des Lebensluzes, reifte ihre junge Seele allmählig heran. Einen unendlichen Schatz von schönem Hoffen, reinem Willen und froher Thatkraft trug sie in sich. Emilie wollte gut und vollkommen sein, sie wollte in der Welt etwas Tüchtiges leisten, sie wollte dies alles redlich und aus vollem Herzen, aber bisher hatte sie aus diesen schönen Vorsätzen nur wohlthuende Empfindungen geschöpft und noch nicht geahnt, was sich Raues und Hinderndes der Entwicklung ihres reinen Strebens entgegensetzen könnte. Harmonie war alles gewesen in ihrem inneren und äußeren Wesen. Was sie empfing an theoretischer und praktischer Kenntniß der Welt, trug

nur dazu bei, den inneren Schatz von Bildung organisch zu vergrößern, ihr Herz zu bereichern. Aber nichts Feindliches, nichts Widerstrebendes war an das junge Mädchen herangetreten. Sie lernte Linden kennen. Sie trug ihm das offene, empfängliche Herz entgegen, welches sie für Alle, Alle hatte. Seine Aufmerksamkeit für sie erregte ihr unschuldiges Wohlgefallen und seine männlich selbstbewusste Erscheinung, seine feine, abgerundete Bildung, sein vornehm sicheres Wesen berührten sie tief sympathisch. — Wie tief dies Wohlwollen mit ihrem innersten Herzen verwachsen war, sie hatte nie daran gedacht, sich nie eingehend damit beschäftigt. — Erst bei ihrer letzten Begegnung mit ihm im Walde war die Erkenntniß über sie gekommen und von dieser Stunde an fühlte sich Emilie als Weib. Sie fühlte den Wiederklang der Empfindungen, die aus seinen Worten und Blicken sprachen, in ihrer Brust, sie fühlte den mächtigen Zug des eigenen Herzens, der diesen Empfindungen entgegenwallte. — Aber im selben Augenblicke, als sie dies erkannte, ward sie weit hinausgehoben über die Grenzen ihres bisherigen Daseins und sie empfing die Weihe höherer Menschlichkeit. — Wer hätte die geheimnißvollen Mächte ergründen können, welche ihre zarte Seele in dieser Stunde bewegten? Eine neue Welt war in ihr aufgegangen, eine Welt von Lust und Wehe, ungekannten Glückes und erhöhter Geisteskraft. Zwei hoch wogende Ströme wallten in ihrem Inneren, die sich bald gegenseitig stauten, bald sich zu stillem Fluthen vereinten. Sie empfand nun mit ganzer Macht jene überwältigenden Gefühle, welche die höchste Wonne und den höchsten Schmerz der Frauenseele ausmachen, doch sie war nicht das Wesen, sich müßig von dem Strom ihrer Gefühle hintreiben zu lassen. Klar und deutlich lag vor ihrem Geiste der Weg, den sie wandeln mußte, den Weg gemeinnützigen, freien Arbeitens, der Weg, den sie an der Seite des Mannes nicht wandeln konnte, zu dem ihr Herz sie hinzog. Und kein Schatten eines Zweifels tauchte in ihrer reinen Seele auf. Was sie deutlich erkannte, war nur die bittere Pflicht, die Regung ihres Herzens bekämpfen zu müssen, denn die Empfindung einer heiligen Pflicht war es, welche sie drängte, die Gaben, die sie von der Natur empfangen, den Schatz von gesunder Thatkraft, den

sie in sich trug, für das große Ganze zu verwerthen. Sie wußte, sie dürfe diesem Streben nicht entsagen, um an der Seite des Geliebten ein müßiges, engbegrenztes Glück zu genießen. Und wenn sie ein solches auch hätte erwählen wollen, so durfte sie es doch nicht aus der Hand des stolzen Mannes empfangen, um ihm dafür ihre Schönheit hinzugeben. Nein, dagegen lehnten sich die tiefsten Tiefen ihrer jungfräulichen Seele in stolzer Empörung auf. Und darum konnte sie so ruhig, so unerschüttert die Gaben glühender Sinnesliebe zurückweisen, die der Mann, dem auch ihr Herz zugewandt war, ihr zu Füßen legte, und darum fühlte sie erst das Schwere, Tieffschmerzliche des über sie verhängten Zwiespaltes, als dieser Mann ihr seine Geringschätzung entgegensezte, als er mit kaltem, unmuthigem Blicke von ihr schied. In diesem Augenblicke fühlte sich Emilie unglücklich, namenlos unglücklich; nicht daß er ging, schmerzte sie, sondern wie er ging. Drückend lastete es auf ihr, daß die wärmste Neigung ihres Herzens und die heiligste Aufgabe, die sich ihr strebender Geist gesetzt, daß diese sich so feindlich gegenüberstanden. — Aber diese Aufgabe, der sie so viel aufopferte, worin bestand sie eigentlich? Ach, Emilie war sich selbst noch nicht klar darüber, aber sie fühlte, daß die Stunde geschlagen, in welcher sie sich klar darüber werden mußte. Es war der erste Schritt gethan in der selbstthätigen Gestaltung ihres Schicksals, indem sie das, was ihren Geschlechtsgenossinnen gewöhnlich zufiel, von sich gewiesen. Sie hatte mit diesem kühnen Schritt eine neue, eigenartige Bahn eingeschlagen, auf der sie nicht stehen bleiben durfte. Das Leben war mit seinen ernsthaften Forderungen an sie herangetreten, das Stillleben der ersten Jugend war vorüber. Und der Spott, der Spott, die Nichtachtung ihres Strebens von Seiten des stolzen Mannes, sie mußten vernichtet, niedergeschlagen werden. Ihre Wangen brannten bei diesem Gedanken. Mit allgemeinen Ausprüchen hatte sie ihn abgefertigt, nun mußte sie ihm beweisen, daß es ihr Ernst war mit ihrem Wollen, daß sie auch handeln konnte. Ja, diese Antwort mußte sie ihm erst geben durch ein freies, thätiges Leben. — Emilie sah ein, sie müsse einen Entschluß fassen über ihre Zukunft, über die Art und Weise, wie sie ein Feld nützlicher

Thätigkeit, eine Stellung in der Welt erringen konnte. Stunde um Stunde ging ihr hin in heißem inneren Ringen, in ernstem, schwerem Nachdenken. — — — — —

Wieder saß Emilie am andern Morgen an der Seite des Vaters, in einer wichtigen Unterredung begriffen. Aber aus ihren Zügen leuchtete die alte Energie und Seelenruhe, aus ihrem Blick der alte Geist von Muth und Lebensfreudigkeit. „Vater,“ sagte sie, „die Stunde ist gekommen, wo ich beginnen muß, Dir die Früchte Deiner liebevollen Sorgfalt, mit der Du mich erzogst, zu zeigen, wo ich mich Deiner Grundsätze, Deiner Weltanschauung, die Du mir eingeflößt, würdig erweisen soll. Denn siehe, das Leben hat seine Forderungen an mich gestellt. Nach dem, was gestern an dieser Stelle vorgegangen, mußte ich zu Dir kommen, um Deinen Segen zu erbitten, mein Vater, Deinen Segen zu meiner Verbindung mit dem Manne, der um meine Hand geworben; oder nach dem ich diesen Weg, meine Zukunft nach der herkömmlichen Weise zu begründen, verworfen, zu dem Betreten einer anderen Lebensbahn, die mich zu demselben Ziele führen soll. Du weißt, geliebter Vater, daß ich das Letztere gewählt habe. Ich habe mich entschieden, mir meine Stellung in der Welt selbst zu bahnen. Wenn ich reif und würdig sein sollte, in den Ehestand zu treten, so muß es auch an der Zeit sein, meinen Beruf mit Energie und Ernst zu verfolgen. Du hast den edlen Trieb, innerlich und äußerlich so unabhängig und frei in der Welt zu stehen, als es eben uns Menschen in physischer und sittlicher Beziehung gestattet ist, tief in meine junge Seele gepflanzt. Dieser Trieb ist immer der leitende Faden in meinem Denken und Streben geblieben, aber es handelt sich nun um die Art und Weise, wie ich ihm für jetzt und alle Zukunft Genüge thun kann. Ich weiß, daß hiezu eine große Summe von Muth und Thatkraft nöthig ist, besonders bei meinem Geschlechte; aber den Willen, der doch vor Allem nöthig ist, alle Hindernisse, die sich der Erreichung eines Zieles entgegensetzen, zu besiegen, diesen Willen, Vater, bringe ich mit. — Doch nützt es nichts, sich in allgemeinen Vorsätzen zu ergehen, ich muß mich aber über den Platz entscheiden, auf welchem ich sie verwerthe. Darum, lieber

Vater, muß ich mich für einen bestimmten Beruf entscheiden." „Du sprichst aus meiner Seele, meine Tochter," erwiderte der Vater, der in tiefem Nachdenken zugehört hatte. „Wie beglückend ist es für mich, in dieser Stunde zu sehen, wie der Same, den ich in Deine empfängliche Seele gestreut, freudig keimte und Wurzel schlug. Mit Geist und Herzen stimme ich Deinem Wunsche bei, Dir eine bestimmte Thätigkeit zu erwählen. Leider wird sich bei Deinem Geschlechte so manche Schwierigkeit finden, indem Du ein derartiges Feld betrittst. Wünschest Du in dieser Hinsicht meinen Rath oder nur meinen Beifall, indem Du schon entschieden hast?" — „Ich erwarte nur noch Deine Zustimmung, Vater," sagte Emilie ernst, indem sie fest in das auf ihr ruhende Vaterauge blickte. „Ich bin auf das Vollkommenste einig mit mir, nachdem ich Alles sorgsam geprüft: meine besonderen Neigungen, meine Kräfte und Fähigkeiten, insofern sie schon erprobt sind, meinen inneren Beruf, meine Anschauung von Welt und Menschen. Was ich vor Allem erstrebe, ist, ein thätiges, nützlichcs Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden, ein, wenn auch kleines, doch fest eingefügtes, unentbehrliches Glied der großen Kette. Ich möchte alle Gaben, alle Kräfte, die der Schöpfer mir verliehen, für meine Mitmenschen verwerthen, ich möchte ihr Elend lindern helfen, für sie arbeiten. Doch weist Du, Vater, welch' warmer Wissensdrang in meiner Seele wohnt, und darum wünsche ich, einen Beruf zu erwählen, welcher mir diesen oder jenen Zweig der Wissenschaft zugänglich macht und mir gestattet, an höherer Erkenntniß zuzunehmen. Aber noch ein dritter Factor bestimmt meine Wahl, der Wunsch, äußere Mittel zu besitzen, der einzige Weg zu äußerer Unabhängigkeit. Denn bei den Verhältnissen der Gegenwart ist, besonders beim Weibe, von sittlicher Freiheit keine Rede, wo man physisch gebunden ist. Darum muß ich mich für einen Beruf entscheiden, der auch in dieser Hinsicht meine Zukunft sichert. — Auf dem beschränkten Gebiete, welches bis jetzt der Frauenarbeit offen steht, finde ich nirgends diese Bedingungen in dem Maße erfüllt, als es meine inneren Triebe erfordern. Aber einen Beruf gibt es, der alle diese Erfordernisse vereinigt und der dabei dem Wesen des Weibes so nahe liegt, daß es mir fast

unbegreiflich ist, daß es sich denselben nicht längst erobert. Du erräthst, theurer Vater, ich meine den Beruf des Arztes. — Er entspricht meinem innersten Wesen nach allen Richtungen. Denn die Naturwissenschaften mit allen einschlagenden Nebenzweigen waren es vor Allem, mit denen ich mein Streben nach wissenschaftlicher Bildung am liebsten befriedigte. Sowie mein Kopf würde sich auch mein Herz durch ärztliche Praxis befriedigt fühlen und hoch in freudigem Muthe schlägt es, indem ich mich immer mehr und mehr in meine erwählte Berufsthätigkeit hineindecke. Zwar weiß ich noch gar nicht, wie es mir als Mädchen möglich sein wird, das erwünschte Ziel zu erreichen, aber unüberwindliche Hindernisse werden sich meinem reinen Willen doch nicht entgegenstellen und ich fürchte sie auch nicht, wenn ich nur Deiner Zustimmung sicher bin, Vater." — Sie hielt ihm die feine Hand hin. „Emilie," sagte der Vater bewegt, „in Hinsicht auf das Ideal, welches mir bei Deiner Erziehung vorschwebte, könnte ich Dir meine Zustimmung nur mit Stolz und Freude geben. — Doch neben Deiner sittlichen Würde und geistigen Entwicklung liegt mir Dein Wohl gleich nahe am Herzen und deshalb beschleicht mich ein stilles Bangen, mein Kind. Denn bei Deinem an und für sich unanfechtbaren Entschlusse, der Deinem Kopfe und Deinem Herzen Ehre macht, sehe ich Deinen Frieden und Dein Glück in einen unabsehbaren Kampf verwickelt, mein armes Kind! Wie sollte ich Dich diesem ruhig entgegengehen lassen? Vorderhand ist mir überhaupt noch gar keine Möglichkeit sichtbar, wie Dein Entschluß zur Ausführung gebracht werden könne; doch gesetzt, diese Möglichkeit findet sich, hast Du die Schwierigkeiten auch alle erwogen, die sich Dir auch dann noch entgegenthürmen? Du weißt durch Deinen Onkel, welch' großes, ernstes, im Einzelnen oft abschreckendes Stück Geistesarbeit das Studium der Medicin überhaupt ist. Denke, daß sich diese Schwierigkeiten für Dich, als Mädchen in's Unberechenbare vermehren! — Hast Du das Alles reiflich erwogen, meine Emilie?" — „Ja Vater," rief das junge Mädchen mit aufleuchtenden Augen, „ich habe das Alles erwogen und wieder erwogen. Auf den ersten Theil Deiner Einwände kann ich freilich nichts Anderes sagen, als: „ich will“, der letztere

soll mir nicht ernstlich in Betracht kommen. Das sind nur äußere Dinge, Schwierigkeiten, Formalitäten, wenn auch peinlicher Art, aber sie dürfen nicht hindern, wenn mein innerer Beruf in jeder Hinsicht vollkommen ist.“ — „O, jetzt im ersten Augenblicke der Begeisterung mag Dir Alles leicht erscheinen,“ sprach der Major erregt, „und Du kannst das Maß Deiner Kräfte den unendlichen Schwierigkeiten gegenüber nicht richtig beurtheilen. Es ist natürlich, daß Du in diesem Augenblicke jene Schwierigkeiten unterschätze.“ Emilie, hast Du an die Schaar junger Männer gedacht, unter denen Du wohl vereinzelt und allein weilen müßtest? Bist Du gefaßt auf die endlosen Angriffe des Vorurtheils, des Spottes, vielleicht rücksichtsloser Rohheit, denen Du ausgesetzt wärest? Hast Du erwogen, wie schwer es ist, unter solchen Umständen die geistige Freiheit zu bewahren, welche zur ernstesten Verfolgung des Studiums nöthig ist? Und dann, hast Du an den Secirtisch gedacht, Emilie? Auch daran, wie gerade bei Deiner Sonderstellung die allgemeine Aufmerksamkeit in jeder Hinsicht auf Dich gerichtet wäre? Mein Kind, ich kann nicht so leicht einem Entschlusse beipflichten, der den Frieden Deiner jungen Seele, das Glück Deiner Jugend einem endlosen, schmerzlichen Kämpfen und Ringen aufopfert.“ „Beliebter Vater,“ sprach das unerschütterliche Mädchen mit schönem Lächeln, „Du hast mir oft gesagt, o, wie stolz und glücklich machte es mich immer, ich gliche an Seelengröße und Seelenstärke meiner verklärten Mutter, die mit Dir in's Feld zog und den Schrecken des Schlachtfeldes Trost bot, um in diesen entsetzlichen Stunden keinen Augenblick ihrer idealen Pflichterfüllung an Deiner Seite untreu zu werden. Du sagtest dann, ich gliche Dir in Deinem entschlossenen, unbeugsamen Wesen, das sich nie von der Erstrebung des einmal gesteckten Zieles durch äußere Hindernisse abbringen läßt. Und so in dem freudigen Bewußtsein, die besten Eigenschaften ihrer hochverehrten Eltern auf ihrem glücklichen Haupte zu vereinigen, sagt Deine Emilie zu ihrem geliebten Vater: Laß mich den Werth meines Ich kennen lernen, o laß mich erproben, was ich ohne Larve, ohne Beiwerk, ohne Körperpersönlichkeit kann und vermag und werth bin! Laß, o laß es mich versuchen! kannst Du „nein“ sagen?!“ — — Mit strahlendem Blicke stand Emilie vor dem Vater, der sie gerührt in die Arme schloß. „Ich darf wohl sagen,“ sprach er, „ich habe eine solche

Antwort von Dir erwartet, mein geliebtes, kühnes Mädchen, ich lasse Dich gewähren, wie Dein guter Genius Dich führt. Es sei denn!"

\* \* \*

Nachdem Linden das Waldheim'sche Haus verlassen, irrte er wohl fast zwei Stunden ziellos in den Promenaden umher, immer die einsamsten Stellen suchend, um mit seinen aufgeregten, widerstreitenden Gefühlen einigermaßen zur Ruhe zu kommen. Es wogte wild in ihm auf. Bekränkte Liebe, verletzter Stolz, verwundetes Selbstgefühl, eine an Verblüffung gränzende Betroffenheit. Er beschwor die ganze bewährte Energie seines ruhigen, selbstbewußten Geistes, um des empfangenen, verwirrenden Eindruckes Herr zu werden. Aber sein Geist konnte, sein Herz wollte es nicht recht fassen, was er eben vernommen. Nur Emiliens klares, nicht mißzuverstehendes „Nein“ klang deutlich in seinem Inneren wieder, nur die trübselige demüthigende Thatsache, daß er einen unverhüllten Korb erhalten, schwebte vor seiner Seele. Sie hatte ihn abgewiesen, ihn, mit seiner Stellung, seinen äußeren Vorzügen, sie hatte seine Liebe zurückgewiesen, als ihrer nicht würdig. Linden war, um mit einem gebräuchlichen Ausdruck zu reden, wie aus allen Himmeln gestürzt. Wäre ihm das gewöhnliche Schicksal geworden, von einem glücklichen Nebenbuhler verdrängt zu werden, sein Stolz wäre ihm nur behilflich gewesen, die Kränkung mit männlichem Muth zu überwinden und mit edler Ergebung hätte er Emilien alles Glück wünschen können. Aber nicht so stand es in den Sternen geschrieben. Er, der mit dem stillen Bewußtsein gegangen, dem vermögenslosen Mädchen ein schönes, stolzes Loos zu bieten, er mußte erfahren, daß sie daselbe zurückwies, als ihrer höheren Würde nicht entsprechend, als unwerth ihres Strebens, als unsicher für ihre Zukunft. Sie scheute, ihm die Rechte eines Gatten über sich einzuräumen, sie wollte selbstständig, unabhängig durch die Welt gehen. Das sagte das arme, äußerlich beschränkte Mädchen; war es ein Märchen? — Und er hatte dieses schöne, stolze Geschöpf geliebt, o, er hätte so unsäglich glücklich sein können in ihrem Besitz; er hatte ja so edle, reine Absichten für sie und ihr Wohl! — Aber sie hatte Alles leichtsinnig bei Seite geworfen, mit Füßen getreten! Unsäglich

Bitterkeit erfüllte ihn, Schmerz, ja Scham, durch die überspannten Ideen eines Mädchenkopfes sein, wie er meinte, auch ihr Glück zertrümmert zu sehen. — Die Enttäuschung war zu schroffer, überwältigender Art. — Ja, Reue überkam ihn, daß er nicht jener dunklen Scheu gefolgt, daß er nicht vorher noch Versuche gemacht, ihre Gesinnungen zu erforschen, daß er so in dünnkelvoller Sicherheit dieser Demüthigung entgegengerannt. Denn die Erinnerung an den Augenblick, wo er als geschlagener, abgewiesener Freier von Vater und Tochter geschieden, marterte ihn, verfolgte seine stolze Seele auf das Unerträglichste und erweckte in ihm den dunklen Trieb nach Rache. Dieser Augenblick, er mußte ausgelöscht, wettgemacht werden. Emilie sollte bereuen, sollte einsehen, daß sie ihn nur einmal verschmerzen konnte! Das Lächerliche, was einem abgewiesenen Freier anhaftet, brannte glühend in seinem Inneren. Es gab nur einen Weg, die erlittene Demüthigung gut zu machen, nur den, bald als begünstigter Freier um eine andere vielumworbene Hand aufzutreten. Das war nicht so unmöglich. War er denn eine so leicht abgeschätzte Persönlichkeit? Die Zukunft mußte es lehren! — Endlich gelang es dem jungen Manne, einigermaßen den Sturm seiner Gefühle zu beschwichtigen und seine Gedanken zu ordnen. Er eilte nun zu Alberti. Der Freund, der einmal der Vertraute seiner Pläne gewesen, mußte nun auch deren Scheitern erfahren. Ueberdies drängte es Linden, das Unerhörte einem Dritten mitzutheilen und dessen Urtheil zu vernehmen. Er betrat das Zimmer des jungen Dichters. — Die Wohnung Alberti's trug alle charakteristischen Eigenschaften seines Wesens in hohem Grade an sich. — Sein Einkommen war eben kein glänzendes, aber noch schlechter war es um seine ökonomischen Talente bestellt. Hiezu gesellte sich noch die Ansicht, es sei ihm unmöglich, seine Wohnung in zweckmäßiger und verschönernder Ordnung zu erhalten, da derlei nur die Sache der Frauen sei. Die vorhanglosen Fenster ließen der vollen Sommersonne ungestörten Eintritt, die sehr unmalersche Unordnung, die sich überall ungenirt präsentirenden Mängel hinlänglich beleuchtend. Die Sessel, von zwei verschiedenen Gattungen, standen allenthalben umher, wo man sie entschieden nicht brauchen

konnte; die verschiedenartigen Gegenstände, denen sie zur Niederlage dienten, zeigten an, daß sie mehr zu derlei Zwecken, als wegen ihres natürlichen Berufes da waren. Nur die große Anzahl idealschöner Studien von Frauenköpfen, meistens Kreidezeichnungen, welche die Wände schmückten, sowie die im Zimmer vertheilten frischen Frühlingsblumen zeugten von dem Schönheitsfinne des Bewohners. Derselbe saß am Schreibtisch, mit den letzten Correcturen seiner Dichtung „Giorina“ beschäftigt, die nächstens dem Drucke übergeben werden sollte. Ein, aus dem noch weit offenstehenden Kleiderschrank gerissener Frack, leicht über den Fensterflügel geworfen, beschattete den Dichter bei seiner Arbeit. Auch die Haustoilette desselben hätte vor einer ästhetischen Kritik schlecht bestanden und die schwarzen, gekrausten Haare, durch welche er mit den Fingern im Nachdenken gefahren, standen energisch zu Berge. — „Willkommen, willkommen,“ rief er bei Linden's Eintritt, „Du kommst mir eben recht, ich verschmächte bei meiner heutigen, langweiligen Arbeit und meine Muse ist durch ihr Ballkleid —“ Der Strom von Scherzworten stockte auf seinen Lippen, als er des Freundes finsternes Gesicht bemerkte. „Was ist Dir geschehen, Herzensfreund, Du siehst wie ein wandelndes Trauerspiel aus,“ frug er, nicht an die Möglichkeit des Geschehenen denkend. „Er erräth nicht einmal,“ sagte Linden, mit bitterem Lächeln die Hände zusammenschlagend. „Ich wollte Dir im selben Athem gratuliren,“ rief Alberti sichtlich betroffen, „aber ich dachte nicht, daß — Du hast doch nicht — es ist nicht möglich —“ „Und es ist doch möglich,“ sprach Linden mit angenommener Kälte, „es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie immer gleich tragi-komisch. Tragisch für den Betroffenen, komisch für die Anderen. Ich habe nämlich einen Korb erhalten, das ist's.“ Alberti riß die Augen weit auf. „Einen Korb,“ wiederholte er ganz erstaunt, „wär's möglich! Mir ahnte so etwas, Du weißt, aber ich hielt es doch nicht für recht denkbar.“ „Ich ahnte es auch, hätte ich meiner Ahnung gefolgt, wäre mir eine derbe Demüthigung erspart worden.“ — „Nimm's nicht gar so ernst, lieber Konrad,“ tröstete Alberti, „was kann diese leichte Mädchenwaare unserer Männerehre anhaben? Aber wer ist Dir denn eigentlich zuvorgekommen? Liebt sie vielleicht

mich? Ich habe neulich einen Liebesbeweis von ihr erhalten! so ein geistiges Tätscheln!" „Ja, wäre es ein Nebenbuhler," brach Konrad heftig hervor, „aber nein, überspannten Ideen muß ich weichen, einem, mit unerhörtem Ernste betriebenen Streben nach Emancipation, in ihrer Sprache innere und äußere Selbstständigkeit, sittliche Freiheit, höhere, menschliche Würde und — was weiß ich Alles." Er skizzirte kurz seine Unterredung mit Vater und Tochter. — Der junge Freund, weniger eingenommen als der abgewiesene Linden, konnte nicht umhin, den moralischen Muth der jungen Dame einigermaßen zu bewundern. „Der Himmel weiß, ich liebe derartigen Heroismus bei Frauen nicht," rief er, „aber sie ist ein ganzes Mädchen! Ich habe übrigens auch schon einmal ihren Muth erfahren." Er erzählte kurz sein Wortgefecht mit Emilien über Fiorina. „Ja, das sieht ihr ähnlich," sagte Linden düster, nachdem Alberti geendet; dieser zuckte die Achseln. „Ich möchte dafür einstehen, daß sie Dich nicht liebt, mein armer Freund," sagte er. „Wenn eine Frau den Heroismus hat, freiwillig ihrer Liebe zu entsagen, so geschieht es niemals zu einem andern Zwecke, als zum Glücke des geliebten Gegenstandes. Vielleicht aber," fuhr er fort, als er sah, daß Linden bei dieser so bestimmt ausgesprochenen Annahme düster zur Erde blickte, „o, vielleicht auch war es ihr kein rechter Ernst mit ihrer Abweisung. Emilie von Waldheim ist ein schönes, stolzes Mädchen und, wie bekannt, haben derlei Persönchen eine große Neigung, ihre Macht über die Männerherzen zu erproben. Deine Schöne erwartet möglicherweise nur, daß Du Deine Werbung wiederholst, in sie dringst, ein wenig stürmst, ein wenig den unglücklichen, vergehenden Liebenden spielst. Man darf es mit solchen Passionen nicht so genau nehmen, man muß bedenken, mit wem man's zu thun hat." — „Ich weiß, mit wem ich es zu thun habe," rief Linden aufgeregt, „ich weiß, auf welche Weise ich abgewiesen wurde. Sollte Emilie wirklich glauben, mit mir zu spielen, dann müßte sie diesen Irrthum bereuen. Es würde sich doch noch zeigen, ob ich überall als Bewerber solcher Geringschätzung begegne." „Wenn Du die erlittene Kränkung nicht verwinden zu können glaubst," erwiderte Alberti, „ist es allerdings am besten,

Du suchst zu vergessen. Aber dies dürfte Dir doch nicht so leicht werden, als es Dir jetzt unter dem Eindruck der eben empfangenen Abweisung scheint. Du mußt Dich eben erst beruhigen, mein armer Konrad. Aber die Liebe, die Liebe wechselt sich doch nicht so leicht wie ein Rock.“ „Da Emilie nicht meine Frau werden will,“ sagte Linden entschlossen, „so werde ich mein Glück bei einer Anderen ihres Geschlechtes suchen, die mehr die allgemeinen Eigenschaften und Vorzüge desselben an sich trägt.“ Er schwieg eine kleine Weile. Er fühlte wohl, wie wenig edel die Rache war, die er an der Geliebten ausüben wollte, und sein besseres Selbst sträubte sich. Aber er kämpfte die Regung nieder; er glaubte der Stimme der Vernunft zu folgen, als er sagte: „Nein, Benno, meine eben ausgesprochene Absicht ist wirklich tiefer begründet, als Du glaubst. Ich habe durch das unweibliche Handeln und Wesen des Mädchens, dem ich meine Liebe geschenkt, eine tiefe, unsagbar tiefe Kränkung erfahren und naturgemäß kann ich für diese Wunde nur Heilung finden durch ein weibliches Wesen, welches Eigenschaften entwickelt, die denen mich so tief Verlegenden Emilie's entgegengesetzt sind. Ein einfaches, sanftes, hingebendes Weib nur kann mich diese bittere Erfahrung verwinden machen und ein solches habe ich bereits im Auge. Ein einfaches, bescheidenes Mädchen, dem dennoch etwas wie Klugheit und Seelenwärme aus den kindlichen Augen leuchtet.“

Er machte eine Pause. Alberti warf kopfschüttelnd ein: „Ich merke nur aus diesem gewaltsamen Entschlusse, für den ich mich nicht erwärmen kann, daß Du sehr tief getroffen bist, mein armer Freund!“

„Sei ruhig, Benno,“ rief Konrad, entschlossen aufspringend. „Es wird immer klarer in mir — ich heirate Marianne Kotte!“

Neuntes Capitel.

**Emil von Waldheim.**

Emil war auf das Höchste betroffen, als er das Vorgefallene, die Abweisung Linden's und den Entschluß Emilie's, die Universität zu besuchen, erfuhr. Schon das Erstere wollte dem jungen Herrn ganz und gar nicht gefallen. Sehr gern hätte er die kühne, strebsame Schwester, welche sein männliches Selbstgefühl nie recht

zur Ruhe kommen ließ, durch ihre Verheiratung gleichsam unschädlich gemacht, sie endlich an das, ihrem Geschlechte gewöhnlich gesteckte Ziel gebunden gesehen. Auch der distinguirte Schwager hätte seiner Eitelkeit vollkommenen Beifall abgerungen. — „Aber es leuchtet mir doch nicht recht ein, weshalb Du Baron Linden so ohne Weiteres abgewiesen hast,“ wandte er sich an Emilien, als ihm der Major das Vorgefallene mitgetheilt hatte, „es ist doch schade! sieh', Linden hat —“ „Ein so schönes Reitpferd nicht?“ fiel Emilie lächelnd ein. „Nein, Herzens-Emil, Du mußt der Hoffnung entsagen, durch mich zu einem ausgezeichneten Schwager zu gelangen. Doch gib Dich zufrieden, vielleicht ist es mir einmal vergönnt, zu erleben, daß mein Bruder dennoch stolz auf mich ist.“ —

Aber diese Hoffnung schien dem jungen Manne zu illusorisch. „Es wäre doch sehr hübsch gewesen, wenn Du den Baron geheiratet hättest,“ setzte er nach einer Pause hinzu. Aber sein hübsches Gesicht trug den Rest des Tages über jenen Ausdruck mürrischen Mißvergnügens, trotziger Suffisance, welche Emilie so ungern an dem Bruder sah. Hierzu trug übrigens der zweite Theil der Eröffnung, Emilien's Entschluß, Medicin zu studiren, das Meiste bei. Dieser Entschluß hatte ihn auf das Höchste consternirt. Ein guter Instinct warnte ihn, den geistigen Wettkampf mit der Schwester aufzunehmen. Nein, das stand augenblicklich klar vor seinem Geiste, er mußte jetzt eine Laufbahn wählen, auf der ihm dieses unerschrockene Mädchen schlechterdings nicht folgen konnte, er mußte nun Militär werden, Cavallerist, ein wilder Husar oder Dragoner. Das war ihr unerreichbar, das paßte für ihn. —

Der Gedanke, das Studium aufzugeben und sich der militärischen Carrière zuzuwenden, hatte sich längst in ihm vorbereitet und es bedurfte nur eines äußeren Anstoßes, um den keimenden Entschluß zum Durchbruch zu bringen. Emil hatte ja die Medicin nicht aus wahren, innerem Beruf gewählt, sondern hauptsächlich, weil das Studentenleben ihn verlockte. Die ernste Geistesarbeit hatte ihm stets geheime Scheu eingeflößt; nun beschämte ihn die Schwester, indem sie sich der für sie noch so bedeutend erschwerten Aufgabe unterzog und er wußte sehr gut, daß er ihr auf dem Felde des

Wissens mit der so heiß ersehnten männlichen Ueberlegenheit nicht begegnen konnte. — — —

Nur durch die militärische Carrière konnte er sich vor ihrem Ehrgeiz retten — und er mußte, wollte diese Carrière ergreifen. — Als männlicher Student und Arzt würde er gänzlich neben ihr verschwinden, darüber war er sich klar, er wäre hoffnungslos überflügelt worden. — Aufgeregt stürmte er im Zimmer auf und nieder.

Die bösen Dämonen, die die Seele des sonst gutmüthigen Jünglings vergifteten, waren in vollem Aufruhr, die Dämonen: Eitelkeit, Dünkel, ja manchmal sogar der Abscheulichste von allen — der Neid. Und alle entsprangen sie fast nur aus einer Quelle, dem falschen männlichen Selbstgefühl, und zeigten sich nur, wenn Emil gezwungen war, die geistige und moralische Ueberlegenheit der Schwester anzuerkennen. Wäre dieses Wesen, welches mit ihm in einer Stunde, durch einen Lebenspuls in's Dasein getreten, wäre es ein Bruder gewesen, vielleicht hätte er ihn aufrichtig und rückhaltslos bewundern und lieben können. Aber es war ein Mädchen! — Der Umstand, daß von zwei, sonst so gleich geschaffenen, eng verbundenen Wesen das eine geistig so bevorzugt war, konnte dem minder Begünstigten überhaupt drückend erscheinen, aber nun fiel dieses Los dem Bruder, dem Jüngling, der Schwester, dem Mädchen gegenüber zu und Emil, die gewöhnlichen Anschauungen von der Bedeutung der Geschlechter im Auge behaltend, fühlte sich als Repräsentant des starken Geschlechtes, als Herr der Welt tief gekränkt. Diese Empfindung war heute auf das Heftigste in ihm erregt. In ihm brannte das Verlangen, seine männlichen Vorrechte vor dem kühnen Mädchen zu retten.

Dazu blieb ihm nur der einzige Weg, nur der des militärischen Ehrgeizes. Keinen Augenblick wollte er länger zögern, denselben zu betreten. — Er eilte sofort in das Zimmer des Vaters.

Er fand in dessen Zimmer nur Emilien vor, während der Erstere in einem Nebengemach ein Amtsgeschäft verhandelte. „Ich habe auch Wichtiges mit dem Vater zu besprechen,“ sagte er trotzig zu Emilien, „ich gebe das Studium der Medicin auf und will Militär werden.“ — „Ein wichtiger Entschluß, Emil,“ erwiderte

die Schwester, „Du willst also Deinen künftigen Beruf wechseln? — Ich wünsche Dir, Du mögest Dir über Dich selbst und Deinen Entschluß so klar sein, als ich!“ — „Ich hoffe immer, Du wirst von dem Deinen noch zurückkommen, Emilie,“ sagte der junge Mann in mitleidigem Tone. „Diese Schwärmerei würde, wenn sie überhaupt zu einer Art von Verwirklichung kommt, Dir zu theuer zu stehen kommen. Eine solche Aufopferung ist unnöthig. Wir haben Aerzte genug. Du wirst doch nicht mehr leisten können, als ein beliebiges männliches Individuum, welches aber durchaus nicht mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen hätte, Du siehst also, daß das, was Du als Einzelne im besten Falle wirken kannst, mit den gebrachten Opfern in keinem Verhältnisse steht.“ „Das ist ein Satz,“ antwortete Emilie, „der, wenn er zur allgemeinen Geltung käme, das allgemeine Wohl bedenklich gefährden würde. Er darf daher edlen Seelen, die den allgemeinen Sittengesetzen treu bleiben wollen, nicht zur Zuflucht dienen, sondern nur schwache Geister werden sich dahinter verstecken. Uebrigens bin ich weit entfernt, mich zur allgemeinen Menschenbeglückerin stempeln zu wollen, sondern behalte die berechtigten Anforderungen meines Ich im Auge. Die Aufgabe, die ich mir gesetzt, entspricht durchaus meinen Neigungen und Anlagen. Und gesetzt selbst, dies wäre nicht der Fall, hättest Du ebensowenig Grund, mit mir unzufrieden zu sein, Dich mir entfremdet zu fühlen, wie es doch den Anschein hat!“ —

„Wie könnte ich mit dem Schritt, den Du beabsichtigst, zufrieden sein?“ rief Emil heftig, „indem Du Dich in eine männliche Sphäre versetzt, gehst Du mir gleichsam als Schwester verloren, ohne daß ich einen Bruder gewänne, der frisch und keck sich mit mir in's volle Leben hinein wagt. Das kann nur ein armseliges Zwitterding geben, wie in diesen Punkte so auch im Weiteren!“

Es war sonst nicht Emil's Eigenschaft, so logisch zu folgern, aber er concentrirte eben in diesem ihn so tief berührenden Verhältnisse all' seinen Scharfsinn. „Worte und Versicherungen dürften hier nicht am Platze sein, Deine Einwürfe zu entkräften,“ sagte Emilie ruhig, „so Gott meine Kräfte nur irgend meinem Willen gewachsen sein läßt, hoffe ich es künftig durch mein Wesen und Wirken zu thun.“

Da trat der Major ein. Emil theilte ihm seinen definitiven Entschluß, als Cadet in ein Cavallerie-Regiment zu treten, mit und bat den Vater, ihm dies so bald als thunlich, möglich zu machen. „Ich bin mir vollkommen klar über meine Wahl, über meinen Beruf,“ rief er, des Vaters Zweifel und Einwürfe im Voraus parirend, „ich brauche einen Beruf, der Kraft, Kühnheit, Muth erfordert, der mich in's volle Leben hinausführt, einen echt männlichen Beruf! — Ueber den Büchern zu hocken, ist meine Sache nicht, das weiß ich nun!“ — Dem Major blieb nicht viel zu sagen übrig. „Wenn Du schon so unwiderruflich entschieden hast, mein Sohn,“ sprach er, „kann ich Dir nur meine väterlichen Wünsche mit auf den neuen Weg geben und die Hoffnung aussprechen, Du mögest auf demselben mit Lust und Liebe ausharren und die übernommenen Pflichten treu erfüllen. Dasselbe hoffe ich von Deiner Schwester. Ich habe es mir zur heiligsten Aufgabe gemacht, Euch zu brauchbaren, tüchtigen Menschen zu erziehen. — Es ist nun an Euch, Euer Wollen und Können zu bewähren! Und Kinder!“ er faßte die Hände der Geschwister, „haltet treu und fest zusammen und bewahret im Herzen die Bande der Familie. Schöne, wahre Menschlichkeit ist der einzige Weg zur Vollkommenheit, der höchsten Harmonie des inneren und äußeren Wesens, das sicherste Unterpfand vollkommener Berufserfüllung. Ihr sollet jedes in eine Sphäre treten, welche Euerem Geschlechte ganz angemessen ist, bewahret Euch aber durch ein echt geschwisterliches Verhältniß jene schöne Einheit, welche nur der geistige und gemüthliche Verkehr zwischen zwei Geschwistern bewerkstelligt.“

Emil war während des Vaters Worten einigermaßen befangen gewesen; er fühlte, wie wenig rein die Beweggründe gewesen, welche seine Zukunft äußerlich entschieden, aber doch fühlte er sich nun durch seinen Entschluß so froh und erleichtert und durch die väterlichen Ermahnungen in seinem empfänglichen Herzen so tief berührt, daß er mit hervorbrechender Herzlichkeit die Hand der Schwester festhielt. Diese Gefühle gewannen immer mehr die Oberhand, je mehr er sich schon als wild dahin sprengender Husar mit wehendem Dolman und geschwungenem Säbel zu sehen begann.

Sein männliches Selbstgefühl, seine Eitelkeit hatten einen Ausweg gefunden und er sah ein, er könne der Schwester ruhig vergönnen, auf dem unfruchtbaren Felde der Wissenschaft Vorbeeren zu sammeln. In Folge dessen wurde seine Stimmung immer heiterer und er ging endlich ruhig und vernünftig in die Sorgen und Berathungen von Vater und Schwester ein, auf welche Weise Emilie studiren sollte. —

Hier war es indessen nicht leicht, zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen und Vater und Tochter beschloßen nun, den Onkel aufzusuchen und zu Rathe zu ziehen, was sie schon gestern als das Ersprächlichste erkannt. —

Sie betraten bald darauf die kleine, prunklose Wohnung des Gelehrten, wo derselbe mit einer, ihm an Schweigsamkeit und Jahren ebenbürtigen Haushälterin lebte. Der Onkel zeigte sich Anfangs über das nie dagewesene Phänomen eines weiblichen Studenten bedenklich betroffen, aber als Emilie ihm mit ihrer ganzen Begeisterung und ihrem ganzen Muthe die Gründe entwickelte, schlug dieser anfängliche Eindruck alsobald in eine enthusiastische Zustimmung um; dieselbe galt allerdings weit weniger der sittlich-ethischen Bedeutung der Frage, für welche der Onkel weiter kein allgemeines Verständniß zeigte, als nur dem ihn unendlich befriedigenden Umstande, daß ein so tüchtiger Kopf für die Wissenschaft gewonnen sei. Daß ein so scharfes Denkvermögen, eine solche Consequenz des Urtheils, eine solche glänzende Auffassungsgabe in dem beschränkten Kreise eines Frauenlebens verloren gehen sollten, das hatte ihn nie zur Ruhe kommen lassen. „Emilie hat Recht,“ rief er jetzt einmal über das anderemal, „der Kopf, der Kopf, der macht den tüchtigen Studenten, was gibt es weiter für Skrupel, wenn sie den Kopf hat.“ — In der That gab es jetzt für den Onkel gar keine anderen Skrupel, als die allerdings überwältigend schweren, auf welche Weise er der Nichte die Universität zugänglich machen könne. Ein Mädchen als Hörerin an der Universität! es war allerdings eine unerhörte Neuerung, etwas Fabelhaftes, Undenkbares. Aber was für ein Mädchen war es! An diesen Gedanken klammerte sich der Professor. Eine der freisinnigeren Hochschulen würde sich doch bereit finden lassen, seinem Liebling ihre Hallen zu öffnen, und

dann — dann war Alles gewonnen. Er rieb sich voll innerem Vergnügen die Hände, während er sich an dem Gedanken ergözte, welchen köstlichen Studenten das junge Mädchen abgeben würde. — Aber das Wie, das Wie, es setzte endlich seinem Enthusiasmus einen nachdrücklichen Dämpfer auf. Er konnte sich keinen Illusionen darüber hingeben, wie wenig Aussicht vorhanden war, die Aufnahme einer Dame an irgend einer deutschen Universität zu erwirken. Er gab indessen Vater und Tochter sein Wort, das Möglichste zu thun. Er wollte sich einstweilen an die hiesige Universität wenden, sowie an die, an welche er berufen war. Er wollte auch bei Colleggen an anderen Hochschulen private Anfragen richten, ob eine Hoffnung da sei, seiner Nichte die Immatrikulirung zu ermöglichen. Schließlich wollte er auch die Behörden sondiren. Er wollte Alles thun, Alles, der stille Gelehrte war ganz in's Feuer gerathen. Er legte der Nichte nur dringend an's Herz, sich ernstlich vorzubereiten. Vor Allem mußten ihre Gymnasial-Kenntnisse geprüft und ergänzt werden, damit sie das Abiturienten-Examen ablegen könne. Er wußte, daß Emilie in dieser Hinsicht nur Lücken untergeordneten Ranges auszufüllen hätte, war sie doch rastlos und unbeirrbar mit dem Bruder fortgeschritten. Professor Herrmann mußte einen befreundeten Schulrath, bei dem er Emiliens Zulassung zum Abiturienten-Examen ohne allzu große Schwierigkeiten durchzusetzen hoffte.

„An mir soll es nicht fehlen, mein Kind, an mir gewiß nicht,“ rief der Onkel beim Abschied, „Du sollst studiren und sollte ich Dich in Männerkleider stecken und als meinen Neffen einschmuggeln!“ „Ich hoffe, es wird Dir mit der Nichte gelingen,“ erwiderte Emilie heiter, „da Du Dich ihretwillen so eifrig bemühen willst!“

Es begann nun für Emilien eine Zeit rastloser und begeisterter Thätigkeit. Die Arbeit ihrer Blüthenjahre, der Schatz von Kenntnissen, die sie gesammelt, er wurde gesichtet und der strengsten Prüfung unterzogen. Das strebsame Mädchen holte alle, alle die unscheinbaren abgegriffenen Bände hervor, welche den Bruder durch die Gymnasial-Belegänge begleitet und mehr oder minder die Spuren seines Fleißes und Unfleißes an sich trugen.

Arme Emilie! Und keine Ermuthigung wollte ihr werden, keine Hoffnung, ihr Streben zu einem reellen Gedeihen gelangen zu sehen. Einmal über das anderemal kam der Onkel mit abschlägigen, durchaus abschlägigen, ganz hoffnungslosen Antworten, die er auf seine Anfragen bei verschiedenen Universitäten wegen der Immatriculirung seiner Nichte erhalten. Der stille Gelehrte war in allen Tiefen seines Wesens aufgeregt und empört. Er hatte es sich zur Ehrenaufgabe gemacht als Repräsentant seiner geliebten Wissenschaft, dieselbe dem strebsamen jungen Wesen, welches er als vollkommen würdig für dieselbe erkannt, zugänglich zu machen. Sich immer nur in den abstracten Ideenkreisen seines Faches bewegend, hatte er die Schwierigkeiten nicht recht erwogen, welche seine Facultät einem sonst so tüchtigen Kopf entgegenzusetzen würde, weil derselbe zufällig einem Mädchen gehöre. Jetzt erkannte er plötzlich diese Schwierigkeiten in ihrem ganzen Umfange, aber nur mit dem unerschütterlichen Vorsatze, dieselben zu nichte zu machen und das Emilien gegebene Wort einzulösen.

Zum Glück war auch Emilie nicht das Wesen, sich so leicht entmuthigen zu lassen. Ein Blick des Einverständnisses, ein kräftiger Handschlag, den sie mit dem Oheim tauschte, zeigte diesem, wie unerschütterter ihre Vorsätze und ihre Thatkraft seien.

Selbst gehoben und ermuthigt ging der Professor von dannen. Emilie trug aber eine Macht in sich, die größte, göttlichste in der sittlichen Welt, obgleich sie selten zur ganzen Entfaltung kommt und nicht immer auf das Gute gerichtet ist, die Macht eines festen, eines unbeugsamen Willens. Das Bewußtsein dieses Willens gab ihr eine Freudigkeit und Zuversicht, welche ihr über alle Zweifel und Schwierigkeiten hinweghalsen, es gab ihr eine Ahnung von den heroischen Seelenkräften, welche in ihr noch ungeprüft schlummerten. Indessen sah sie Emil, den leichtsinnigen und leichtlebigen Bruder, unbehelligt an das Ziel seiner Wünsche kommen. Mit Begeisterung legte er den Fahnenrock ab und wurde mit dem bunten Ehrenrock seines Regiments bekleidet. Obgleich er, o Jammer! in der Uniform noch kleiner ausah wie früher, so konnte dieser Umstand doch nicht die Befriedigung beeinträchtigen, welche ihm der Säbel und die

Sporen, diese unbestreitbaren Attribute der Männlichkeit, verursachten. Den schwärzesten Rappen, der nur aufzutreiben gewesen, hatte er zum Reitpferd erkoren.

Als er das erstemal ausgerüstet mit dem Ehrenkleide seines neuen Standes erschienen, hatte er die Schwester auf das herzlichste umarmt und ihr feierlichst gelobt, sie ritterlich zu schützen, so oft sie an ihn appelliren wollte. Sie hatte seine Anerbietungen huldvoll angenommen und der junge Recke war glücklich bis zum Uebermuth.

Es war gegen Abend dieses bedeutungsvollen Tages, als der Major und Emilie, auf einem Spaziergange begriffen, durch die Straßen schritten. Beide waren tief versenkt in Betrachtungen, welche sich an Emil's Standeswahl knüpften. Emilie konnte nicht umhin, die Parallele zwischen ihrem und ihres Bruders Schicksale zu ziehen: wie leicht er bei seinem Geschlechte die höchsten Stufen, welche menschlicher Ehrgeiz nur anstrebe, erklimmen könne, während ihr das verhältnißmäßig Gewöhnliche kaum zugänglich sei. „Aber um so größer dann mein Verdienst und das Glück, welches mir mein Bewußtsein verleihen wird!“ rief das kühne Mädchen und ihr Antlitz trug den Ausdruck heiterer Seelenruhe, während ihre Augen in hoffnungsreicher Erregung glänzten; denn in ihrem Herzen wohnte die reinste Daseinsfreude, die, welche ein geistig schöpferisches Leben gibt. —

Kaum hatten Vater und Tochter die dampfenden Schloten, den weiten Complex schmuckloser, langgedehnter Gebäude, das emsig pochende, dröhnende Geräusch bemerkt, welche sich ihrer Aufmerksamkeit darboten. Doch fesselte ein sehr weitläufiges, sauber gebautes, wenn auch ebenfalls schmuckloses Gebäude, aus dessen zahlreichen Fenstern hie und da ein Levkoien- oder Balsaminenstock grüßte, plötzlich die Aufmerksamkeit des Majors. „Sieh', da sind wir zufällig bis zu dem Etablissement Rotte gerathen,“ sagte er, „hier ist das Arbeiterasyl, von dem der Fabriksherr neulich sprach und das er uns zur Beschäftigung empfahl. Ich hatte wirklich ganz darauf vergessen.“ „O! ich interessire mich so dafür,“ rief Emilie, „könnten wir nicht Herrn Rotte's Erlaubniß benützen, da uns der

Zufall eben hierher führt? Aber wirst Du die Karte, welche Dir der Fabriksherr damals übergab, zur Verfügung haben, lieber Vater?" Der Major fand in seinem Portefeuille die gesuchte Visitenkarte vor und erklärte sich bereit, den Wunsch der Tochter zu erfüllen. Eine Aufschrift nahe am Eingange wies ihnen den Eintritt zum Hausmeister. Sie fanden diesen beschäftigt, mit einem jungen, elegant gekleideten Herrn Bücher und Schriften durchzusehen. Derselbe war ein hochgewachsener, kräftiger Mann, augenscheinlich in der Mitte der Zwanzig. Seine Haltung und der energische, charaktervolle Schnitt seiner Züge zeigten von männlichem Ernst, Entschlossenheit und Geist. Seine sinnenden Augen von reinem Blau bildeten einen seltsamen, aber anziehenden Contrast mit dem leicht gebräunten Teint und dem schlichten, schwarzen Haar. Der Major entschuldigte die Störung. „Ich suche den Hausmeister,“ sagte er zu dem jungen Manne gewendet, „glaube aber hier vielleicht eine höhere Autorität vorzufinden.“

Der Angeredete verbeugte sich leicht. „Ich bin der Major von Waldheim,“ fuhr der Major fort, „und wünsche, sowie meine Tochter dringend, das Arbeiterasyl eingehend besichtigen zu dürfen. Hier diese Karte soll mir zum Beweise dienen, daß nicht nur unser Wunsch, sondern die freundliche Erlaubniß Herrn Rotte's uns hierher führen. Ist es wohl thunlich, daß wir jetzt unser Interesse befriedigen?“ — Der junge Mann verbeugte sich. „Ich bin Herr Rotte's oberster Geschäftsführer,“ sagte er einfach, während sein Auge mit sichtlichem Interesse auf Emilien ruhte, „es steht der Erfüllung Ihrer Wünsche durchaus nichts entgegen; man wird Ihnen mit dem größten Vergnügen zu Diensten stehen.“ Der Major und seine Tochter drückten ihren Dank und ihre Befriedigung in lebhaftester Weise aus. „Ich werde, wenn es Ihnen angenehm ist, selbst Ihr Führer sein,“ fügte der junge Mann nach kurzem Zögern hinzu und lud, nachdem er dem Hausmeister noch einige kurze Weisungen gegeben, beide ein, ihm zu folgen. Das weitläufige Gebäude bot in seiner Anlage und Einrichtung an und für sich durchaus nichts Bemerkenswerthes dar, aber sein Zweck und seine Brauchbarkeit regten Vater und Tochter alsbald zu einer lebhaften

Discussion an, bei welcher sich ihr Führer jedoch nur so viel betheiligte, als es die Höflichkeit eben erforderte; doch erschien er darum nichts weniger als zerstreut und gleichgiltig, sondern beobachtete die Gäste mit großer Aufmerksamkeit, besonders auf Emilien ruhten seine Augen erstaunt und fragend, wenn sie sprach. Nachdem sie das Gebäude in allen seinen Räumlichkeiten besichtigt, gelangten sie in den kleinen Garten, welcher sich daran schloß. Derselbe war in viele kleine Beete getheilt, auf denen die einzelnen Arbeiterfamilien einiges Gemüse, hie und da einige Nelken, Sommerveilchen oder wohlriechende Kräuter zogen. Emilie betrachtete diese kleinen Zeichen von Strebsamkeit und Natursinn mit besonderer Freude.

„Ich habe des Fräuleins eingehendes Interesse für dies rein praktische Etablissement mit Erstaunen bemerkt,“ sagte ihr Begleiter näher tretend, „erst hier finde ich die junge Dame wieder mit den Interessen, wie man sie gewöhnlich von ihresgleichen erwartet.“ Emilie sah den Sprecher groß und voll an. „Und Interesse für Gemeinnütziges erwarten Sie gewöhnlich nicht von ihnen?“ sagte sie. „Verzeihen Sie mir, mein Fräulein, wenn ich Sie unangenehm berührte,“ sagte der junge Mann warm, „ich that jedenfalls Unrecht, solche hergebrachte Anschauungen Ihnen gegenüber laut werden zu lassen, da Sie eben bewiesen, wie wenig dieselben auf Sie Anwendung haben. Im Allgemeinen aber nehmen die Frauen wenig Antheil an so schweren Fragen, wie z. B. der Arbeiterfrage, und liegt dies wohl auch in der Natur der Sache. Es sind dies sehr, sehr schwer wiegende Angelegenheiten und gehört eine hohe Summe von Ernst, Kraft und Ausdauer dazu, sich mit Erfolg in dieselben zu vertiefen.“ „Und doch,“ unterbrach ihn Emilie betroffen, „haben nicht die Frauen in ihrem warmen Mitgefühl, in ihrem Herzen, in ihrer Aufopferungsfähigkeit nicht die Weihe erhalten zu solch' einem Priesterthume?“ „Sie mögen diese heilige Weihe erhalten haben,“ rief der junge Mann lebhaft und seine innigen Blicke ruhten auf dem schönen Mädchen, „aber eben darum, mein Fräulein, darf ich Ihnen wohl die unverhüllte Wahrheit sagen. Das Gefühl allein thut es nicht. Ein überströmendes Menschenherz, ein so heilig schöner Gegenstand es an sich ist, es wird die Gebrechen der Gesell-

schaft nicht allein heilen. Dazu gehört klare, ruhige, unerbittliche Vernunft, rücksichtslose Energie, praktische Einsicht, wie sie nur eine tüchtige Erfahrung verleiht. Mit klarem Auge muß man prüfen, mit fester Hand die Sonde anlegen, mit eiserner Faust das Bestehende niederreißen, mit eherner Stirn dem aufwirbelnden Staube trotzen und dann mit unermüdblicher Kraft und Ausdauer an die Arbeit gehen. Dazu, mein Fräulein, muß man dem Kampf des Lebens nicht fremd sein!" —

Emilie nickte leise und sah sinnend vor sich nieder. „Sie haben Recht, hier fehlt es den Frauen, damit sie praktisch, tüchtig seien,“ sagte sie, „ich habe die Wahrheit dessen, was Sie eben ausgesprochen, längst erkannt und ich bin im Begriffe, mich, um meinen Mitmenschen nützlich zu sein, einer öffentlichen Thätigkeit zu widmen. Ich will den Kampf des Lebens kennen lernen.“ „Sie, mein Fräulein,“ rief der Fremde theilnahmsvoll, „Sie, so schön, so liebenswürdig, o nein, das brauchen, das sollen Sie nicht!“ —

„Nur eine Galanterie?“ sagte Emilie fast traurig, indem sie niedergeschlagen zu Boden blickte. „Sie irren, mein Fräulein,“ sprach der junge Mann, „es war keine Galanterie; ich bin ein einfacher, nüchternen Geschäftsmann, der Gesellschaft und der Frauenwelt fremd und ungewohnt, aus mir selbst herauszutreten; ich kenne daher jenen Luxusartikel nicht. Was Sie von mir hörten, war die Wirkung Ihrer menschenfreundlichen Liebenswürdigkeit auf mich, der Ausdruck meiner schnell erwachten Theilnahme für Sie. Eine Thätigkeit für das Gemeinwohl, gewissenhaft und ausdauernd ausgeübt, ist eine schwere, dornenvolle Bahn, glauben Sie mir dies! Warum sollte ein so zartes Wesen, wie Sie, welches auf andere, näherliegende Weise glücklich sein und beglücken kann, sich derselben aussetzen?“ Der Unbekannte hatte während dieser Worte einige der zu seinen Füßen blühenden Blumen gepflückt und reichte sie jetzt Emilien. „O lassen Sie, lassen Sie die Blumen der armen Frauen und Kinder stehen,“ rief diese eifrig. „Sie haben ein volles Anrecht an diese wenigen Blüthen,“ sagte er lächelnd, „da Ihr Herz so warm theilhaftig an dem Gedeihen dieses Hauses ist; diese Blumen sind das Symbol dessen, was Ihr Antheil bei solchen

Unternehmungen, wie das gegenwärtige, sein soll. Das Gefühl, der poetische Sinn, die reine, humane Idee! Das rauhe, praktische Werk lassen Sie der rauhen, praktischen Männerhand. Hätte ich das Glück, ein kleines Wort in Ihrer Schicksalsbestimmung mitzusprechen, ich würde Sie von der rauhen Welt so viel als möglich bewahren, damit Sie glücklich, so glücklich werden, als Sie es ohne Zweifel verdienen!“ Emilie sagte betroffen einige halblaute Dankesworte.

Vater und Tochter wandten sich zum Gehen. Der junge Mann geleitete sie bis zur Hausthüre. Als sie einige Schritte entfernt waren, wandte sich Emilie noch einmal um. Er stand noch immer an der Schwelle und sein warmer, theilnahmsvoller Blick begegnete dem ihren. Sie kehrte sich rasch ab und schritt schweigend neben dem Vater fort. — — — — —

Als Emilie und ihr Vater nach Hause kamen, fanden sie Professor Herrmann vor, der ihrer harrete. Er sah etwas niedergeschlagen aus und theilte der Niichte nach kurzer Einleitung mit, er habe nun von der Universität, welche der Schauplatz seiner künftigen Wirksamkeit sei, der letzten der, als freisinnig bekannten, auf die er die beste Hoffnung gesetzt, eine abschlägige Antwort erhalten und es sei somit alle Aussicht geschwunden, daß Emilie als Mädchen das Ziel ihres Strebens erreiche. Emilie hörte diese Mittheilung schweigend an, dieselbe machte gerade in diesem Augenblicke einen wunderbaren, überwältigenden Eindruck auf sie. Der Onkel betrachtete sie, als er geendet, forschenden Auges, er schien noch einen besonderen Gedanken im Hintergrunde zu haben.

Da öffnete sich die Thür, Emil kam klirrend herein gestürzt und stellte sich dem Onkel jubelnd in seinem neuen Standeskleide vor. Muthwillig erfaßte er ein seitwärts liegendes Studentenkäppchen, stülpte es der Schwester auf und führte sie so dem Onkel zu. „Da hast Du den Studenten Emil von Waldheim, den ich ausgezogen,“ rief er, „ich übergebe ihn Dir hiermit feierlich, Onkel, ich würde noch mein Bischen Spiritus dreingeben, wenn ich nicht wüßte, daß es dieser Studiosus als ganz überflüssig verschmähen würde.“

Halb lachend, halb ärgerlich wollte sich Emilie des unpassenden Schmuckes entledigen, aber der Onkel hielt ihre Hände fest. „Höre

mich, Emilchen," sagte er, „beantworte mir noch diese Frage: Ist es wirklich Dein heiliger Ernst, daß Du das leisten willst, was bisher nur Männer geleistet haben, daß Du die Möglichkeit dessen ganz und voll beweisen willst?“ — „Ja, ich will, wie Du weißt, Onkel," sagte Emilie fest und groß aufschauend. „Um dies Ziel zu erreichen, gibt es nur noch einen einzigen Ausweg —“ Der Onkel stockte. — „Nenne ihn," sagte Emilie verschüchtert. „Du mußt den Scherz Deines Bruders in Ernst verwandeln," fuhr er entschlossen fort, „Du mußt den abgelegten Studenten anziehen, Du mußt mich als mein Nefse Emil von Waldheim an die Universität begleiten und dort studiren. Du mußt eine Weile äußerlich Mann werden, um arbeiten zu können gleich einem solchen.“ „Onkel," rief Emilie erschrocken und erröthend.

Der Onkel wollte am anderen Morgen wiederkommen, um sich Emiliens definitive Antwort zu holen. — Welch' ein Kampf für die arme Emilie!! Auf der einen Seite: ihr heiliger Entschluß, ihr ganzes Streben, das Ziel, welches sie als ihre wahre Lebensaufgabe betrachtete — auf der anderen Seite: ein friedlich stilles, behagliches Leben und die Welt würde doch ihren alten Gang gehen. Niemand würde sie auf der Bühne des öffentlichen Lebens vermissen. Die symbolischen Blumen des Unbekannten lagen vor ihr, die Blumen, die er ihr gereicht, als Sinnbild ihres eigenen Lebens in seinem Sinne, eines stillen, kampf- und mühelosen Blumenlebens! — Und das Käppchen des Bruders bedeutete den Kampf mit der Sitte, den Kampf um die höheren Geistesgüter — Kampf, endlosen Kampf draußen inmitten der lauten Lebensbühne! — Die Blicke des Unbekannten hatten sie wieder eine Macht ahnen lassen, von der sie bisher keinen Gebrauch gemacht, eine wunderbare Macht, die ein anderes, unvergeßliches Augenpaar einst so heiß aufflammte machte in überströmender Liebe und dann in tief verwundetem Stolze. Ihr Herz pochte übermäßig; dort lag eine ahnungsvoll umhüllte Zauberwelt, in welche der Geliebte sie hatte führen wollen — und es bedurfte nur eines Schrittes, und sie stand mitten in ihr. — Sie durfte nur nichts Anderes sein wollen als — ein schönes Weib! — Und hier, auf der anderen Seite sollte sie auf-

hören, Weib zu sein, sie sollte kämpfen, ringen wie ein Mann, als ein Mann eine Rolle spielen, die halb ihren jugendlichen Uebermuth reizte, halb ihre Jungfräulichkeit zurückschaudern machte, eine Rolle aber, die es ihr möglich machte, das Höchste zu erreichen, was sie sich selbst vorgesezt, was sie dem stolzen Manne in Aussicht gestellt, der sie als sein gehorsames Eheweib heimführen wollte!

Sie lagen vor ihr, das Studentenkäppchen und der Blumenstrauß! — Der Schleier der Nacht senkte sich auf den harten, harten Kampf des zagenden, schwankenden Mädchenherzens! —

Am anderen Morgen stülpte Emil der Schwester abermals das Studentenkäppchen auf und begrüßte sie als Emil von Waldheim, seinen lieben Bruder und Commilitonen! —

#### Behtes Capitel.

#### Auch in einer Familie.

Karl Kotte kehrte eines Morgens im größten Aerger, in der übelsten Stimmung von der Promenade zurück. Er hatte heute wohl die schlimmste Kränkung seines, 21 Jahre währenden Lebens erfahren, wenigstens die beschämendste Niederlage seiner menschlichen und lieutenantlichen Eitelkeit. Obgleich es ihm durch die erprobtesten Manöver nicht gelingen wollte, sich die Gunst der erwählten Dame seines Herzens zu erobern, ja nur in ihre Gesellschaft zu gelangen, und er still innerlich an seiner Aufgabe zu verzweifeln begann, hatte er sich doch in einer weinseligen Stunde seinen Kameraden gegenüber zu Prahlereien über seine sogenannte „Flamme“ hinreißen lassen. Der spöttisch gefärbte Zweifel, der darauf laut geworden, hatte sein Selbstgefühl auf das Tiefste verletzt und in ihm den Wunsch rege gemacht, durch einen letzten, entschiedenen Versuch jene Zweifel zu vernichten. Nun machte Emilie an schönen Morgen häufig allein Spaziergänge nach den einsamen Theilen des Quais und der Promenaden. Sie sagte sich grundsätzlich von der Sitte los, welche einer jungen Dame nicht gestattet, allein einen harmlosen Spaziergang zu unternehmen. Lieutenant Kotte war ihr bei diesen Gängen schon öfter nachgeschlichen, auch war in seinem

dünnelvollen Kopfe schon der Gedanke aufgestiegen, sie warte auf seine Begleitung, aber die abweisende Art, mit welcher die junge Dame seinen Gruß erwiderte, hatte ihn von dem Versuch, sich ihr anzuschließen, zurückgebracht. Heute saß er mit seinen Freunden vor einem Café an der Promenade, als man Emilien vorübergehen sah, worauf Kotte sogleich spöttisch aufmerksam gemacht wurde. Er wollte nun den letzten, entscheidenden Anlauf nehmen und eilte mit dem Rufe: „Aha, meine Schöne!“ Emilien ziemlich zuversichtlich nach. „So allein, mein Fräulein, so einsam,“ rief er, „Sie erlauben doch, daß ich Ihre Einsamkeit störe?“ und die gefürchtete Verneinung rasch parierend, erkundigte er sich angelegentlich nach ihrem Befinden. Sie dankte kurz und bat, er möge freundlichst seine Begleitung aufsparen, bis sie mit Vater oder Bruder spazieren gehe. „Sie sind zu grausam, mein Fräulein,“ rief er mit halb wahrer, halb erkünstelter Bestürzung, „Sie versetzen Ihre zahllosen Verehrer durch Ihr Alleingehen in allzu große Versuchung.“ — „Sie sehen aber, daß es keine Versuchung sein kann,“ erwiderte Emilie, „ich gehe allein aus, um eben allein zu gehen. Der Zweck wäre also ganz verfehlt, wenn ich Ihre artige Begleitung annehme, außer denn, ich wollte Sie als Nichts betrachten, auf was Sie gewiß nicht eingehen würden.“

„Sie wissen nicht, wie grausam Sie sind, Fräulein Emilie,“ jammerte der Lieutenant, immer noch hoffend, es stecke hinter Emilien's Schroffheit Coquetterie, „Sie ahnen nicht, wie theuer mir jeder Augenblick in Ihrer Gesellschaft ist, wie sehr ich Sie verehere und bewundere — wie sehr meine Gefühle — —“ „O bitte, Herr Lieutenant, unterdrücken Sie Ihre Gefühle oder verleihen Sie ihnen nicht erst Ausdruck, wozu auch?“ Emilie sagte das so gleichgiltig und obenhin, als sagte sie zum Beispiel zum Handschuhmacher: „Ich kann dieses Paar Handschuhe nicht brauchen.“ Sie erröthete nicht, sie sah nicht verwirrt aus, sie blickte dem Lieutenant ganz ruhig und unbefangen in's Gesicht, wie jedem beliebigen Vorübergehenden. „Fräulein Emilie,“ seufzte der Lieutenant, „Sie spielen mit Herzen, mit Gefühlen, wehe Ihnen, Sie werden es bereuen — —“ „Ich?“ — Sie lächelte leicht. „Glauben Sie mir, ich habe jetzt eben keine Zeit, mit Gefühlen zu spielen. Ich habe Besseres zu

thun. Machen Sie sich wegen meiner Seelenruhe keine Sorgen. Guten Tag, Herr Lieutenant!“ — Sie wandte sich ab und ging weiter. Die Scene hatte sich noch im Gesichtskreis des Café's abgespielt. Karl Kotte stürzte in der entgegengesetzten Richtung von dannen, als hätte er einen eiligen Auftrag erhalten. Er wußte wohl, daß seine Freunde dies kaum glauben würden, daß es um seine Würde auf immer gethan sei. Die wenigen „Gefühle“, die er, seine maßlose Eitelkeit eingerechnet, besaß, waren im Aufruhr. Die erlittene Niederlage hatte ihn in seiner verwundbarsten Seite getroffen. Es gab für ihn augenblicklich keinen Trost. Er wollte schnell fort. Er beschloß, sofort ein früher gegebenes Versprechen vorzuschützen, dessen er sich zufällig erinert hatte, und den Rest seines Urlaubs bei einem Bekannten zuzubringen. Mit diesem Entschlusse kam er nach Hause. Das Kotte'sche Wohnhaus war ein neues, großartiges und ziemlich prunkendes Gebäude, mit Luxus, und zwar mehr mit Luxus, als wahrer Eleganz eingerichtet. Da befanden sich in der Belletage eine Reihe oder Prachtgemächer, welche nur betreten wurden, wenn Besuch da war, denn es fühlte sich Niemand von der Familie wohl darin. Die eigentlichen Wohnzimmer boten einen eigenthümlichen Anblick dar. Gegen die Parquets und Tapeten stachen seltsam einige alte, vielgebrauchte, praktische Möbelstücke ab, andere Luxusgegenstände waren wieder den praktischen Zwecken angepaßt oder befanden sich am unrechten Orte. Da stand ein hochlehniiger, schäbiger Armstuhl, an den Frau Kotte gewöhnt, dort ein breiter Kasten mit vielen Schüben, der ihr bequem war, dort ein eleganter Damen-Schreibtisch, an dem Niemand schrieb und auf welchem frisch geplättete Wäsche aufgestapelt lag.

Einige fein gemalte Vasen standen oben auf himmelhohen Schränken, weil sie der Frau vom Hause „im Wege“ gewesen. Der mangelnde Sinn für Schönheit und Harmonie verrieth sich an allen Ecken und die Bedürfnisse des täglichen Lebens traten überall auf das Unverhüllteste hervor. Wer einen näheren Einblick in das Leben dieser so begüterten Familie that, staunte, wie wenig comfortabel dasselbe war, mit wie untergeordneten Sorgen und Arbeiten sich besonders Mutter und Tochter befaßten, aber bei ihnen

fehlte der Sinn für ein verfeinertes und vergeistigtes Dasein und der Herr des Hauses selbst, in seiner ganzen Thätigkeit, seinem Streben nur nach außen gerichtet, suchte und fand daheim nur die passende Befriedigung untergeordneter Bedürfnisse.

Karl fand seine Mutter in ein aufgeregtes Gespräch mit Ernst, dem ältesten Sonne des Hauses, vertieft. Ernst Rotte, der oberste Geschäftsführer seines Vaters, dessen rechte Hand, hatte einen großen Einfluß auf dessen Unternehmungen. Da er die directe Leitung der auswärtigen Etablissements unter sich hatte und überdies fast alle Geschäftsreisen besorgte, hielt er sich nur sehr vorübergehend im Elternhause auf. Die beiden Brüder Ernst und Karl hatten in seltsamer Vertheilung die Haupteigenschaften ihres Vaters geerbt und zwar dergestalt, daß Ernst dessen Geist, Energie und Unternehmungslust, aber ohne dessen Hochmuth, dessen Eitelkeit, Anmaßung, Großsprecherei und Rücksichtslosigkeit, der jüngere Bruder aber alle die letztgenannten Eigenschaften ohne besondere geistige Begabung irgend welcher Art besaß. Ernst vertrat dem Vater gegenüber das humane Princip, ohne jedoch den praktischen Standpunkt aus den Augen zu verlieren und in Utopien zu verfallen. — Selbst wo des Vaters, auf pecuniären Erfolg gerichteter Egoismus gerne ein Veto eingelegt hätte, imponirte ihm des Sohnes Charakterfestigkeit, sittlicher Ernst und fester Wille. So war es Ernst Rotte's schönem Streben gelungen, überall die Interessen der Arbeiter ebenso zu wahren, als die des Arbeitgebers, und hatte er, wo sein Vater größere Etablissements besaß, Arbeiterasyle und andere gemeinnützige Institute in's Leben gerufen. Diese Unternehmungen hatten sich schließlich einen Ruf erworben, welcher der Eitelkeit des Fabriksherrn nicht wenig schmeichelte, so daß er oft gerne und mehr als nöthig für die Unternehmungen seines Sohnes eintrat. Ernst hatte bei der ihm eigenen Bescheidenheit und Selbstlosigkeit nichts dagegen einzuwenden, ihm genügte das Bewußtsein seines nützlichen Schaffens und der Beifall einzelner edler und human denkender Menschen. — Deshalb blieb sein Zusammentreffen mit dem imponirenden Officier und dem schönen Mädchen im Arbeiterasyl nicht ohne tiefen Eindruck auf ihn, um so mehr, als er von dem geistigen Leben

des weiblichen Geschlechtes eben keine hohen Begriffe hatte, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er fast keine anderen Frauen kannte als Mutter und Schwester. — Ernst Rotte hatte mit jugendlicher Begeisterung bisher sein ganzes Wesen auf seine Berufsthätigkeit concentrirt; er war in geselliger Hinsicht wenig mit Menschen in Berührung gekommen, und selbst, wenn er sich im Elternhause aufhielt, trug er diesem Gange zur Zurückgezogenheit so viel als möglich Rechnung.

Nur wenige Tage zählte diesmal seine Anwesenheit und schon hatte er eben der Mutter angekündigt, daß er am nächsten Tage wieder abreisen wolle. Frau Rotte war tief aufgeregt, den heimlichen Liebling ihres Herzens so bald scheiden zu sehen, aber als sie seinen Entschluß unerschütterlich fand, lief sie unruhig umher, seine Sachen zu ordnen. — „Aber Mutter, gute Mutter, das kann Johann doch besorgen,“ warf der junge Mann ein. „Nein, nein,“ rief sie eifrig, „Ihr Männer, Ihr sehet nicht ordentlich nach Allem und seine Sachen muß man doch zusammenhalten.“ Und wieder wirthschaftete sie mit Schlüsseln und Schublade. — „Sieh' Mutter,“ fuhr der Sohn sanft fort, „Du wirst Dir jetzt wieder den Rest des Tages mit meinen Sachen zu thun machen und denkst gar nicht daran, daß Du mir dadurch Deine Gesellschaft in den letzten Stunden entziehst.“ „Was hilft's, was hilft's, mein Kind,“ rief die gutmüthige Matrone, „warum willst Du mir nicht länger bleiben, Du könntest Dir's schon einrichten.“ Ernst blickte schweigend vor sich hin. Die Mutter hielt inne und blickte den Sohn forschend an. Der Instinct des Weibes und der Mutter gab es ihr ein, als sie auf ihn zutrat, die Hand auf seine Schulter legte und sagte: „Ernst, Ernst, ich weiß es, Du fühlst Dich zu Hause nicht wohl — —“ „Aber Mutter,“ rief der junge Mann betroffen und sein Angesicht röthete sich leicht, „wie kannst Du so etwas glauben?“ Er führte die rauhe Hand der alten Frau mit kindlicher Zärtlichkeit an die Lippen. „Wenn Du es wirklich so wünschst, will ich mir dennoch ein paar Tage erübrigen.“ — „So ist's recht, so ist's recht, mein Kind,“ sagte sie, zärtlich seine Wange tätschelnd, „es freut mich, daß Du Deiner alten Mutter etwas zu Liebe

thust. Es ist besser so, schau, ich hab' noch manches an Deinen Sachen zu richten.“ — Sie trippelte wieder zu ihren Schubladen. — Da kam Karl dazwischen mit seinem Reiseentschlusse und stürzte die alte Frau von Neuem in Verzweiflung, besonders, da er seiner üblen Laune rücksichtslos die Zügel schießen ließ und mürrisch die schleunigsten Vorbereitungen zu seiner Abfahrt getroffen wissen wollte. Die Mutter erschöpfte sich in Bitten und Vorstellungen, die der liebenswürdige Sohn jedoch barsch und hastig von sich wies. „Du mußt warten, bis Deine neuen Hemden aus der Wäsche kommen,“ rief sie endlich, „sieh', der Ernst wollte mir ja auch fort, aber er muß nun auch warten.“ „Wenn Karl Dir zu Liebe nicht bleiben will, Mutter, wird er es der Hemden wegen noch weniger,“ schob Ernst ein, der bisher schweigend und abgewandt am Fenster gestanden. „Du bleibst schon noch ein Paar Tage, mein Karlchen,“ sagte die Mutter. „Du magst Dir Deine Hemden behalten, Mutter,“ schrie Karlchen grob, „ich will einmal fort und bleibe keinen Tag länger, jetzt weißt Du's.“ „Was ist dem Unglückskind nur durch den Kopf gefahren,“ jammerte die Mutter, die Hände zusammenschlagend. „Es ist nicht sehr edel und männlich von Dir, Karl,“ sagte Ernst entrüstet, „daß Du den Aerger, den Du mit nach Hause bringst, dann an Deiner Mutter ausläßt, dazu gehört, weiß Gott, nicht viel Bravour!“ Karl rannte zur Thüre hinaus, diese heftig hinter sich zuschlagend. —

Wenn Frau Kotte nun auch auf ihren Sohn Karl heftig erzürnt war, so konnte sie dies doch dessen Wäsche nicht entgelten lassen und machte sich daher willig daran, das Bündel des ungerathenen Sohnes zu schnüren. Aber es stand in den Sternen geschrieben, daß sie heute ihren friedlichen Beschäftigungen nicht überlassen bleiben sollte. Die Thüre öffnete sich und ein etwa zehnjähriger Knabe trat ein; der jüngste der Söhne des Hauses Kotte schien von der Natur nicht besonders begünstigt zu sein. Zwar ließen seine derben, vierschrötigen Glieder und sein rothes, pausbäckiges Gesicht, welches ganz die Züge der Mutter trug, keine Befürchtung für seine Gesundheit aufkommen, aber sonst zeugte die ganze plumpe Erscheinung, der läppiſche Ausdruck des Gesichtes, der halboffene Mund von hoffnungsloser Dummheit.

„Mutter, Mutter,“ plärnte der Bursche, „Pauline hat mich wieder ausgelacht, sie hat mich einen dummen Jungen genannt und wie der Herr Lehrer da war, hat sie mir hinter seinem Rücken Nasen gemacht, Mutter, die Pauline, hörst Du's!“ — „Wie kam Pauline denn in das Lernzimmer?“ frug Frau Kotte aufhorchend. „Sie war da während der ganzen Stunde, sie sagte die Lektion her statt meiner und da machte sie mir Nasen. Und der Herr Lehrer lachte und meinte, sie wäre ein ganzer Student, und da lachten sie beide.“ Der hoffnungsvolle Jüngling machte Miene, zu weinen. „Pauline, Pauline,“ erscholl es von den Lippen der Mutter. Die Gestalt eines etwa zwölf- bis dreizehnjährigen Mädchens erschien, das wahre Gegenstück ihres Bruders, mager und dürrig, mit einem schmalen, altklugen, pfißigen Gesichtchen. „Was willst Du, Mütterchen?“ sagte die Kleine listig, während sie den Bruder von der Seite spöttlich angrinste; die Mutter hielt ihr das eben vernommene Sündenregister in strafendem Tone vor. „Ich kann nichts dafür, wenn ich Anton's lateinische Declinationen wußte, er leiert sie doch den ganzen Tag, ohne sie zu erlernen, und ich wollte ihm nur ein Bißchen einsagen, aber der Herr Lehrer merkte es und forderte mich auf, dem Anton nachzuhelfen.“ „Aber Du hast mir Nasen gemacht,“ triumphirte Anton. „Du hast ihn ausgespottet und ausgelacht,“ wiederholte die Mutter. „Das ist nicht wahr,“ rief die Kleine mit scheinheiliger Miene. — Anton protestirte natürlich. „Still,“ fuhr die Mutter dazwischen, „weißt Du denn nicht, Pauline, daß Du gar nicht in Anton's Lehrzimmer gehen sollst, daß dies der Vater streng verboten hat; Du darfst diese Dinge nicht lernen, sie passen nicht für ein Mädchen. Hast Du denn Deinen Saum fertig genäht?“ Die Kleine versicherte dies mit großem Eifer, als sich die Mutter jedoch im Nebenzimmer von der Richtigkeit ihrer Aussagen überzeugen wollte, stellte es sich heraus, daß die Arbeit kaum begonnen war. Die kleine Pauline hatte nämlich eine entsetzliche Aversion gegen Handarbeiten, die ihrem lebhaften, aufgeweckten Geiste nicht zusagen konnten, lernte aber spielend leicht und da sie der Liebling des jungen Hofmeisters war, machte sie es sich zum Vergnügen, ihren Bruder im Lernen zu überholen und zu beschämen.

„Du böses Kind!“ jammerte die Mutter, indem sie der Kleinen ihre Schuld entsprechend vorgehalten hatte, „jetzt setzest Du Dich her zu Deiner Näherei und rührst Dich nicht. Ich aber gehe und rufe den Vater, dann magst Du sehen, wie es Dir ergeht.“ Pauline stieß einen Schrei aus, warf hastig den ganzen Nähtisch um und eilte zurück zu Ernst, klammerte sich an ihn und zeterte: „Ich mag nicht nähen, ich mag nicht bei Euch bleiben, ich gehe mit Ernst fort, fort in die weite Welt. Nicht wahr, Ernst, Du nimmst mich mit.“ — Es dauerte lange, bis das aufgeregte Kind so weit beschwichtigt war, daß es sich wieder an den unseligen Nähtisch setzte und sich der auferlegten Buße, der sofortigen sauberen Vollendung des ominösen Saumes, unterzog. — „Du siehst, liebe Mutter, daß meine Befürchtungen hinsichtlich Paulinens nicht unbegründet waren,“ sagte Ernst, als er mit der Mutter wieder allein war, „indem Ihr dem aufgeweckten und begabten Kinde eine passende Geistesnahrung versagt und es bei mechanischen Beschäftigungen festhält, die ihm zuwider sind, wird es durch diesen Druck heuchlerisch, lügenhaft und widerspenstig.“ „Es ist ein rechter Jammer!“ klagte Frau Rotte, „sie ist mir viel zu geschick't für ein Mädchen. Der Anton könnte es eher brauchen. Mit dem geht's gar nicht vorwärts und als Bub' muß er doch was stüdiviren.“ Ernst schwieg.

Da trat der Herr des Hauses ein, welcher eben erst nach Hause gekommen zu sein schien. Rotte hatte sich in der letzten Zeit mit der ihm eigenen Energie auf die Politik geworfen. Er wünschte Einfluß beim Ministerium zu gewinnen, wollte ein im Interesse der Regierung redigirtes Blatt ankaufen und hatte deswegen schon öfter mit Linden conferirt.

„Ich habe für heute Baron Linden zu Tische geladen,“ wandte sich der Fabriksherr an seine Gattin, „Ist halt ein Diner bereit, aber ein feines, hörst Du's?“ — Er wollte wieder gehen. Die ausbrechenden Klagen der geplagten Frau hielten ihn auf. „Gott, es war gar nichts vorgerichtet, gar nichts, mit einem Worte, es war unmöglich —“ „Schlimm wäre es, wenn ich mich nicht einmal wegen eines Mittagessens auf Dich verlassen könnte,“ sagte der Gatte stürmzornig und des Sahnes Anwesens nicht beachtend.

„Ich sage Dir, das Essen muß bereit sein, der Baron ist geladen. Marianne!“ — Er rief die Tochter herbei, welche in einem der Nebenzimmer arbeitend saß. Das junge Mädchen kam gehorsam herbeigeeilt, sie sah ganz verstört aus. Marianne war nicht mehr ganz das harmlose Kind von ehemals, das hübsche, einfältige Köpfchen war ihr verdreht worden und zwar seit dem großen, glänzenden Balle bei dem Minister, zu dem sie mit den Ehren geladen gewesen war. Nun aber hatte Baron Linden, der bisher als der Anbeter des so viel bewunderten Fräuleins von Waldheim gegolten, mit ihr den Ball eröffnet, vorherrschend mit ihr getanzt, ihr nicht mißzuverstehende Huldigungen zu Füßen gelegt. Er war am nächsten Tage gekommen, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Dazu sprachen die Eltern ganz sicher und ernstlich über eine mögliche Heirat. Das mußte den Seelenfrieden des unbefangenen Kindes wohl erschüttern. Uebrigens hatte Baron Linden ihr Herz vollständiger erobert, als er oder sie selbst es ahnte. So ging Marianne zerstreut und in sich versunken umher, zeigte eine ungleiche Laune und begann hie und da mit etwas Selbstbewußtsein aufzutreten, besonders den Anmaßungen Bruder Karl's gegenüber. Auch heute war dies der Fall gewesen, denn da Herr Karl von der Mutter vertrieben worden, erwies er der Schwester die Ehre, sie zum Ableiter seines Kergers zu wählen. Er hatte kategorisch von ihr verlangt, sie solle das Einpacken seiner Sachen überwachen, während er einige Abschiedsbesuche machen wollte. „Marianne,“ sagte der Vater, „sieh' zu, daß Du Dich heute zu Tisch vortheilhaft präsentirst. Nimm Dich zusammen. Aber was, Du siehst ja ganz verblüfft und verstört aus?“ — Karl erzählte voll Selbstgefühl, was vorgefallen.

„Ich bin nicht Karl's Magd,“ klagte das junge Mädchen, „ich will ihm Alles zu Liebe thun, aber er hat mir nichts zu befehlen.“ Der Vater lachte. „Ach was, Du mußt bei Zeiten gehorchen lernen, meine Beste, wie wenn Du heiratest? — Geh' nur und packe Deines Bruders Reisefack lieber eigenhändig, es ist eine gute Uebung!“ —

Marianne ließ das Köpfchen hängen. „Wißt Ihr denn nicht,“

nahm der Lieutenant das Wort, „daß Linden der erklärte Anbeter der Waldheim war? Die stolze Schöne hat ihn gewiß abfahren lassen und darum klopft er jetzt bei uns an.

„Dummheiten,“ rief der Hausherr, „die Waldheim hat keinen Groschen, da wird es ihm eben nicht sehr Ernst gewesen sein. An solche Courmacherei darf man sich nicht kehren. Marianne wäre mit dem Baron gut versorgt.“ —

Das junge Mädchen war bei diesen Worten aus dem Zimmer geschlüpft. Ernst sah gleichgiltig darein. Er hatte den Namen des schönen Mädchens aus dem Arbeiterasyl vergessen, aber nicht ihr Bild.

„Ich erwarte heute Morgens Linden zu einer wichtigen Besprechung, die sich vielleicht in die Länge ziehen wird, deshalb habe ich ihn geladen,“ ließ sich nun der Hausherr herbei, zu erklären. Frau Rotte wagte nichts mehr zu erwiedern, aber sie eilte nun hinaus, ihren Haushalt zu besorgen. Draußen fand sie Marianne in Thränen aufgelöst. Das junge Mädchen klagte mit vom Schluchzen unterbrochener Stimme über des Vaters und des Bruders Tyrannei. „Du mußt Dir das nicht so zu Herzen nehmen, mein Kind,“ tröstete die Mutter, „das kann bei uns Frauen schon nicht anders sein, es ist eben unser Loos. Man muß sich den Männern einmal fügen. Du siehst ja, ich muß es dem Vater gegenüber auch. Denkst Du zum Beispiel, ich sehe es gern, daß er den Linden so an uns fesselt? Gott bewahre! Im Gegentheil, die Geschichte will mir nicht gefallen, sie kam mir gar zu plögllich. Aber der Vater läßt sich nichts sagen. Nun und endlich versteht er doch Alles besser! Und nun sei still! Die Sachen vom Karl magst Du lassen. Nach der Wäsche sehe ich selbst und das Uebrige kann der Johann machen. Also geh' nur und richte Dir Deinen Anzug, weil es der Vater wünscht.“ — — — — —

Marianne beruhigte sich und die Nothwendigkeit, sich herauszuputzen, schien ihr vollkommen einzuleuchten, denn sie schickte sich ohne Weiteres an, diesen Wunsch des Vaters zu erfüllen. Herr Rotte wußte übrigens jedenfalls die häuslichen Unmöglichkeiten, die seine Hausfrau zur Geltung brachte, gebührend zu schätzen, denn das mit so viel Aufwand von Klagetönen als unmöglich proclamirte

Mittageffen kam friedlich zu Stande und auch der Gast erschien pünktlich an der Seite des Hausherrn.

Vinden sah nicht mehr so heiter und selbstzufrieden aus, wie kurz nach seiner Beförderung. Eine leichte Wolke schwebte fortwährend auf seiner hohen Stirn und sein Antlitz zeigte einige leichte Linien, wie sie der mächtige Griffel des Seelengraves gräbt. In der That war sein Gemüthszustand ein trauriger, es war ein immerwährender stillinnerlicher Kampf. Die Klage um die schönste Hoffnung seines Lebens, um die verlorene, verschmähte Liebe nagte heimlich an seinem Herzen, aber der beleidigte Stolz ließ dieses menschliche Fühlen nicht zur Geltung kommen und suchte es vergebens niederzukämpfen. Der beleidigte Stolz stachelte ihn auch, die erlittene demüthigende Abweisung gegen sein, zu seiner Ehre sei es gesagt, innerstes Gefühl zu rächen. Ja obgleich es seinem besseren Selbst widerstrebte, er gefiel sich dennoch gewissermaßen in der Rolle des geschätzten, viel unvorbenen Freiers. Deshalb machte er der kleinen Marianne den Hof, die eine so gute Partie sein sollte und ging auch sehr eifrig in das Haus des Hofraths, auch dort die Gemüther selbstgefällig in freudige Hoffnung versetzend. Alles huldigte eifrigst dem schätzenswerthen Heiratscandidaten, aber er selbst fühlte sich dabei am unglücklichsten. Wie von einem peinlichen Bann befangen, that er alles, die überlauten inneren Stimmen zu betäuben. Er vermied es, sich selbst Rechenschaft über dieselben zu geben, aber ein dunkles Unbehagen, ein unwillkürliches Gefühl eigener Mißbilligung verfolgte ihn, besonders in seinem Verhältnis zur Familie Rotte.

Drückend kam es auch heute über ihn, als er die Damen des Hauses begrüßte. Die steife, unbeholfene und altfränkische Höflichkeit der alten Frau, der schwache Backgeruch, den ihr seidenes Kleid aushauchte, die Röthenröthe ihrer dicken Wangen, die auffallend herausgeputzte Marianne mit ihrem blöden Wesen, Alles berührte den feingebildeten Weltmann immer wieder unangenehm. Ledern und gelehrt floß die Unterhaltung dahin, sich um das gegenseitige Befinden, um die Geschäfte der Herren u. dgl. drehend. Die Meldung, daß angerichtet sei, kam Allen willkommen. Man begab sich

zu Tische. Außer der Familie erschien auch noch der glückliche Hofmeister des jungen Anton, ein intelligenter, bescheidener junger Mann, der sich für ein ausgiebiges Honorar der fruchtlosen Mühe unterzog, dem jungen Herrn das edle Wissen beizubringen, wovon die aufgeweckte Pauline noch das Meiste profitirte. Sie war im ganzen Hause des Hofmeisters beste Freundin, dieser ergöhte sich an dem talentvollen Kinde und erholte sich bei ihrer Wißbegierde und glänzender Auffassungsgabe von dem geisttödtenden Einpumpen bei seinem Schüler. Diesem Seelenbunde stellten sich die Verhältnisse jedoch feindlich entgegen und es erging das Verbot, das kleine Mädchen in seinen gefährlichen Neigungen zu bestärken und es von den Handarbeiten abzuhalten. So entstanden hie und da Conflicte wie der des verflossenen Morgens. Es war nicht möglich, daß bei dem verschiedenen Bildungsgrad der einzelnen Personen, besonders bei dem Wesen der Hausfrau bei Tische eine anregende Unterhaltung in Fluß kam. Der Fabrikherr führte nach seiner Weise das große Wort, bramarbasirte, schimpfte rückhaltslos auf einzelne Personen und Institutionen und entwickelte allerlei riesige Pläne; seine Gattin schob hie und da einen Gemeinplatz, eine derbe Platttheit ein und nöthigte den Gast immerwährend zum Essen, wie sie überhaupt diesem die liebevollste Aufmerksamkeit schenkte, da es auch wirklich an Fülle und Güte nichts zu wünschen übrig ließ. Auch die Söhne verhielten sich mehr zurückgezogen, Ernst seinem Wesen nach, Karl aus übler Laune. Es fehlte der sichere Tact der Hausfrau, der die widerstrebende Elemente formell ausgeglichen und vereinigt hätte. Aber auch Marianne hatte das kindliche Geplauder verlernt. Die Heiratsgedanken, welche man dem jungen Mädchen aufgedrungen, hatten seine Unbefangenheit verscheucht. Marianne hatte sich eingeredet, sie müsse als künftige Frau Baronin sich mit mehr Würde betragen; das paßte aber weder zu ihrem Wesen noch zu ihrem Bildungsgrad, und da sie sich in steifen Artigkeiten gegen Linden gefiel, ihm nicht mehr gerade in's Gesicht sah, und nichts-sagende, moralisirende, oft noch stockende Gemeinplätze in die Unterhaltung einwarf, erschien sie einfach albern und geziert. Linden fühlte sich unsäglich bedrückt und unbehaglich. Zwar horchte er auf-

merksam auf die Plattheiten von Mutter und Tochter und ging höflich auf die Prahlereien des Hausherrn ein, aber er fühlte sich fast beschämt davon. Nicht als ob ihm derlei Situationen nicht schon häufig genug vorgekommen wären, aber in diesen Familienkreis war er freiwillig eingetreten, mit dem Hintergedanken, sogar ihm einmal anzugehören. Vergangene Scenen tauchten in ihm auf. Er sah das zarte, vergeistigte Antlitz Emiliens vor sich, ihren lachenden, lebensprühenden Blick, er hörte sie plaudern, er dachte sich im geistigen Wettstreit, mit ihr die Waffen feinen Witzes und anmuthigen Scherzes kreuzend. Er kam sich vor wie verkauft und verrathen. Hatten doch diese Menschen, Marianne eingerechnet, gar keinen rechten Begriff von seinem eigentlichen Fühlen und Denken, noch war ihnen ein solcher beizubringen, ja sie ahnten nicht einmal, daß sie ihren Gesellschafter nicht verstehen konnten, daß es noch eine Seite seines Wesens gab, welche ihnen immer verschlossen blieb. Es faßte Linden eine so seltsame Bangigkeit, das Gefühl einer entsetzlichen trostlosen Leere. Er fühlte klar und deutlich in dieser Stunde, daß das Wesen, mit welchem er sich für das Leben verbinden würde, daß es Eigenschaften haben müsse, wie Emilie, ja er konnte sich es nicht verhehlen, wie Emilie, das undankbare, irregeleitete und doch, ach! so heiß und innig geliebte Mädchen. Zwar er hatte in Mariannen eben den Contrast suchen und lieben wollen, aber

Da schlug sie eben ein großes albernes Gelächter auf, Linden sah sie erstaunt an, dann besann er sich erst, daß sie von ihrer Vorliebe für Katzen gesprochen und daß er ihr eben geantwortet habe, sie solle sich zur Religion der alten Aegypter bekennen, diese hätten die Katze göttlich verehrt. „Katzen anbeten,“ nein das war zu komisch, „ihre Miez würde sich wundern, nein“ — das Fräulein wollte sich vor Lachen ausschütten. Die Frau vom Hause erhob sich. Man begab sich in das Nebenzimmer, wo der Kaffee servirt wurde. Marianne und Linden saßen auf einem Cassopha. Die Katzensgeschichte beschäftigte sie noch immer. „Aber ich bitt’ Sie,“ rief sie, „wie sind die Leute auf die Idee gekommen, Katzen anzubeten?“ — „Sie glaubten, es wohnten Geister in denselben, mein Fräulein,

die Geister ihrer Vorfahren," erklärte Linden. Neues Gelächter. In der Miez ein Geist — aber jetzt würde sie sich vor der Miez ja fürchten — „Sie sind doch recht böse, Herr Baron, daß Sie Einem solche Dinge erzählen," sagte Marianne mit affectirtem kindischen Schmollen. — „Ach! ich freute mich eben, Ihre Heiterkeit erregt zu haben, es wäre sehr schade, wenn ich sie verschreckte, sie kleidet Ihnen am besten," sagte Linden beziehungsweise. „Ach, ich bin ja nicht immer so lustig, manchmal kommt es auch anders," sagte Marianne, den Kopf senkend. „Warum sollten Sie nicht immer heiter sein, Fräulein Marianne," sprach Linden freundlich, indem er vertraulich ihre kleine Hand faßte, wie er es oft gethan. Aber solche Vertraulichkeiten hielt Marianne für unverträglich mit ihrer neu angenommenen Würde. Sie zog die Hand zurück, seufzte und blickte scheu nach der Seite. Die Eltern hatten sich unvermerkt zurückgezogen, sie war allein mit Linden. Das machte sie beklommen, ihr Herz pochte, sie wurde roth, ohne zu wissen warum. Linden bemerkte dies alles und war unangenehm berührt. „O ich denke, es kommen doch Jedem manchmal so ernste Gedanken und es wird ihm schwerer um's Herz, Jedem nicht wahr?" Sie wurde in ihrer Scheu und Befangenheit wieder kindlicher. „Ja das liegt wohl in den Eigenthümlichkeiten der Menschennatur," erwiederte Linden, „aber bei Ihnen sind alle Bedingungen gegeben, daß solche Schauer sehr selten kommen. Zumal jetzt, wo Ihr Blick in die Zukunft noch frei und sorglos ist, aber auch diese wird sich gewiß freundlich gestalten." — Linden hielt inne, da er bemerkte, daß die Aufregung des jungen Mädchens wuchs. Marianne wußte sich so wenig zu beherrschen, und so feierlich mit dem Gaste alleingelassen, glaubte sie schon, er gehe einer Erklärung entgegen, welche alle ihre Pulse klopfen machte. Linden ging plötzlich ein Licht auf. Er ahnte, welche Hoffnungen nicht nur, ja welche Gefühle vielleicht durch sein Benehmen in dem jugendlichen Geschöpfe erweckt worden und er machte sich sofort die bittersten Vorwürfe über seine eiteln, selbstgefälligen Experimente, denn im selben Augenblicke, als ernstere Gefühle in's Spiel kamen, erkannte er, daß Marianne Nothe nie und nimmer die Rolle in seinem Herzen und in seinem Leben einnehmen könne,

welche er Emilien zugebacht. Von dem Verlangen gedrängt, seinen Fehler so viel als möglich gut zu machen, sagte er bewegt: „Es ist mein innigster Wunsch, Fräulein Marianne, daß der Friede Ihres Herzens ungestört bewahrt bleibe,“ aber das junge Mädchen war nicht geübt, zarte Begriffe zu erfassen und zu begrenzen, sie verstand gerade das Gegentheil von dem, was Linden meinte und lächelte zuversichtlich, glückstrahlend zu ihm auf. „Doch lassen wir die Zukunft,“ sagte nun der gequälte Mann ausweichend, „es ist wohl noch eine Weile dahin, bis das Schicksal ernste Fragen an Sie stellt.“ Marianne lächelte etwas einfältig, sie wußte sich diese Worte nicht recht zu deuten, er aber leitete das Gespräch eilig auf unverständliche Dinge. Ernst, der, das tête-à-tête der Schwester mit dem Gaste bemerkend, herbeikam, erleichterte ihm die Aufgabe.

Linden empfahl sich so bald als möglich, innerlich tief verstimmt und bedrückt. Die glänzenden verschämten Blicke des gutmüthigen, harmlosen aber beschränkten Mädchens brannten ihm in der Seele und trieben ihn wie Furien, als er die Treppen hinab eilte. Heimlich gelobte er sich, das Haus nicht mehr zu betreten, als unter dem „Zwang der Convenienz“.

---

Elftes Capitel.

**Junge Mädchen.**

Monate waren vergangen. Es nahte der Frühherbst mit seinen gleichförmigen, mildwarmen sonnigen Tagen, seiner durchsichtigen Luft und seinem mattblauen Himmel und die Bäume begannen sich hie und da bunt zu färben. — In stiller rastloser Thätigkeit war Emilien der Sommer vergangen. Sie war nun klar und einig über sich selbst; ihre Zukunft, ihr Streben hatten ein bestimmtes Ziel gewonnen und nahmen einen erneuten kräftigen Aufschwung, ihr ganzes Wesen ruhte freudig in der selbstbewußten Vollkraft des Schaffens und Ringens. Es gab für das willensstarke Mädchen kein Zweifel und Zagen mehr, wo sie einmal

gewählt, wo sie einen Entschluß gefaßt. Das Erstreben eines hohen Zieles ist an sich schon ein menschlich schönes Glück, vielleicht das höchste. Emilie empfand dies mit wunderbarer Macht. Es erfüllte sie ein seliges, tiefbefriedigtes Bewußtsein und manchmal war ihr, als fühlte sie die Schwingen ihrer Seele sich regen und bewegen, als müßte sie aufwärts in eine reinere, höhere Geisteswelt. — Das ist ja das wahrhafte Göttliche am Menschen, der reine selbstbewußte Wille, der ein hohes geistiges Ziel anstrebt und wo konnte dieses göttliche Element in einer schöneren Flamme lodern als in der reinen, zarten begeisterten Frauenseele?

Emilie kam in dieser Zeit weniger denn je in die Gesellschaft. Manchmal, wenn sie auf ihren Spaziergängen, die sie zur Erholung nach ihrer ernstesten Geistesarbeit unternahm, über die Promenaden kam und dort ihren jungen Altersgenossinnen begegnete, welche da ihre eleganten Toiletten zur Schau trugen und mit den jungen Herren coquettirten und schwatzten, da kam eine Regung des Stolzes über sie, so daß sie ihr schönes Haupt selbstbewußt zurückwarf. — Die vornehme Welt befand sich indessen größtentheils auf Reisen oder am Lande. Auch der Minister Graf Hartach wohnte draußen am Lande bei seiner Familie. Hofrath von Röder hatte ebenfalls für sich und seine Familie in dem reizend gelegenen Waldort eine Villa gemiethet und bezogen. Zwar erhob sein finanzielles Gewissen gegen diese exorbitante Ausgabe mächtige Einsprache, aber dieselbe drang bei Frau und Tochter nicht durch. Hortense erklärte, es in der Stadt nicht mehr aushalten zu können; die Mama fand sie in der That bleicher aussehend als gewöhnlich und dann erforderte es eigentlich der gute Ton, man konnte sich von der allgemeinen Sitte nicht ausschließen. „Wenn man eine erwachsene, in die Welt eingeführte Tochter hat, ist man doch verpflichtet, sich der Gesellschaft und ihren Anforderungen zu fügen,“ kamen der Hofrath und seine Gattin endlich überein. Und so wurde der bedenkliche Posten getrost in das Budget aufgenommen.

Draußen hatte sich um den Minister und seine Familie ein feiner exclusiver Cirkel gebildet, in welchem sich Frau von Röder und ihre Tochter als in ihrem wahren Elemente bewegten.

Auch Konrad von Linden gehörte diesem Kreise an, denn er war ebenfalls dem allgemeinen Zuge, sowie dem besonderen Drängen des Hofrathes gefolgt und wohnte draußen in der herrlichen Waldfrische. Linden verkehrte überhaupt mehr denn je mit der Familie des Hofrathes und suchte darin Ruhe für sein verstörtes umhergeworfenes Innere. Er hatte Emilien seit jener Entscheidung kaum mehr gesehen, auch war es nicht weiter aufgefallen, daß er das Waldheim'sche Haus nicht mehr besuchte, denn dasselbe entzog sich überhaupt der öffentlichen Aufmerksamkeit. Und so hatte kein neueres Ereigniß die damals empfangenen Eindrücke verwischt und ungeschwächt lebten in seinem Innern die Gefühle der gekränkten, aber ungebrochenen Liebe und des beleidigten männlichen Stolzes. Nachdem er von inneren Vorwürfen gequält und in seinem tiefinnersten Wesen abgestoßen, unmuthig aus der Familie Kotte geschieden, fühlte er sich zu dem Röder'schen Hause wie zu seinem letzten Anhaltspunkt hingezogen. Durfte er von Hortense auch keine ideale Hingebung erwarten, so wußte er sich doch von ihr und den Ihren gebührend gewürdigt und mit wahrer Freude begrüßt. Vielleicht vermochte er Hortensen jene warmen, hingebenden Gefühle einzulösen, nach denen er sich so sehnte und so den erwünschten Ersatz für das hoffnungslos Verlorene finden zu können. Dort genoß er die Wohlthat des Umganges mit Menschen, die ihm an äußerer Bildung wenigstens gleichstanden, fand er Sympathie für seine Interessen, Verständniß in seinem ganzen Wesen. Freilich in einem Theile seines Selbst, vielleicht in seinem edelsten, fand er sich nicht verstanden, aber diesen besaß ja das schöne, undankbare, eigensinnige Mädchen, Emilie genannt, und darum durfte dieser Theil seines Innern nicht berücksichtigt werden. Nachdem er von dem treuen Freunde nochmals die Versicherung erhalten, Hortense sei seine Muse und nichts mehr, nachdem er nochmals von dem Bilde Emiliens Abschied genommen, suchte er sich mit dem Gedanken zu befreunden, Hortense als seine Braut, seine künftige Lebensgefährtin zu betrachten. Er schloß sich enger und enger an die Familie Röder an und trat mit Hortensen in näheren vertrauten Verkehr. Das Elternpaar schwamm in Glückseligkeit, und die Welt begann sehr bald die beiden jungen Leute als ein Paar zu bezeichnen. —

Auch Hortense schien zufrieden. Zwar hatte sie nie ein tieferes Gefühl für den Freund des Hauses gehegt, ja ihr Herz war ernsterer, sehr tief gehender Empfindung gar nicht fähig; soweit es aber bei dem leichtsinnigen, oberflächlichen Mädchen eingenommen war, gehörte es ganz einem Anderen, gehörte es dem schwarzelockten Dichter, der mit ihr scherzte und tändelte, der ihrer Eitelkeit schmeichelte, der so recht auf ihr ureigenstes Wesen einging. Aber Hortensens leichte, unbestimmte und schmiegsame Natur war unbewußt so ganz in die Anschauungen der Eltern, in denen sie erzogen worden war, aufgegangen, daß sie allerdings die Ehe nur als eine unvermeidliche Versorgungsanstalt betrachtete. Freilich nahm sie als ebenso selbstverständlich an, daß man den Bräutigam und Gatten lieben müsse, aber das erschien bei ihren Begriffen von Liebe gar nicht so schwer. Sie sagte sich selbst, daß sie Baron Linden vom Herzen gut sei, folglich konnte sie ihn heiraten. Bei näherer Betrachtung hätte sie allerdings gefunden, daß sie Alberti noch viel mehr gut sei, aber das kam nicht weiter in Betracht. Leichtsinnig, gedankenlos und vergnügungssüchtig nahm sie die Dinge wie sie waren, wenn sie nur den augenblicklichen Wünschen und Anschauungen entsprachen. — Es hatte das eitle Mädchen oft geärgert, daß Linden nicht ihr, sondern der Freundin gehuldigt, jetzt hatte sie ihn für sich erobert, das Wie bedachte sie nicht; sie hatte jetzt einen amüsanten Gesellschafter und Begleiter, um den sie die Damen beneideten, man nannte ihn als ihren Bräutigam, nun, sie konnte durch ihn erreichen, was ihr die Eltern als das vor Allem zu erstrebende Ziel dargestellt, eine glänzende Stellung in der Gesellschaft; folglich war Hortense glücklich und zufrieden. Hortense hatte im Umgange viel Fesselndes. Ihr ganzes Wesen besaß zu wenig Tiefe, um sich zu verhüllen, und so vollkommen sie die Formen innehatte, so sehr sie sich die Principien und Anschauungen ihrer Erziehung angeeignet, drang ihre eigenthümliche, harmlos gutmüthige Natur überall durch. Die ganze Welt war ihr nur ein Tummelplatz für ihr Amüsement, aber diese Anschauung trug nicht den Stempel des Egoismus, sondern nur den eines kindlich-seligen Optimismus. Linden bemühte sich, diese Vorzüge anzuerkennen, aber er kämpfte mit der Erinnerung an Emilien, seine Seele blieb unberührt;

eine tiefe Unbefriedigung, eine unbestimmte Sehnsucht faßte ihn an Hortensens Seite. Unwillkürlich stellte er immer wieder Vergleiche an, und neben der kokett-zierlichen Modejournalfigur Hortensens tauchte Emilie's einfach edle Erscheinung auf; neben Hortensens bleichem, blasirt vornehmem Gesichtchen ihr seelenvolles, geist-sprühendes Antlitz, neben Hortensens Salon-Geplauder über Nichts der Zauber ihres reichen, inneren Lebens, der sich in ihren Worten offenbarte. Linden hatte einmal mit einem edlen, hochbedeutenden weiblichen Wesen verkehrt und er fühlte dunkel, daß nur ein solcher Verkehr ihn vollkommen befriedigen könne. Aber Linden war zugleich noch in einen riesigen Irrthum versunken, er meinte, ein solches, ihm mindestens ebenbürtiges Wesen abhängig von sich, gleichsam als sein Eigenthum besitzen zu können; er erkannte nicht, daß er gleiche Rechte einräumen müsse, darum fühlte er das, was er erfahren, als eine tiefe, unvergeßliche Beleidigung nach. Und dennoch — dennoch, er konnte Emilie nicht vergessen, er konnte die Ruhe, den Trost nicht finden, den er auf diesem Wege suchte. Wenn er sich in Hortensens Gesellschaft befand, weilte er um so mehr im Geiste bei Emilie. Dabei mußte er mit Hortense lachen und scherzen und für den Winter allerlei Vergnügungen besprechen, während sein Inneres in immerwährendem schmerzlichen Kämpfen und Ringen begriffen war. Linden war tief unglücklich und dies sollte der Beginn einer Zeit sein, welche man als die schönste im Menschenleben bezeichnet, die des Brautstandes.

Zudessen wurde in der Gesellschaft bekannt, daß Emilie von Waldheim ihren Oheim nach dem neuen Ort seiner Bestimmung begleiten würde, um sich unter seiner Leitung, wie es hieß, weiter auszubilden. Die Neuigkeit wurde auch vielfach bespöttelt.

Hortense hatte die Jugendfreundin dringend-eingeladen, vor ihrer Abreise noch wenigstens einen Tag draußen in der Villa bei ihr zuzubringen. Emilie sagte zu, doch nach längerem Zögern, da sie mit mädchenhafter Scheu eine Begegnung mit Linden fürchtete. Auch sie durfte jetzt nur so wenig als möglich an ihn denken, sie gehörte jetzt einer anderen Welt an, sie hatte dem still in ihrem Herzen aufdämmernden Traume für immer entsagt, doch gebot die Höflichkeit und Freund-

schaft, der wohlmeinenden Einladung zu folgen, und so brachte ein schöner, klarer Herbsttag Emilien in den Röder'schen Familienkreis. Einer vorausgegangenen Verabredung mit Vater und Onkel folgend, gab sie an, unter des Letzteren Anleitung nach ihrer Neigung die Anfänge der medicinischen Wissenschaft zu studiren. Die Familie Röder enthielt sich aus Höflichkeit jedes Urtheils und bedauerte nur Emiliens Scheiden. Der Tag ging vorüber, ohne daß sich Linden blicken ließ. Gegen Abend wurde eine Promenade in den Wald unternommen und die beiden ungleichen Freundinnen saßen traulich in ein Bosquet verborgen, als Hortense frug: „Aber nun sage mir doch einmal offen und ehrlich, liebe Emilie, warum Du so entseztlich viel lernen willst? Du könntest doch nun endlich einmal aufhören, dachte ich, und siehe, da machst Du Dich erst recht ernstlich daran. Was willst Du eigentlich damit?“ „Ich hätte diese Frage von Dir nicht erwartet, Hortense,“ sagte Emilie, „ich meinte, Du würdest mich nun genugsam kennen, um sie unnöthig zu finden, Du weißt, ich bilde mich aus, weil ich Trieb und Beruf dazu habe. Ist dies nicht ganz natürlich?“ Hortense schüttelte den Kopf. „Ich glaube wohl, daß Du all' dieses Wissens fähig bist,“ sagte sie jetzt, „aber was willst Du mit diesen schweren, ernstern Dingen anfangen, die weder Dir noch sonst Jemand etwas nützen? Ich habe in der Pension auch allerhand gelernt, was ich jetzt vergesse, weil ich es ganz und gar nicht brauche.“ „Liebe Hortense,“ sprach Emilie eindringlich, „kannst Du Dir wirklich nicht vorstellen, daß man irgend Etwas erstrebt, und zwar der Sache selbst willen, nicht wegen des Nutzens. Nimm an, ich studire, um meine Zeit und meine Geisteskraft nicht zu vergeuden. Willst Du wirklich keinen anderen Lebenszweck gelten lassen, als das Amüsement?“ „Ei, freilich lebe ich nicht dem Amüsement allein, Gott bewahre,“ versicherte Hortense, „obgleich ich mich sehr gern unterhalte. Aber das Leben bringt es einmal so mit sich, soll es vielleicht anders sein, nun, so mag Jemand den Anfang machen. Ich lebe ja wie alle Mädchen, wie meine Alters- und Standesgenossen überhaupt und es sind doch Leute comme il faut! Warum sollte ich eine Ausnahme machen, warum sollte es nicht so recht sein? Was sollte ich überhaupt

Anderes thun? Ich denke, die Sache ist so ganz in der Ordnung. Und sieh', Emilie, ich kann nicht begreifen, warum Du diese Ordnung auf den Kopf stellen willst." Emilie schwieg. „Ich weiß nicht, Hortense, ob es Dir möglich ist, für eine erhabene Idee zu fühlen.“ sagte sie jetzt, „ein ideales Gut wahrhaft zu lieben.“ „Gewiß, o gewiß,“ versicherte Hortense. „Nur dann kannst Du mich verstehen,“ fuhr Emilie fort, „nur dann kannst Du ermessen, daß ich nur handle in dem Bewußtsein, das Rechte und Wahre zu thun,“ „Nun ja, das ist ja alles recht schön,“ rief Hortense, „aber ich sehe nicht ein, warum Du dabei so ganz und gar als Nonne leben mußt, wie in letzter Zeit. Das ist doch nicht recht. Und nun gar, was wirst Du erst bei Deinem langweiligen Oheim, was willst Du erst unter seinen Skeletten und Todtenschädeln und sonstigen Gräulichkeiten anfangen?“ „Das ist ja gerade eine passende Gesellschaft für mich,“ erwiderte Emilie lächelnd, „ich werde ganz und gar meinen Studien leben.“ „Ach geh mit Deinem Studium,“ rief Hortense, „warum mußtest Du Dir obendrein noch so etwas Widriges, so etwas Unappetitliches wählen. Brrrr — Warum nicht lieber etwas Hübscheres, Literatur, Sprachen oder so etwas Derartiges.“ „Liebe Hortense, ich hatte höhere Zwecke im Auge, als nur etwas Hübsches zu wählen.“ „Nein, das geht über meinen Horizont,“ gestand Hortense, „ich begreife endlich doch nicht, wo Du hinaus willst. Wirst Du Dein ganzes Leben studiren, oder wenn Du einige Zeit bei Deinen Todtenschädeln und Skeletten geseffen hast, was dann?“ „Das wird sich von selbst ergeben. Ich werde meine Kenntnisse schon verwerthen.“ „Verwerthen?“ warf Hortense ein, „doch nicht etwa Andern lehren? Nun, auf mich rechne nicht, liebste Emilie!“ „Nein, meine gute Hortense, zum Lehreramte fühle ich mich nicht berufen. Mein Wissen soll auf andere Weise meine geistige und physische Selbstständigkeit sichern, denn dies ist mein äußerer Endzweck.“ „Nun, ich begreife nicht, wie Du das anstellen willst,“ erklärte Hortense, „und wozu eigentlich?“ „Ich will eben durchaus in jeder Hinsicht für mich selbst sorgen,“ sagte Emilie. „Sonderbare Schwärmerin,“ rief die Freundin, „Du wirst immer räthselhafter. Ich begehre meistentheils gar keine Sorgen, das muß

ich gestehen, ich überlasse sie mit Vergnügen meinem Papa. Und wenn ich heirate, meinem Herrn Gemahl. Geschäfte vielleicht — nein ich schaudere schon vor dem Worte, das sollen Alles die Männer thun, dazu sind sie da. Aufrichtig gesprochen, liebste, beste Emilie, meiner Weisheit erscheint es, daß Du vollständig auf dem Holzwege bist. Es mag ja Alles recht groß und schön sein, was Du da anstrebst, aber glücklich wirst Du nimmer dabei sein, mein Herz. Es ist mir immer herzlich leid um Dich. Was könntest Du sein, wenn Du vernünftig wärest. Schau, da hab' ich mit unserem Linden für unsere jours fixes diesen Winter lebende Bilder besprochen, die gewiß recht interessant und hübsch werden. Im Stillen rechnete ich nun recht auf Dich. Und Du, unglückliches, verirrtes Wesen, was wirst Du den ganzen langen Winter machen? Doch komm -- dort geht Comtesse Clemence, sie wünscht sehr, Dich noch einmal zu sehen, wir wollen sie begrüßen.“ Die beiden Mädchen eilten ihren Vorsatz auszuführen. Gräfin Clementine von Hartach, oder Comtesse Clemence, wie sie in der Gesellschaft genannt wurde, hatte Emilien während des Sommers noch ein- oder zweimal besucht und für sie sowie für ihr Leben und Streben ein warmes Interesse gezeigt, ohne daß ihr Benehmen den herablassenden Charakter verloren hätte. Sie betrachtete Emilien eben als ein ganz besonderes interessantes und seltenes Phänomen; zwar fühlte und zeigte sie sich auch hie und da tiefer berührt, aber dennoch vermochte sie den rein menschlichen Werth von Emiliens Wesen nicht richtig zu schätzen. Ebenso wenig dachte sie daran, Emilien nachahmen zu können, das lag ganz außerhalb ihres vornehm-apatthischen Wesens. Die junge Gräfin fühlte tief innerlich eine endlose Unbefriedigung an ihrem Leben, eine trost- und hoffnungslose Leere. Die Vergnügungen, die der Tag brachte, hatten längst allen Reiz für sie eingebüßt und es bot ihr nichts einen tiefer gehenden Eindruck, nichts Nahrung für Geist und Herz, nichts weckte das Bewußtsein eines regeren Geisteslebens in ihr. Aber sie stand so sehr unter dem Einfluß ihrer Erziehung und Umgebung, daß sie gar nicht daran dachte, ihrem Dasein eine andere Richtung, einen anderen Inhalt zu geben. Sie meinte, es könne eben nicht anders sein und so vegetirte sie

hin zwischen Langeweile und Toilettemachen. — Jetzt erkundigte sie sich nach Emiliens Plänen und Studien und staunte über das, was sie hörte. „Sie sind doch immer neu, immer interessant, Fräulein,“ sagte sie nachlässig, „immer unternehmen Sie etwas Merkwürdiges. Unsere Herren sollten von Ihnen lernen. Aber diese bleiben bei ihrem saden Sport und wissen nichts Anderes zu sprechen. Sie sollten sich ein Beispiel daran nehmen, wie eine Dame ihre Zeit interessant ausfüllt. Ich selbst besitze eben auch kein Talent dazu,“ fuhr sie mit vornehmem Lächeln fort, „ich habe mich dem vollkommenen dolce far niente ergeben und genieße so den Sommer. Ich bringe jetzt die Tage im Freien zu im halben Geisteschlummer, zwischen Wachen und Träumen. Das ist prächtig, die Zeit vergeht dabei schneller als man glaubt. Der Sommer ist nun schon zu Ende.“ „Mir verflog er durch das entgegengesetzte Mittel, durch fleißige Arbeit,“ entgegnete Emilie ernst. „Chaque un à son goût,“ lächelte die Comtesse. „Ihr Mittel hat wenigstens den Vortheil, auch für den entsetzlich langen Winter vorzuhalteln.“ „Ich habe mit Baron Benden und Alberti einen kleinen Plan für den Winter entworfen, Comtesse,“ rief jetzt Hortense dazwischen. „Lassen Sie hören,“ sagte Clementine. „Wir wollen lebende Tableaus arrangiren.“ „Ach das ist ja etwas Altes,“ war die enttäuschte Antwort. „O, nicht ganz,“ versicherte Hortense. „Alberti hat allerlei interessante Zuthaten. Es soll eine Art Maskenkränzchen damit verbunden werden. Man bleibt in seinem Costüme und soll sogar im Geiste desselben sprechen. O, Emilie, wie schade, daß Du nicht mehr dabei sein kannst. Ob denn Dein Onkel wenigstens einen Ball mit Dir besuchen wird?“ „Wohl kaum,“ sagte Emilie wehmüthig lächelnd und ein leises Bangen überschlich sie, während die Mädchen von den Vergnügungen des kommenden Winters plauderten. Sie erschienen in diesem Augenblicke wie Kinder! Und sie? was stand ihr bevor? Ach, Emilie fürchtete ja nicht das große Werk, die Geistesarbeit war ihr ein gewohntes liebes Element, aber die Art und Weise, wie sich ihr äußeres Leben nun gestalten sollte, erfüllte sie mit einem kalten unbestimmten Grausen, welches trotz aller tiefgeschöpften Beruhigungsgründe, trotz ihrer ganzen Begeisterung immer wieder

die Oberhand gewann. Sie wurde ja herausgerissen aus ihrem ganzen stillbehaglichen, durch Natur und Sitte geheiligten Dasein, in welchem sie mit allen Lebensfasern ihres Wesens wurzelte, sie wurde in eine künstliche, rauhe Sphäre versetzt, die ihr alles raubte, was ihr vertraut und lieb war. Ihr Leben sollte von nun an unter einem fortwährendem Zwange stehen, ein immerwährender, rastloser Kampf, ein Bangen und Ringen ohne Ende sein, ohne einen Lichtblick, ohne eine freie Stunde, ohne einen äußeren Reiz, außer dem, den das geistige Streben für sie hatte. Diese Bilder und Gedanken lasteten wieder auf ihrer jungen Seele, während sie neben ihren ahnungslosen Begleiterinnen einherschritt. Doch da kamen drei Herren des Weges, Baron Linden mit seinem Freunde Alberti und Baron Steinbruck. Ein allgemeines Begrüßen und Linden und Emilie standen sich wieder gegenüber, zum erstenmale nach jenem jähen, bedeutungsvollen Abschied. Linden hatte fast die Fassung verloren, sein Inneres war in tiefer, leidenschaftlicher Bewegung. Er fand Emilien bleicher aussehend, eine leise Schwermuth ruhte auf ihren lieblichen Zügen und dieser Anblick erfaßte ihn mit rührender, erschütternder Gewalt. Sie stand schüchtern und besangenen zur Seite, durch die Nähe Linden's besangenen. Mit niedergeschlagenen Augen spielte sie mit ein Paar Eriken, die sie in der Hand hielt und antwortete mit umflorter Stimme auf die Anreden Steinbruck's und Alberti's. Linden lauschte athemlos dem lieben, vertrauten, so lang entbehrten Ton ihrer Stimme, während Hortense ihn mit Fragen bestürmte, warum er sich nicht zu dem gewohnten Spaziergange heute Morgens eingestellt habe. Dann begann sie wieder, auf seine zerstreuten Antworten kaum achtend, ihm von den Tableaus vorzuschwätzen. Linden zitterte vor Erregung und Ungeduld. Hortense kam ihm in diesem Augenblicke unendlich kleinlich, ja albern vor und nun enthüllte sich noch vor Emilien die ganze neue Vertraulichkeit ihres Verhältnisses zu ihm. In diesem Augenblicke erging ein furchtbar strenges Gericht über ihn, das strengste vielleicht, welches es geben konnte, — er erschien klein in den Augen der Geliebten. Hortense ließ jetzt glücklicherweise von ihm ab und wandte sich zu Alberti. Der Dichter war in den vornehmen Gesellschaftskreisen

jetzt beliebter und angesehenere denn je, denn es hatten sich seine Verhältnisse bedeutend gebessert. Durch die Vermittelung seines Freundes war er Redacteur der „Tagespost“ geworden und auch seine Dichtung „Fiorina“ hatte ihm reichlich Ehre, vielleicht auch Geld eingetragen. Er hatte dieselbe nach seinem Plane der ganzen Frauenwelt gewidmet und die Frauenwelt, die, in dem zwischen ihm und Emilie schwebenden Streite, der sich seither noch hie und da ernsthaft scherzend erneuert, den Ausschlag geben sollte, hatte natürlich — gar nichts dazu gesagt. Der vornehmere Theil derselben hatte eine zierliche, goldschnittprangende Miniaturausgabe auf den Büchertisch aufgenommen, in einzelnen Fällen einen mehr oder minder unbestimmten Beifall ausgesprochen, sich sonst jedoch weder für noch gegen die Tendenz erklärt. Dann veranstaltete Alberti noch eine öffentliche Vorlesung, in welcher er seine Dichtung selbst vortrug. Das schöne Geschlecht theilte sich an derselben ziemlich stark und Alberti triumphirte. Emilie hielt ihre Ueberzeugung stolz aufrecht und verwies den Dichter auf die Zukunft. So stand die Sache jetzt. — Als jetzt „Fiorina“ flüchtig erwähnt wurde, war Hortensen die Idee gekommen, man könne Scenen aus dieser Dichtung zu den famosen Tableaus verwenden. Mit der Vertraulichkeit, die zwischen ihr und Alberti herrschte, rief sie ihn bei Seite, um ihm diese Idee mitzutheilen. Er bot ihr den Arm und schritt mit ihr der Gesellschaft voran. „Aber Linden,“ spöttelte Steinbruck, „sind Sie heute so gefährlich zerstreut, oder schenken Sie wirklich Ihrem Freunde ein so unkluges Vertrauen? Sie scheinen ja gar nicht zu bemerken, daß er Ihnen das Fräulein sans façon entführt.“ Die bedeutungslose Neckerei ließ allerdings auf ein festeres Verhältniß zwischen Linden und Hortense schließen und darum fiel sie Emilien auf. Sie hatte über diesen Gegenstand schon mancherlei Gerüchte vernommen, ohne ihnen Glauben beizumessen, jetzt ward sie plötzlich von der Begründung derselben überzeugt. Sie schlug die Augen auf und ihr großer, kindlich offener Blick ruhte mit fragendem Staunen auf Linden. Dieser erröthete und erbleichte dann wieder, er glaubte vor diesem Blick in die Erde versinken zu müssen. Er sah, Emilien's reine Seele hatte ihn der unedlen Rache nicht für fähig gehalten,

die er ihr zugehacht, wieder fühlte er sich gerichtet. Schonungslos wurde in diesem Augenblicke die arme Hortense über Bord geworfen und Linden empfand nur den glühenden Wunsch, sich vor Emilien zu rechtfertigen. Aber auch in dieser stieg das Verlangen auf, Linden Alles, Alles zu sagen, was sie vorhatte. Sie gedachte, wie stolz und wegwerfend er über ihre Pläne und Ansichten sich ausgelassen, nun sollte er wenigstens auch sehen, wie sehr es ihr Ernst mit denselben war. Die Unterhaltung hatte durch Alberti's und Hortensens Abgehen eine leichte Stöckung erfahren und Steinbrück schickte sich an, denselben mit Clementinen zu folgen. Da sich der Hofrath, der die jungen Herren begleitet hatte, der Gesellschafterin der Comtesse anschloß, waren Linden und Emilie auf einander angewiesen. Emilie war sichtlich befangen. Niemand hätte jezt geahnt, was für heroische Entschlüsse in diesem zagenden Mädchen wohnten. Aber Linden war noch befangener, denn ihm fehlte das reine Bewußtsein. Emilie schlug den Pfad ein, den sie damals gewandelt, als sie den ersten Einblick in sein Herz erhalten. Linden bemerkte es und tausend schmerzliche Gefühle stürmten auf ihn ein. Damals war es holder, hoffnungsvoller Mai gewesen, wo alles grünte und blühte und die süßen Hoffnungen, die er aus dem bewegten Antlitz der Geliebten gelesen, sie waren alle verblüht und verwelkt, wie das Grün jenes Frühlings. Heute rauschte schon der Herbstwind durch das dürre Laub. Emilie kämpfte mit dem inneren Drange, Konrad, der das peinliche Schweigen nicht brechen zu wollen schien, ihre Pläne mitzutheilen; doch sträubte sich ihre mädchenhafte Scheu dagegen, die Vergangenheit zu berühren. Ihr reines Bewußtsein, Konrad gegenüber und der Stolz auf ihre schönen, selbstständigen Zukunftspläne trugen endlich den Sieg davon und sie begann mit fester Stimme und niedergeschlagenen Augen:

„Ich weiß nicht, ob Sie sich noch der Stunde erinnern, in welcher ich Ihnen sagte, es sei meines Lebens erste und heiligste Aufgabe, geistige und physische Selbstständigkeit zu erringen.“ — „Emilie,“ rief Konrad erregt, „bei meiner Ehre, ich habe diese Stunde nie vergessen, keinen Augenblick. Wenn es Ihnen anders scheint, so trägt Sie der Schein, die Zeit wird Ihnen beweisen,

daß ich, obgleich ich die Geringschätzung, die meine Gefühle von Ihnen erfahren, obgleich ich diese Beleidigung nie vergessen werde, diese Gefühle doch nicht so schnell ändern kann. Nein, nein, ich kann es nicht," schloß er erregt. „Die bittere Aufwallung, welche die Verneinung eines augenblicklichen Wunsches in Ihnen rege gemacht, wird verfliegen," nahm Emilie mit bebender Stimme das Wort, „dann werden Sie die vermeintliche Beleidigung, die ich Ihnen zugefügt, richtig beurtheilen, Sie werden meine Beweggründe richtig schätzen lernen. Sie werden dann den Spott und das verletzende Benehmen gut machen, welches Sie gegen mich zur Schau getragen und wir werden uns so ruhig und unbefangen begegnen, als ich es wünsche. Doch ich betrachte dies als eine natürliche Folge der Zeit und nimmer hätte ich deswegen die Erinnerung an jene Stunde beschworen. Obgleich Sie sich über mein Streben geringschätzig äußerten, fühle ich mich doch gedrängt, Ihnen dessen Ernst zu zeigen und meine damaligen Aussprüche vor Ihnen zu rechtfertigen. Ich glaube Ihnen daher die Erklärung schuldig zu sein, daß ich, um die angedeuteten Ziele zu erreichen, unter dem Schutze meines Oheims die Universität besuchen und Medicin hören werde. Wenn weder die Verhältnisse, noch meine Kräfte mir unüberwindliche Hindernisse in den Weg legen, will ich das Doctor-diplom erringen und für Frauen und Kinder die Praxis ausüben. Das ist die Aufgabe, die ich mir gestellt, für die ich meinen besten Willen, meine heiligste Begeisterung mitbringe." Linden hatte staunend zugehört. Abermals fühlte er sich von Emilien beschämt. „O, ich hätte es ahnen können," rief er, „Sie sind nicht das Wesen, mit Worten zu kämpfen, Ihr Geist ist stolz und unbeugsam und eisern Ihr Wille. Aber Sie haben sich ein weites Ziel gesetzt, Emilie, und wenn Sie es erreichen, will ich Ihnen für die Geringschätzung, die Sie mir eben vorwarfen, Abbitte leisten. Aber ehe Sie dahin gelangen, was setzen Sie Alles auf's Spiel? Das Glück ihrer schönsten Jahre, den Frieden häuslichen Lebens, die Blüthe Ihrer zarten Weiblichkeit, und das Alles um Ihren Ehrgeiz zu befriedigen, um Ihrem stolzen Streben nach Unabhängigkeit Genüge zu thun. Ich will nicht davon reden, was Sie mir gethan. —

Emilie, ist das Recht?" — — „Bei allen Uebeln, denen ich mich aussetzen soll," sprach Emilie schmerzlich bewegt, „haben Sie noch Eines vergessen und es ist nicht das Kleinste. Ich meine die Gefahr, fortwährend verkannt zu werden, selbst von denen man ein mildes, oder besser richtiges Urtheil erwarten sollte. Sie suchen die Triebfeder meines Handelns nur im Ehrgeiz? Ja ich bin ehrgeizig, aber nicht für mich, nicht für meine Person, ich bin es für mein Geschlecht. Ich will beweisen, was ein Weib kann, ich will beweisen, daß es das thun soll und muß, wozu es den Beruf in sich fühlt. Ich erstrebe ja nichts als das allgemeine Menschenrecht, das Recht der freien Selbstbestimmung, das Recht, das zu werden, zu was mich die Natur bestimmt hat. Das ist mein Ehrgeiz und darin liegt mein Streben nach Unabhängigkeit; nun ja, ich will diese, aber nicht aus den unreinen Beweggründen, die Sie vorauszusetzen scheinen und wohl noch Mancher nach Ihnen."

„O Emilie, die Engel des Himmels müßten Ihnen beistimmen, wenn Sie so sprechen," rief Linden erschüttert. „Vergeben Sie dem Egoismus eines verwundeten Herzens, wenn ich die reine Quelle Ihres Willens falsch beurtheilte. Aber wenn dasselbe noch so groß, schön und rein scheint, es beruht doch auf einem Irrthum; doch nur mit dem tiefsten Schmerze könnte ich Sie dem Zuge Ihres stolzen Geistes folgen sehen! O haben Sie sich nicht getäuscht über diesen Zug, Emilie?" Er blieb stehen, faßte ihre Hände und sprach, die Blicke fest auf ihr ruhen lassend, mit tiefer Bewegung: „Wenn Sie so vor mir stehen, Emilie, da fallen mir die Worte des Dichters ein:

„Du bist wie eine Blume  
So hold, so schön, so rein,  
Ich schau Dich an und Wehmuth  
Schleicht mir in's Herz hinein.

Mir ist als ob ich die Hände  
Auf's Haupt Dir legen sollt'  
Und beten, daß Gott Dich erhalte  
So schön — so rein — so hold.

„Und diese Blume," fuhr er erschüttert fort, „sie soll in den Staub der Welt gezerrt werden? Emilie, ich soll Dich dem

unlauteren Treiben der Universität, dem Heer der lebenslustigen Studenten preisgegeben wissen? mit rücksichtslosen Männern sollst Du einem Studium obliegen, gegen dessen entsetzliche Einzelheiten Dein tiefinnerstes Gefühl sich empören wird! Rein, Du holde Blume, der Zug Deines Geistes hat Dich getäuscht." — Die Wangen des jungen Mädchens brannten. „Halten Sie ein,“ sagte sie schüchtern, „ich habe mir all' diese Einwürfe längst gemacht und — entkräftet. Ich habe Ihnen nichts entgegenzusetzen, als die Reinheit meines Willens. Echte Weiblichkeit ist, was sie ist durch sich selbst, durch ihr Fühlen und Handeln, nicht durch äußere Bedingungen, welche sie in das rechte Licht setzen. Was man bis jetzt unter zarter Weiblichkeit verstanden, ist etwas Negatives,“ fuhr sie fester werdend fort, „das Unberührtsein von der Welt, wenn man diese nicht kennt, ist kein Verdienst. Aber sich in derselben das reine Herz zu bewahren, das ist ein Verdienst. Aber damit das Weib nicht unmittelbar mit dem „Staub der Welt“ zu kämpfen habe, mußte der Mann diesen Kampf für sie bestehen. Sie aber wurde dafür nur für ihn erzogen, all' ihr Wünschen und Denken nur auf ihn gerichtet, ist das wirklich allein wahre Weiblichkeit? — Darum lassen Sie mich ruhig hinaus in das wilde Leben, wenn ich in demselben etwas einbüße, so hatte ich nichts einzubüßen. Mich schützt mein reiner Wille, die Würde der Wissenschaft und die sittliche Weihe meines künftigen Berufes. Warum soll es Sünde für mich sein, die Gesetze des menschlichen Körpers, den die Natur wunderbarer geschaffen als jeden anderen Organismus, kennen zu lernen, wenn ich es zu einem so guten, reinen Endzweck thue? Denken Sie an die armen kranken Frauen, welche Wohlthat für sie, wenn sie in ihren Leiden mit ihrem Vertrauen nicht mehr auf einen fremden Mann angewiesen sind? Denken Sie an das Gute, was ich thun kann, wenn ich mein Ziel erreiche! Und dann lassen Sie ab von dem Dichterbilde, welches nur in einer idealen Welt gelten könnte, oder nur so wie ich es sinnbildlich verstehe, nämlich auf die Reinheit des Herzens bezogen. Wir sind alle ohne Unterschied angewiesen, den Kampf des Lebens zu kämpfen. Und unsere Frauen und Mädchen, denen ein größeres, öffentliches Feld

der Thätigkeit entrückt bleibt, sind darum noch keine Heine'schen Blumen, im Gegentheil, ihr Denken und Streben nach Außen macht sich nach einer anderen Richtung Lust und dann oft auf eine recht kleinliche, niedrige Weise. Sich seinen Mitmenschen nützlich zu machen, ist wohl unter allen Umständen ein edles Streben, welches selbst widerstrebende Mittel, wenn sie nichts Unrechtes bedingen, heiligt. Ist es so?" — Sie schaute ihn fragend und vertrauend an. Sie hatte vergessen, was zwischen ihnen vorgefallen und ihr armes Herz verlangte nur danach, von dem Manne, der ihr so theuer war, ein Zeichen der Zustimmung zu erhalten. Auch Linden hatte alles, alles vergessen. Das echte, wahre Gefühl, welches sein Herz einnahm, hatte die Oberhand gewonnen und alle die Gespenster verwundeten Stolzes und gekränkter Eitelkeit verschleucht. Er fühlte nichts in dieser Stunde, als wie unendlich theuer ihm dieses Mädchen war, und zugleich, daß er es an eine höhere Macht verloren, über die er keine Gewalt hatte, aber gegen die sich doch seine ganze Einsicht sträubte. „Ich unterliege der unwiderstehlichen Dialektik Ihres Geistes,“ sagte er trübe, „wie könnte ich sagen, daß Sie unrecht haben? In Ihrer schönen, großen Ideenwelt gewiß nicht, aber wie wird es enden? Emilie, Sie wissen ja, daß ich Sie liebe — also nochmals halten Sie es meinem Herzen zu Gute, wenn ich zweifle und für Sie bange, wenn ich sage, Sie unterschätzen an sich selbst wenigstens Eines, — das was Sie von Heine's Blume an sich haben. Sie haben das Leben einen Kampf genannt und mit Recht; besonders für Sie, armes Mädchen, wird es ein harter Kampf sein, ich kann Sie, wie Sie mir bewiesen haben, nicht von demselben zurückhalten. Aber wissen Sie, am Schlachtfeld draußen fallen viele, viele und nicht die Schlechtesten.“ „Aber wenn sich einer deshalb dem Kampf entzieht,“ sprach sie voll Begeisterung, „so nennt man es Feigheit. Der Mann ist dann auf immer beschimpft. Und von nun an soll es auch eine Frauenehre geben!“ — „Es bleibt mir nichts mehr zu sagen übrig,“ sprach er niedergeschlagen. „Möge Ihr Schicksal Ihren großen Gedanken entsprechen. Aber die Stimme, die mir dagegen spricht, kann ich nicht zum Schweigen bringen;

mit der Vorstellung, Sie an der Universität zu wissen, kann ich mich nicht befreunden. Doch wie bewerkstelligen Sie eigentlich den unerhörten Schritt?" — „Mein Onkel hat alles vermittelt," sagte Emilie zaghaft. Die Klugheit und mädchenhafte Scheu verboten ihr, etwas von der beabsichtigten Verkleidung zu verrathen. „Aber ich bitte Sie inständigst, über meine Mittheilung das strengste Stillschweigen zu beobachten. Erst der Erfolg meines Strebens soll bekannt werden." Linden gab das gewünschte Versprechen. „Also alles schon festgesetzt und in's Reine gebracht," schloß er. „Ihr Entschluß ist also unerschütterlich?" „Ohne Zweifel ist er es," erwiderte sie fest. „Ja Emilie, Sie sind groß," sprach er, „aber — werden Sie auch zufrieden und glücklich sein?" — Sie vermochte nicht mehr zu antworten, denn sie wurden eben von Steinbrück und Clementinen eingeholt. Auch Alberti und Hortense fanden sich ein. Die beiden Paare, welche so ihr tête-à-tête beendet sahen, waren recht verschieden. Hortense amüfirte sich mit ihrem Verehrer, Gräfin Clementine langweilte sich mit dem ihren. In der That bot die Person Baron Steinbrück's durchaus nichts Interessantes dar, nicht einmal seine Fehler und Schwächen trugen einen hervorstechenden Charakter. Er war eben Baron und bot als Gentleman comme il faut keine Blöße dar, doch seine Verehrung für die Comtesse war so aufrichtig als möglich und seine Absichten die ernstesten. Er selbst hegte eine so gründliche Anbetung für Rang und Bornehmheit, daß Clementine mit ihrem vollkommen aristokratischen, gleichgiltig nachlässigen und dabei doch formensicheren Wesen ihm imponirte und sein ganzes, eben nicht sehr großes Herz eingenommen hatte. Mit der Gleichgiltigkeit und Apathie, mit der sie das ganze Leben ertrug, nahm sie auch seine Huldigungen entgegen und als unausweichliches Schicksal auch die Aussicht, in ihm ihren künftigen Gatten zu sehen. Emilie war jetzt das Thema ihres, nicht eben lebhaften Gespräches gewesen. Der Baron übte seine einzige Force, sich über andere zu moquieren. Clementine war zwar über Emilien etwas anderer Ansicht, aber es lohnte ihr nicht der Mühe, dem Baron zu widersprechen. Seine Artigkeiten nahm sie mit mattem Lächeln hin. Endlich fand sie, daß

es heute doch recht heiß und sie etwas müde wäre. Linden und Emilie wurden eingeholt und der Vorschlag gemacht, einen Ruheplatz zu wählen. Hortense hatte indessen mit Alberti nach Herzenslust geschwätzt und geschäkert. Sie konnte sich mit ihm ebenso recht in ihrem eigensten Wesen gehen lassen und dann war sie sicher, ihn am meisten zu bezaubern. Und sie amüßte sich immer gar zu köstlich mit ihm, er war immer so piquant, so voll netter Einfälle und die lieben Schmeicheleien hörten sich auch recht gut an. Sie unterhielten sich so prächtig, als wäre die ganze Welt nur ein Tummelplatz für Schönheit und Minne. Und den Enthusiasmus für das neue Amusement brachten sie auch zur Gesellschaft zurück. Hortense war wieder so entseztlich vertraut und unbefangen mit Linden und behandelte ihn so ganz als den Ihren, daß er es vor Emilien Augen nicht mehr aushalten konnte, sich mit einem nothwendigen Brief entschuldigte und rasch davon ging. „Ich werde es mir wohl merken, wie unartig Sie heute waren,“ rief ihm Hortense scherzend nach. „Was hat denn heute unser Linden für Launen,“ sagte sie noch, als er verschwunden war. Sie ahnte nicht, wie ominös diese „Launen“ für sie waren. Linden suchte die Einsamkeit, um sich seinen wildwogenden Gefühlen und Gedanken zu überlassen. Eine Wandelung hatte sich schnell in ihm vollzogen. Die Begegnung mit dem edlen, hochsinnigen Mädchen hatte alle seine unterdrückten Empfindungen für sie wieder zum Durchbruch kommen lassen. Er erkannte, daß diese Empfindungen der beste Theil seines Ich seien; denn mit einem Schlage hatten sie alle unedlen Regungen des falschen Stolzes, des männlichen Hochmuthes und der Eitelkeit, alle kleinliche Empfindlichkeit verscheuht. Er hatte jetzt seine Niederlage vergessen und gehörte wieder ganz und gar Emilien, wenn er auch ihre Pläne nicht billigen konnte, wenn er auch jeden Wunsch, sie zu besitzen, auf immer verdrängen mußte. Und er hatte sich selbst für klein genug gehalten, fähig zu sein, seine Gefühle für sie ohne weiters einer Andern zuzuwenden. Er wollte für seinen Verlust den gemeinen Trost suchen, Emilien in den Armen einer Andern zu vergessen? Er wollte ihr den Werth dessen, was sie zurückgewiesen, dadurch beweisen, daß er vor ihren Augen rasch eine

andere, vielumworbene Schöne zum Altare führte? Er sah nun plötzlich ein, daß er seine Gefühle für die Geliebte in ihren eigenen Augen herabgewürdigt, indem er sie zu einem wandelbaren Gegenstande der Speculation machte. Und so hatte er zwei arglose Mädchen mit falschen Hoffnungen genährt und dann betrogen, ein jämmerlicher Don Juan, nein, ein eroberungssüchtiger Geck! Vor sich selbst und vor einer Anzahl achtungswerther Menschen hatte er seine Charakterlosigkeit documentirt. Linden schlug die Hände vor die Stirn! Dahin hatte ihn ein falscher, männlicher Hochmuth gebracht! Woraus war das entstanden? Weil das Mädchen seiner Wahl nicht den hergebrachten Anschauungen huldigte, die er bei ihr vorausgesetzt. Darum mußte er jetzt so gedemüthigt vor sich selbst dastehen! „O Frauen, Frauen, welche Macht habt Ihr über uns!“ sagte er sich, „Ihr, die Ihr den mächtigsten Theil unseres Ich, unser Herz in den Händen haltet!“ Und dann vergrub er wieder sein gedankenfeberndes Haupt in den Händen und sann, wie er sein Verhältniß zu Hortensen lösen solle. Er wählte endlich den einfachsten Weg, den der Wahrheit, um sich zum Theil vor sich selbst zu entschüden.

Nachdem er am andern Tage von dem Minister eine Urlaubsverlängerung erhalten, begab er sich in das Röder'sche Haus und erklärte der Familie in einfach schlichten Worten, daß er sich für eine Zeit von hier trenne, um eine Reise zu unternehmen. Er trage ein tief verwundetes Gemüth in sich, für das er Zerstreuung suchen müsse. Er habe sich mit der Hoffnung getragen, sich einen häuslichen Herd zu gründen und Emilie von Waldheim zum Altar zu führen. Die eigenen Pläne dieses seltsamen Mädchens hätten diese Hoffnungen vereitelt, indem sie durchaus ihren eigenen Weg gehen wolle. Anfangs hätte er durch geselligen Verkehr die ersehnte Zerstreuung erzielen wollen, sowie in der erprobten Freundschaft seines Gönners und dessen Familie, aber er halte es für dringend nothwendig, sich jeder äußeren Erinnerung an seine zertrümmerten Hoffnungen zu entziehen; dann bat er noch, sein Geständniß als ein ganz vertrauliches zu betrachten und verabschiedete sich rasch.

Schon die nächsten Stunden fanden ihn fern von dem Schauplatze, wo er so viel Unheil angerichtet hatte.

Wenige Tage darauf trat der Hofrath mit seiner Familie ebenfalls eine kleine Reise an. Sie wollten nicht Zeugen des Staunens sein, welches der Umstand hervorrief, daß statt der erwarteten Verlobung Hortensens mit Linden des Letzteren räthselhaftes Verschwinden erfolgte.

zwölftes Capitel.

**Scheiden.**

Emilie hatte ihr Abiturienten-Examen glänzend bestanden und so war der erste Schritt auf der eingeschlagenen Laufbahn mit dem besten Erfolge gethan. Der Onkel hatte es durch seine Verbindungen vermocht, daß das junge Mädchen aus Gefälligkeit zu der Prüfung zugelassen wurde. Sie freute sich nun über sich selbst, wie sicher, zuversichtlich und unbefangen sie der Prüfungscommission gegenüber gestanden hatte, während die Herren durch das stattliche Fräulein, diesen ungewöhnlichen Abiturienten, selbst etwas aus der Fassung gekommen. Mit Verbe und Begeisterung hatte sie in bester Form ihre Antworten abgegeben und gewiß von manchem linkschen, verblüfft stockenden Jüngling abgestochen. Mehrere neugierige Professoren, Pädagogen und sonstige Interessenten hatten dem ungewöhnlichen Prüfungsact beigewohnt und nach Beendigung desselben die junge Dame lebhaft beglückwünscht. Emilie war durch das Ganze sehr angenehm berührt und an jenem Tage in fast übermüthiger Stimmung. Während die Studentenrolle, die zu spielen sie so kühn unternommen, ihr sonst eine solche geheime Scheu einflößte, daß sie es vermied, sich viel mit derselben zu beschäftigen und alles ihrem bewährten Muth, ihrer Geistesgegenwart und den Anforderungen des Augenblicks überlassen wollte, dachte sie jetzt sogar mit einer Regung von jugendlich übermüthiger Abenteuerlust an diese Rolle, indem sie rief: „Wie gut geht alles, wenn man nur Muth hat, ich fühle

fast einen Ueberschuß davon und freue mich, daß ich Gelegenheit haben werde, denselben zu verwerthen.“ Arme Emilie! dieser Ueberschuß sollte ihr abhanden kommen, ehe sie noch die Thürme der Universitätsstadt erblickte. Indessen wurden alle sonstigen einleitenden Schritte gethan. Der Onkel bewirkte die Aufnahme seines Neffen Emil v. Waldheim an der Universität. So glänzend Emiliens Abiturienten-Zeugniß war, konnten sie sich dessen vor der Hand doch nicht bedienen, sie sollte sich mit den Zeugnissen und sonstigen Papieren des Bruders, die alle für sie paßten, legitimiren. Hätte sie doch selbst sein ausführliches Signalement ganz gut brauchen können. —

Frau Siebert, des Onkels Haushälterin, reiste ab, um für Onkel und Neffen die Wohnung vorzubereiten. Und Emilie verabschiedete sich bei Freunden und Bekannten. Mit stillem Herzklopfen sah sie alles bereit, alles gethan, was sie von dem alten in das neue Leben, von dem süßen Frieden der Mädchenzeit in das fremde Treiben der Universität führen sollte. — So bang beklommen und doch so still feierlich zu Muthe mochte vielleicht einer Braut am Abend vor der Hochzeit sein. Auch Emilie stand an der Schwelle eines neuen Lebens, auch sie ging der Bestimmung entgegen, welche ihr das Schicksal durch die lichte Erkenntniß ihrer Seele vorgeschrieben hatte, auch sie hatte gewählt, für das Leben gewählt, wenn auch nicht für das Herz allein, sie hatte gewählt, aber nicht um ihr persönliches Glück zu begründen, sondern um ihre Aufgabe als Glied der menschlichen Gesellschaft im höchsten Sinne zu erfüllen. Man betrachtet eine glückliche, hoffnungselige Braut stets mit einer gewissen Wehmuth. Man spendet ihr zwar die überschwenglichsten Glückwünsche, aber man fühlt sich immer von der Erinnerung überschlichen, was einst die Zeit und die wirkliche Welt aus den süßen Illusionen und Hoffnungen machen wird, wie Kummer und Sorgen, Ernüchterung, Gleichgiltigkeit, Zwispalt u. s. w. diesen Glückstraum verwischen werden. Emilie hätte dieses wehmüthige Mitleid nicht hervorgerufen. Sie erwartete nichts für sich, als das süße Gefühl, die höchsten Güter des Geistes erstrebt zu haben. Ihre Anschauungen, ihre Ideenwelt, ihr ganzes

Wesen hatten eben einen mächtigen entschiedenen Zug, einen höheren Aufschwung, die in dem Umstand wurzelten, daß sich von Kindheit auf ihre Individualität frei und naturgemäß entwickeln konnte; in dem Bewußtsein, einst nach freier Wahl das Höchste erstreben zu können, nur den allgemeinen Gesetzen, welche die Menschheit als solche kennt, unterworfen; in der Ueberzeugung, eine gemeinnützige Thätigkeit sei des Menschen höchste Aufgabe. So konnte Emilie lächeln über gewöhnliche Leiden und Freuden ihrer Altersgenossinnen; so konnte sie, über die ihr so gleichgiltigen gesellschaftlichen Rücksichten wegsehend, sich einfach und herzlich nur an die menschlichen Gefühle der Einzelnen halten; so konnte sie ruhig und unbedenklich das Schlaraffenleben zurückweisen, welches ihr auf Kosten ihres höheren Menschenwerthes geboten wurde, so warm ihr Herz für den Werber um ihre Hand sprach; so konnte sie mit kühner Hand sich das Ziel ihres Strebens festsetzen und zu dessen Erreichung sich über äußere Rücksichten, über die eigene Behaglichkeit hinwegsetzen. Ursprünglich war das, was Emilie wollte und erstrebte, durchaus der Ausfluß ihres eigensten Wesens, unabhängig von allen äußeren Umständen. Aber da sie erkannte, wie wenig ihr Geschlecht Verständniß für das hatte, was sie für das Heiligste und Erhabenste erachtete, in welche geistige Sklaverei dasselbe versunken war, wie dasselbe sich des ersten Menschenrechtes, des der freien Selbstbestimmung, der freien Entwicklung seines eigenthümlichen, natürlichen Wesens, entäußerte, da sie erkannte, daß sie durch ihr Vorgehen das Hergebrachte erschütterte, eine neue Bahn eröffnen und einer neuen Reihe wohlthätiger Erscheinungen in der Frauenwelt zum Vorbilde dienen könne, da erhielt ihr ganzes Dasein eine neue erhöhte Weihe und ihre Neigung für die erwählte Laufbahn wurde zur Begeisterung. Wo sie Gelegenheit fand, einen näheren Einblick in das Loos einzelner Frauen zu thun, oder, wo der Gesamtcharakter derselben in besonderen Erscheinungen sich darstellte, legte sie sich das heilige Gelöbniß ab, einst für einen Fortschritt zum Besseren unermüdetlich zu arbeiten; aber vorher mußte sie selbst etwas Tüchtiges, Entsprechendes geleistet haben, bis dahin drängte sie diese Tendenz in den Hintergrund.

Es gibt nur einen Weg, dem strebenden Menschengesist, der sich in den mannigfachen, hangen Wechselfällen des Lebens von dem ewigen Räthsel bedrückt fühlt, den Frieden zu geben, zugleich mit der höheren Weihe idealen Menschenthums, das ist das Bewußtsein, nicht umsonst zu leben, in seinem Streben für die Nebenmenschen ein unvergängliches Werk zu hinterlassen. — Dieser Friede wohnte in Emiliens Seele und es war ein dauernder, unvergänglicher Friede, denn naturgemäß und einfach entwickelte er sich aus der Richtung, die ihr ganzes Wesen genommen. Daß er mit vielen Schwierigkeiten verbunden war, konnte sie nicht abschrecken und so betrachtete es das kühne Mädchen als eine Pflicht, das stille Bangen, welches in ihr aufstieg, zu unterdrücken. Dann konnte sie sich wieder freuen auf die neue Laufbahn, der Gedanke, nun eine große Aufgabe vor sich zu haben, konnte ihr nur befriedigend erscheinen. Es war ein Schritt vorwärts, eine neue vielseitige Stellung und das erfreute sie. Sie fühlte, daß es gut war so. — Es hat immer etwas Wohlthuendes, wenn man sein Schicksal erkannt und bestimmt und es sich dann in der natürlichen, gesetzmäßigen Weise entwickeln sieht.

Ob wohl der Gedanke an Lindens Emiliens Frieden nicht trübte, ob die Erinnerung an ihn nicht störend in ihr Dichten und Trachten hereinragte? — Ja, sie dachte an ihn mit stiller, unnennbarer Wehmuth, mit unbestimmten, verlockenden Träumereien, ja, sie dachte an ihn mit aufrichtiger, herzswarmer Zärtlichkeit; aber das Loos, das er ihr geboten und das sie so unbedenklich zurückgewiesen, hatte sie fast vergessen; zu ferne lag es ihrer stolzen, freien Seele. Mit stiller Liebe hegte sie das Andenken an Linden, aber ihr Geist war mit höheren, bedeutsameren Dingen beschäftigt und sie hatte keine Zeit, denselben nachzuhängen. „Ich habe Besseres zu thun,“ sagte sie sich, wenn jene Erinnerungen sich zu mächtig in den Vordergrund drängten. — Und so nahte die Stunde des Scheidens. — Der Abschied vom Elternhause! Welche gefühlvolle Tochter würde er nicht auf das Tiefste erschüttern. Und wie innig war Emilie mit dem Vaterhause verwachsen. Wie glücklich war sie in demselben gewesen, und noch mehr, sie wußte, daß sie stets mit

Erfolg getrachtet, Vater und Bruder glücklich zu machen. Das Haus war ihr kein Ort der Beschränkung gewesen, wie frei und schön hatte sie in demselben ihr ganzes Wesen entwickeln können. Alles war sie hier gewesen, ein glückliches Kind, eine geliebte, hochgehaltene Tochter, eine sorgsame Hausfrau, eine strebsame Schülerin, ein freies, denkendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Ach, mit tiefem Schmerze schied sie von dem Ort, wo sie so freudig geschaltet und gewaltet und so rüstig gearbeitet hatte an der Bildung ihres Geistes. Hier war ihr Dasein und ihre Thätigkeit auf das Ersprießlichste geordnet, durch die Liebe geschützt, durch die Sitte geheiligt und jetzt schied sie aus diesem Frieden des Mädchenlebens, um ein ungewisses, schweres Leben zu beginnen. Und ihr Vater, den sie über Alles liebte und hochachtete, sie mußte ihn verlassen! Alle Bekannten hatten sich gewundert, daß er die Tochter von sich ließ, die für ihn und den Haushalt sorgte, und erstaunt darein geschaut, wenn er erklärte, er dürfe die höheren Menschenrechte seines Kindes nicht seiner Bequemlichkeit und der Wohlfahrt seines Haushaltes aufopfern. Darum betrachteten Vater und Tochter die Trennung als ein unausweichliches, ein verschwindendes Weh, welches durch höhere Zwecke geweiht sei. —

Das dachte Emilie, als sie am Abend vor ihrer Abreise, die in den ersten Morgenstunden des nächsten Tages erfolgen sollte, in ihrem Zimmer saß. Sie war allein; Vater und Bruder waren einiger letzten Besorgungen wegen ausgegangen. Die ersten Schatten der Dämmerung senkten sich eben auf das stille Gemach. Bilder vergangener Tage zogen an ihrem Geiste vorüber, mannigfache, wechselnde Gefühle bewegten ihr Herz, und immer und immer wieder haftete Alles an der Stunde des Scheidens und an denen, die ihr theuer waren. Der Oheim war so heiter, hoffnungsfroh und zufrieden, er tröstete und beruhigte alle. Er war so glücklich, eines der Kinder, die er nächst seiner Wissenschaft am meisten liebte, für diese und zugleich für sich gewonnen zu haben. Das sinnige, aufgeweckte Mädchen, sein Emilchen war immer der erkorene Liebling seines Herzens gewesen. Der ernste Gelehrte, der in seiner abstracten Ideenwelt sich so selten mit rein menschlichen

Banden beschäftigt hatte, fühlte sich froh und stolz, dieses liebe Wesen nun gleichsam in seine Hände zu bekommen. „Sei ruhig, Emilchen,“ pflegte er zu sagen, „für einen Studenten gilt doch als Hauptsache, daß er ordentlich studirt und das wirst Du thun, alles andere ist nur äußerliche Nebensache, davor brauchst du dich nicht zu fürchten.“ Emilie fürchtete sich auch nicht und konnte mit des Onkels Logik ganz zufrieden sein, obgleich er das „Andere“ doch etwas unterschätzen mochte. . . Jedenfalls war es von unschätzbarem Werthe für sie, in dem hochgeachteten und lieben Verwandten einen sicheren und unwandelbaren moralischen und thatsächlichen Anhaltspunkt zu besitzen, ebenso wie er in seiner Eigenschaft als Professor in manchem Falle hilfreich für sie eintreten konnte. Damit tröstete sie auch den Bruder Emil, dessen zärtliche Anhänglichkeit für die Schwester sich jetzt dadurch zeigte, daß er wegen ihres künftigen Lebens den aufrichtigsten Kummer kund gab. Vielleicht war es der große Respect, den er vor dem äußeren Gebahren männlichen Wesens hatte, so daß er es für ein Mädchen unmöglich hielt, sich daselbe anzueignen, oder war es das stille Bewußtsein, welches wilde und unbändige Exemplar von Studenten er abgegeben hätte: genug, seine Besorgnisse, was der armen Emilie alles geschehen könne, waren nicht zu beschwichtigen. „Wenn ich wenigstens bei ihr sein könnte,“ seufzte der gutmüthige Bursche einmal über das anderemal. Das war freilich ein eitler Wunsch, denn die Universitätsstadt lag in einem fernen, entlegenen Land des deutschen Reiches, bis zu welchem das Scepter des Königs, dem er diente, lange nicht reichte. Was Emiliens Muth vielleicht hätte erschüttern können, hätte er nicht in so festem Grunde gewurzelt, das waren die schweren, schiveren Besorgnisse, welche das treue Herz des Vaters quälten, obgleich er ihnen nur selten Ausdruck gestattete. Es stiegen Zweifel in ihm auf, ob er das zarte Mädchen so rückhaltslos der gefährlichen Laufbahn hätte übergeben sollen, ob ihr persönliches Wohl nicht mehr Berücksichtigung verdient hätte, ob er in ihrer Erziehung auch ganz den richtigen Weg eingeschlagen, aber so oft ihm wieder ihr schönes, harmonisch entfaltetes Geistesleben vor die Seele trat, dann mußte er sich sagen, daß der Erfolg sein Streben bereits gerecht-

fertigt. Und doch ruhte sein Blick schmerzlich hangend auf dem zarten, blühenden Antlitz Emilien, er dachte, ob dieses holde Mädchen nicht eher zum Glück geschaffen sei als zum Kampfe und er drückte das geliebte Kind dann an sich, als könne er es nicht von sich lassen. — Daran dachte Emilie jetzt. „Sei ruhig, mein Vater,“ sagte sie zu sich selbst, wie sie oft und oft zu ihm gesagt, „sei ruhig und vertraue mir. Es gibt innere unbestechliche Stimmen, die nie trügen und in mir spricht es, daß ich eines Tages zu meinem und Deinem Glück mein Ziel erreiche. — Ja,“ fuhr sie in ihrer Selbstbetrachtung fort, „diese Trennung ist nur eine vorübergehende. Ich werde dem geheiligten Boden dieses Hauses nicht entzissen, ich kehre zurück, wenn ich meine zunächst liegende Aufgabe erfüllt habe. Hier diese trauten Räume werden meine Heimat bleiben, wie sie die des glücklichen Kindes und des strebenden Mädchens waren. Hier wird mein ganzes Sein und Wesen wurzeln und nur mit seinem Thun und Lassen wird es hinausgreifen in die laute Welt. Hier im Schooße unserer Familie werde ich für meinen Beruf moralische Kräfte sammeln, ich werde deren Weihe in mich aufnehmen und mit doppeltem Vertrauen werden sich mir die Herzen der Leidenden zuwenden. Eine kurze Zeit des Kampfens und Ringens, des Lernens und Strebens und ich kehre zurück, besser und größer und doppelt werthvoll und theuer wird mir das Vaterhaus dann sein, wenn es mir auch nicht mehr den sorglosen Kinderfrieden der vergangenen Tage birgt.“ Sie versank in tiefes Sinnen. Unbestimmte Zukunftsbilder schwankten vor den Augen ihres Geistes, Bilder, die jenseits eines breiten, dunklen Stromes austauchten, der sie von ihnen trennte, auf den sie sich morgen wagen sollte. — Sie erschrak nicht, als sich die Thüre öffnete und mit bittendem Blick eine Gestalt erschien, die wohl ihren Träumen nicht ganz fremd gewesen. „Emilie,“ sagte Linden, „können Sie mir verzeihen, wenn ich in dieses Heiligthum dringe, wenn ich die Weihe dieser Stunden störe? Ach, wenn Sie wüßten, wie rastlos meine ganze Seele mit Ihnen beschäftigt war. Sie sind mir ja die Antwort auf meine letzte Frage, ob Sie glücklich sein würden mit all' Ihren großen Plänen, Sie sind sie mir schuldig geblieben. O, diese ungesprochene

Antwort hat mich gequält! Still Emilie, ich will nichts für mich, ich habe ja entsagt, nur Ihr Wohl beschäftigt mich. Es trieb mich aus der Ferne hierher zurück, es trieb mich heute den ganzen Tag um dies Haus umher, immer der ruhelose Gedanke, wie sich Ihr Glück, Ihr Friede zu diesem neuen fremdartigen Leben verhalten würde? Ich muß Ihnen die Zweifel, die mich quälen, mittheilen. Haben sie keinen Werth in Ihren Augen, die Zweifel eines Herzens, dem Ihr Wohl so unendlich theuer ist?"

O daß Linden jetzt kommen mußte, in dieser bedeutsamen Stunde, jetzt wo das Glück ihres Herzens eben mit tausend Saiten in ihr wiederhallte. Alle die Gefühle, die sie für ihn hegte, erwachten bei seinem Anblick, bei seinen eindringlichen, liebeswarmen Worten und ihr ganzes Herz wallte ihm entgegen. Einen Augenblick, einen kurzen Augenblick dachte sie vielleicht, daß es nur eines Wortes bedürfe und der dunkle Strom verschwand und die ferneren unbestimmten Zukunftsbilder wurden zur leuchtenden, lebensvollen Gegenwart. Es war ein kurzer Gedanke, dann sagte sie leise: „Dank, tausend Dank für Ihre Liebe. Und wissen Sie denn, ich werde so glücklich sein, als es dem Menschen im Erstreben eines schönen Zieles nur möglich ist.“ „O, das ist ein zweifelhaftes Glück,“ sprach er lebhaft, „Gott, wie unendlich oft täuscht sich der Mensch über seine Ziele und deren Werth, zu deren Erreichung er Alles — Alles geopfert. Emilie,“ rief er flehend, „wenn Liebe und wahrhaft wohlmeinende Gesinnung etwas in Ihren Augen gelten, so hören Sie mich! Gönnen Sie noch einer Stimme Einfluß auf sich, außer dem bestrickenden Sirenen gesang Ihrer Ideale. Ihre heroische Seele schwelgt jetzt in dem Gedanken der Hingebung an eine große Idee. Aber die wirkliche Welt wird die Reaction ausüben und Sie werden unglücklich, tief unglücklich sein! Emilie, geliebtes Mädchen, sehen Sie die Angst, die in meiner Seele um Sie brennt, um Sie, die ich den peinlichsten Gefahren preisgegeben sehen soll, die einem zarten Mädchen drohen, — Emilie, ich beschwöre Sie bei meiner Liebe zu Ihnen, bei allem, was Ihnen heilig, entsagen Sie dem Phantom, dem Sie nachjagen, gehen Sie nicht an die Universität, entsagen Sie dem Ziel, das Sie sich

gesteckt, so verlockend es Ihnen erscheinen mag!“ — Athemlos vor innerer Bewegung, in abgebrochenen Sätzen hatte Linden gesprochen. Auch das junge Mädchen war tief erschüttert. „Mein Freund,“ sagte sie endlich, „Sie vermengen das Ziel, welches ich mir gesteckt, mit gewöhnlichen Zielen des Ehrgeizes oder auch des Strebens nach irgend einem persönlichen Glück. — Es ist eine hohe, aber einfache und natürliche Pflicht, die ich erfülle — glauben Sie denn,“ fuhr sie zagend, schüchtern fort „glauben Sie denn, es kostet mich nicht auch Opfer, dieses höhere Gebot zu befolgen?“ — „O Emilie,“ rief Linden, indem er ihre beiden Hände faßte, „o wiederholen Sie dieses köstliche Geständniß! Also Sie sind doch nicht ganz und gar von Ihren Idealen bestrickt? O, nicht wahr, ein Wesen wie Sie, auf das der Himmel so viel seiner reichsten Gaben ausschüttete, es muß eine Ahnung haben von jenem Glück, welches Ihnen so sehr viel näher liegt, von dem Glück des Herzens. Spricht nicht eine Stimme in Ihrer Brust für dieses Glück, Emilie?“ — Er sah ihr mit forschendem, kummervollem Blick tief in die Augen. Ach, Emilien's Herz war in diesem Augenblicke von einer Fluth bitterer, unterdrückter Thränen überschwemmt, der Conflict zwischen ihrem Streben und dem Glück, welches die Natur dem Weibe beschieden und welches die Sitte so eng begrenzt, trat plötzlich wieder in seiner ganzen Schärfe vor sie hin und der Schmerz der Entsagung erfaßte sie mit unnennbarer Gewalt. Sie vermochte nichts zu antworten. Sie sah den Mann ihrer Liebe mit stummem, traurigem Blicke an. Linden zitterte vor Erregung. „Emilie,“ flehte er, „hören Sie auf die heilige Stimme Ihres Herzens, folgen Sie seinem Zuge, werfen Sie die kühnen Pläne Ihres stolzen Geistes von sich, folgen Sie dem Rufe, durch den die Natur in Ihrer Brust spricht!“ Emilie faßte sich. „Ich darf nicht,“ sagte sie leise und trüb, „das Paradies ist verloren, mein Freund, auf immer verloren und der Mensch darf nicht mehr den natürlichen Trieben seines Herzens ausschließlich leben, außer auf Kosten seiner höheren Bestimmung, der Kampf um die Güter des Geistes ist nun sein Loos. Versuchen Sie mich nicht, es ist vergebens! Sie wissen nicht, daß das, was ich thue, eine natürliche Consequenz meines ganzen Wesens ist und daß ich dieses

ändern müßte, um mich ihr entziehen zu können. Ich weiß, daß mir ein schwerer Kampf bevorsteht, der schwerste vielleicht, den ein weibliches Wesen kämpfen kann, schwerer noch, als Sie ahnen! Aber der Muth, der mich beseelt, entspringt aus einer unverwundbaren Quelle. Nun, mein Freund, innigen Dank für Ihre Theilnahme. Nehmen Sie die Versicherung, daß mein Streben ein geheiligtes, mein Muth ein unerschütterlicher ist.“ — Linden stand zagend und tief traurig vor ihr. „Ich scheid heute trostloser von Ihnen, als in einer andern Stunde,“ seufzte er, „denn ich überlasse Sie einer ungewissen Zukunft und ich nehme nur Kummer und Ungewißheit mit in mein einsames, freudloses Dasein.“ — „Vielleicht,“ sagte Emilie tief gerührt, „ist es mir beschieden, Sie einst unter Umständen wiederzusehen, welche Ihre Zweifel und Bedenken wie dunkle Schatten vor dem Lichte fliehen lassen, wo Sie sich mit mir freuen werden, daß wir diesen düsteren Gespenstern kein Gehör schenken.“ „Wie ungewiß ist diese Hoffnung, und wie unausweichlich die Bedrängnisse, die Sie erwarten,“ sagte Linden hoffnungslos, „und so soll ich von Ihnen scheiden?“ „Höhere Mächte wollten es so und glauben Sie mir, auch ich fühle das Schwere dieser Stunden,“ — sie rang mit ihrer Bewegung, das Geständniß, wie theuer er ihr sei, schwebte auf ihren Lippen. Aber rasch unterdrückte sie es, sie hätte sich ihre Aufgabe nur erschwert und sein Widerstreben in's Endlose gesteigert, ihren und seinen Frieden preisgegeben. „Leben Sie wohl,“ flüsterte sie. „Gott schütze Dich, theures Mädchen,“ rief er mit ausbrechendem Schmerz, indem er sie heftig in die Arme schloß. Seine Augen glänzten feucht, sein Männerstolz zahlte dem unbeugsamen Mädchen den Tribut einer Thräne. — — — — —

Die aufgehende Sonne des nächsten Tages fand Emilie auf dem Wege nach dem Schauplatz ihres neuen Lebens. Der bange Abschied war vorüber. — — — — —

Aber Emilie hat jene Thräne nie vergessen! — — — — —

Ende des ersten Bandes.